

DEUTSCHES ELSASS
DEUTSCHES LOTHRINGEN



Ein Querschnitt aus Geschichte, Volkstum und Kultur.

Verlagsanstalt Otto Stollberg, Berlin W 9

Deutsches Elsaß
Deutsches Lothringen

Deutsches Elsaß
Deutsches Lothringen

Ein Querschnitt aus Geschichte, Volkstum und Kultur

Herausgegeben von

Staatsminister Dr. Otto Meißner

Verlagsanstalt Otto Stollberg, Berlin

Der Satz, Druck und die buchbinderische Verarbeitung wurden hergestellt in der Großbuchdruckerei Paul Schettlers Erben A.G., Köthen (Anhalt)

Inhaltsverzeichnis

Geleitwort

Im Juni 1940 haben die siegreichen Waffen der deutschen Wehrmacht Elsaß und Lothringen nach 22jähriger Fremdherrschaft in das Großdeutsche Reich des Führers zurückgebracht, zur freudigen Begeisterung des deutschen Volkes, das damit ihm zugefügtes bitteres Unrecht wieder gutgemacht sieht. Herz und Sinn der Deutschen, die von jeher diesem Schicksalsland zugetan waren, sind ihm nun in besonderem Maße zugewandt, erinnern sich an seine wechselvolle Geschichte und verfolgen mit Anteilnahme sein Wiederhineinwachsen in Reich und Volk.

Das vorliegende Buch will aus der über 2000jährigen Geschichte von Elsaß und Lothringen, aus ihrem politischen und völkischen Leben und aus ihrem wirkungsreichen kulturellen Schaffen darlegen, daß diese beiden Randgebiete des deutschen Raumes immer Glieder des ganzen Deutschland waren und sich selbst in der Zeit politischer Fremdherrschaft als solche fühlten. „Auf beiden Rheinufern wohnt für uns nur ein Volk; Schlachten und Welthändel können es zersplittern und durch Zollhäuser und Schlagbäume trennen, aber die Herzen scheiden sich nicht", so schrieb 1850, also zur Zeit, als das Elsaß und Lothringen als französische Departements politisch zu Frankreich gehörten, der Straßburger Professor Eduard Reuß. Und in Abwehr französischer Versuche, die deutsche Sprache zu unterdrücken, sagte (1835) Reuß: „‚Wir reden deutsch' heißt nicht bloß, daß wir unsere Muttersprache nicht abschwören sollen, sondern es heißt, daß wir in unserer ganzen Art und Sitte, in unserem Glauben, Wollen und Tun deutsche Kraft und Treue, deutschen Ernst und Gemeingeist, deutsche Uneigennützigkeit und Gemütlichkeit bewahren und als heiliges Gut auf unsere Kinder vererben wollen."

Diese mannhaften Worte eines in seiner Zeit führenden Elsässers finden ihre Bestätigung in dem Verhalten und im Empfinden des Volkes, wie es sich in Volkslied, Volkstum und Volksbrauch bekundet, und in dem Widerstand, den es zur Zeit französischer Fremdherrschaft dem Versuche der Verwelschung entgegensetzte. Nur eine dünne Oberschicht nahm die französische Sprache und französische Sitten an; der Großteil des Volkes hielt an deutscher Sprache und Sitte fest. Die Erinnerung an die deutsche Blütezeit des Mittelalters und die große Bedeutung, die insbesondere in der Zeit der hohenstaufischen Kaiser das Elsaß im Reiche der Deutschen besaß, waren im Lande wachgeblieben und wirkten auch in den Jahrhunderten des Niedergangs nach. Elsaß und Lothringen hatten in der Zeit der Macht des mittelalterlichen Kaisertums dem Reiche und seinen Kaisern viel zu verdanken, aber sie haben nicht nur empfangen, sondern dem deutschen Gesamtvolk durch ihr künstlerisches und dichterisches Schaffen auch viel gegeben, wohl mehr als jedes andere Teilgebiet des Reiches, und dadurch die Verbindung gegenseitig gestaltet und lebendig erhalten.

All dies erklärt, daß Deutschland seine westlichen Grenzgebiete nie innerlich aufgegeben und sie immer als Glied seines Volkstums betrachtet hat. Wie begründet dieser Anspruch ist, soll in den einzelnen Abschnitten dieses Buches nachgewiesen werden. Ihre Verfasser stammen aus dem Elsaß und Lothringen und sprechen daher aus eigenem Erleben und Wissen um dieses Land. Die Bildwiedergaben sollen das Wort vervollständigen und zeigen, daß Kultur und Volkstum jenseits von Rhein und Vogesen dieselben Züge tragen wie die diesseitigen Ufergebiete und derselben großen Kulturlandschaft zugehören*).

---

*) Die Aufsätze „Die volksdeutsche Bewegung im Elsaß und in Lothringen in den Jahren 1918—1940“ von Dr. Ernst, „Der Elsässer“ von Dr. Spieser sowie „Dichtung und Schrifttum im Elsaß und in Lothringen“ von Professor Dr. Schultz sind aus dem von mir herausgegebenen, im gleichen Verlage erschienenen größeren Werke „Elsaß und Lothringen — Deutsches Land“ übernommen.

So hoffe ich, daß dies Buch nicht nur zum Verständnis des Wesens und der Eigenart dieser wiedergewonnenen Länder, sondern auch zur Überzeugung ihrer natürlichen und geistigen Zusammengehörigkeit mit dem gesamten deutschen Volkstum beitragen möge.

Dr. Otto Meißner.

Lothringen, Elsaß!

Der Tag steigt höher, leuchtend überm Rhein,
Da ihr, Gefangene, die Freunde näher
Und näher hört, schon glüht der Wolkenzug,
Und überm Markwald schreit der wilde Häher.

Du schönes Elsaß, du, der deutschen Länder
Erhabner Liederquell, Lothringer Erde,
Von unsern Worten hallend, tausendjährig —
Horcht auf, Gefangene an fremdem Herde.

Uns blüht der Tag! Und trugt ihr allzulang
Heldisch den Kampf im West ums Reich — alleine —
Und wurdet müd —, ein' neue Zeit brach an,
Das Reich verjüngt' sich — auch das Reich am Rheine!

Die größere Einheit naht', die Stund für immer,
Markland des Volks! Die dunklen Hasser neigen
Müde das Haupt; wir brachen, was euch zwang,
Lothringen, Elsaß, unsere Adler steigen!

Hans Friedrich Blunck

Entstanden am Tage des Deutschen Einmarsches ins Elsaß.

Das Schicksal Elsaß und Lothringens im Wandel der Geschichte

von

Staatsminister Dr. Otto Meißner

Wohl keine deutsche Landschaft hat die Geschichte des Reiches so mitgestaltet, aber auch so mitgelitten wie Elsaß und Lothringen. Lang und schwer ist die Geschichte dieser westlichen deutschen Grenzmark, reich an Wechsel und Wendung des Schicksals. Der deutsche Mensch, der seit grauer Vorzeit als Herr dieses Bodens lebte, hat es schwer gehabt, sich hier gegen den Druck und die Landgier westlicher Eroberer zu halten, besonders schwer, als nach dem Rückgang und dem Zerfall der kaiserlichen Macht des mittelalterlichen Reiches der Deutschen dieses Grenzland auf sich allein gestellt war.

1. Landschaft und Siedlung

Elsaß, das Land zwischen Rhein und Vogesen, und Lothringen, das Land zwischen Vogesen und Mosel, sind zwei durch ihre Art und ihre geschichtliche Entwicklung verschiedene Naturgebiete und Kulturlandschaften. Der Teil der Oberrheinlandschaft, der seit altersher das „Elsaß" heißt, hat diesen Namen bis heute behalten, auch seinen Umfang und seine Grenzen im wesentlichen nicht verändert. Der Name Lothringen stammt von dem großen, aber kurzlebigen Mittelreich Lothars, das bei der Teilung des Reiches Karls des Großen 843 entstanden war; er ging von diesem auf das aus ihm entstandene Herzogtum Lothringen über, das vom zehnten bis ins achtzehnte Jahrhundert die westliche Grenzmark des Reiches bildete, ehe es nach langen Kämpfen an Frankreich fiel. Dieses gliederte sich in seiner späteren Entwicklung in drei Bezirke („Baillages"), das welsche Gebiet zwischen Mittelmosel und Meurthe, das überwiegend welsche Vogesengebiet mit Epinal und St. Dié und den „Baillage allemand" oder Deutsch-Lothringen, in welchem auch die Reichsstadt Metz und an-

dere kleinere selbständige Herrschaften gelegen waren. Wenn wir heute von „Lothringen“ sprechen, meinen wir damit im wesentlichen diesen Teil des alten Herzogtums, der 1871 an Deutschland zurückfiel und als Bezirk Lothringen dem Reichsland Elsaß-Lothringen zugehörte.

Das Elsaß ist in seiner Landschaft durch den Rhein, durch seine fruchtbare Ebene mit der anschließenden Hügellandschaft und durch das Waldgebirge der Vogesen gekennzeichnet. Der Rhein, der in einer breiten Niederung fließt, ist die Grenze des Landes nach Osten zu; der Lauf des Rheins zog sich früher in einem Gewirr von Flußarmen und Windungen hin, die sich noch in zahlreichen Altwassern erhalten haben. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde er begradigt, in Dämme gefaßt und eingedeicht, um die immer wiederkehrenden Überschwemmungen zu verhindern; seine Schiffbarkeit hat unter dieser Korrektion gelitten und ist erst in der deutschen Reichslandzeit schrittweise wiederhergestellt worden. An die Rheinniederung schließt sich in ihrer ganzen Länge die fruchtbare Ebene, in der jede Art Getreide, hervorragendes Gemüse, daneben Hopfen, Mais, Tabak und die Edelkastanie gedeihen, und an deren Rand dem Gebirge zu ertragreiche Weinberge liegen. „Bacchus bewohnt die Hügel, der Weinstock reift an den Bergen, und in der Ebene dehnt fettes Gelände sich hin“, so besang im 8. Jahrhundert Ermoldus Nigellus das Elsaß, und Sebastian Münster sagt in seiner Kosmographie von ihm: „Es ist in dem ganzen Teutschen Land keine Gelegenheit, die diesem Elsaß möchte verglichen werden.“ Der Rebbau, der seit der Merowinger- und der Karolinger-Zeit hier gepflegt wird, ist von besonderer Bedeutung für das Land. Im frühen Mittelalter schon, war der Wein, auf dem Rhein weit ins Reich hineinbefördert, wertvolles Handelsgut. Auf dem Rebbau beruht nicht zum wenigsten die wirtschaftliche und kulturelle Blüte des Elsaß; er ist eine der Gründe für die zahlreichen malerischen Städte und Städtchen, die sich zwischen Rebhügeln gebildet haben und die in ihren Bauten, Mauern und Türmen vom Wohlstand früherer Jahrhunderte künden. — Auch Mineralschätze besitzt der elsässische Boden in großer Fülle. Neben dem

Erdölvorkommen von Pechelbronn birgt er im Süden zwischen Ensisheim und Mülhausen reiche Kalilager, die erst 1904 entdeckt wurden und seither mit steigendem Ertrag ausgebeutet werden. — Zum landschaftlichen Wesen des Landes gehört der das Elsaß vom Norden bis zum Süden durchziehende schön bewaldete, burgenreiche Bergzug der Vogesen, der in den Nord- und Mittelvogesen aus Buntsandstein, in den Südvogesen aus Grauwacken und Graniten aufgebaut ist und sich hier bis über 1400 m über dem Meere erhebt. Zahlreiche Übergänge über die Vogesen, deren bekannteste die Zaberner Steige und die Schlucht sind, stellen die Verbindung nach Lothringen dar.

Ganz andersartig ist die Landschaft L o t h r i n g e n s; sie zeigt das Bild einer hügeligen Hochfläche mit großen Ebenen, breiten Wiesentälern, großen waldumsäumten Weihern und mit schwerem Ackerbauboden; durchströmt ist das lothringische Land von der Mosel, deren Tal mit Weinbergen, Obstgärten und Gemüsekulturen bedeckt ist. Auch Lothringen ist reich an Bodenschätzen, an Eisenerzen (Minette), an Kohlen und an Salz, das schon von den Römern hier gewonnen wurde. Aufgebaut auf den Eisenerzen hat sich im nördlichen Teil des Landes, gegen Luxemburg zu, eine große Hütten- und Eisenindustrie entwickelt, die mit ihren Hochöfen und Schloten der dortigen Landschaft ihr Gepräge gibt. Es ist nicht so reich an Städten und vielgestaltigem Leben wie das Elsaß; sein einziger städtischer Mittelpunkt ist das alte Metz, neben dem nur kleinere Städte eine Rolle spielten. Lothringen lebt — abgesehen von dem Industriezentrum zwischen Hagendingen und der luxemburgischen Grenze — in dörflicher Stille und ländlicher Arbeit auf ertragreichem Boden.

Es ist kein Zweifel, daß dieses fruchtbare Gebiet zwischen Rhein und Vogesen und zwischen Vogesen und Mosel schon früh besiedelt worden ist. Ob die U r bevölkerung germanische oder keltische Stämme waren, ist mit Sicherheit nicht feststellbar, jedenfalls haben keltische Völkerschaften zeitweise hier gelebt. Der Erforscher der vorgeschichtlichen Siedlung am Oberrhein, Friedrich Metz, sagt in seiner Abhandlung „Landschaft und Siedlung im Elsaß und in Lothringen“ hierüber: „Spuren einer vor-

deutschen Besiedlung können in diesem alten Kulturland am Oberrhein, das auch ein Straßenland ersten Ranges ist, nicht fehlen. Seit Jahrtausenden siedelt im Elsaß eine seßhafte Bauernbevölkerung, die den Boden bebaut. Und so viele Stürme über das Oberrheinland, das Elsaß und die lothringischen Hochflächen hinweggebraust sind, einzelne Bevölkerungsreste mögen immer übrig geblieben sein. Deutlicher sehen wir erst, als dieses ganze Gebiet von *keltischen Völkerschaften* besetzt wird, als die *Römerherrschaft* sich darüber ausbreitet und diese dann vor dem Ansturm der *Alemannen* im Elsaß und der *Franken* in Lothringen zusammenbricht. Der Tempel auf dem Donon und die Heidenmauer auf dem Odilienberg sind bekannte Denkmäler der vordeutschen Zeit. Aber es muß doch sehr zu denken geben, wenn wir unter den Hunderten und aber Hunderten von Siedlungsnamen des Elsaß nicht mehr als ein Dutzend feststellen können, die auf vordeutsche Wurzeln schließen lassen. Kein Geringerer als der Schlettstadter Humanist Konrad Wimpfeling hat bereits vor vier Jahrhunderten auf die Tatsache hingewiesen, daß die Namen der Städte und Dörfer des Elsaß deutschen Ursprungs seien. Er sah darin ein *untrügliches Zeichen der germanischen und deutschen Wurzeln seiner Heimat*. In der Tat ist die Übereinstimmung der elsässischen und deutschlothringischen Ortsnamen mit denen des alten deutschen Volkslandes im Südwesten überraschend groß und besonders auffallend mit den an das Elsaß und an Lothringen angrenzenden alemannischen und fränkischen Gebieten." — In *Lothringen* war der keltische und romanische Einschlag stärker; Metz war eine keltische, später römische Festung; hier haben sich, wie aus den zahlreicheren galloromanischen Ortsnamen hervorgeht, stärkere keltische und römische Reste gehalten, die in der Völkerwanderung von den eindringenden Franken nicht vollständig aufgesaugt worden sind.

Die Siedlungsart im Elsaß und in Lothringen ist verschieden. Im Elsaß finden wir überwiegend das Dorf, und zwar als Haufendorf, in dem das Fachwerkhaus mit dem Steilgiebel zur Straße gestellt und von Bauerngärten



Foto: Scherl-Bilderdienst, Berlin.

Von deutscher Kunst kündet das Straßburger Münster.



Foto: Staatliche Bildstelle, Berlin.

Die Innenansicht des Münsters.

umgeben ist, in Lothringen überwiegt das Gassendorf, in dem die Häuser, aus Stein gemauert mit flachem Dach, mit ihrer schmucklosen Breitseite in geschlossener Front an die Dorfstraße gestellt sind. Daneben befinden sich in Lothringen mehr als im Elsaß Einzelhöfe, vor allem Pachthöfe, die Fermen. In beiden Gebieten sind die Bauern im wesentlichen Klein- und Mittelbauern. Das Elsaß ist reich an kleineren und mittleren Städten mit stattlichen Kirchen, Rat- und Kornhäusern, Türmen und Toren. In Lothringen hat nur die Festung und Bischofsstadt Metz eine geschichtliche Rolle gespielt; neben ihr trat nur noch der im welsch-lothringischen Gebiete gelegene Sitz des Herzogs von Lothringen, Nanzig, in Erscheinung.

2. *Geschichtliche Frühzeit*

Schon in der Frühdämmerung unserer Geschichte — vor genau 2000 Jahren — tritt das Elsaß als deutsches Grenzland in Erscheinung. Der Wegbereiter des römischen Weltreichs, Gaius Julius Cäsar, berichtet in seinem Rechenschaftsbericht, dem „Gallischen Krieg", von seinen Kämpfen mit den germanischen Einwohnern dieses Landes, die unter Führung ihres Heerkönigs Ariovist aus dem Elsaß bis ins Rhônetal vorgestoßen waren und die Herrschaft über die in sich uneinigen keltischen Stämme ausübten. Im Jahre 58 vor unserer Zeitrechnung endete dieser Kampf in einer Schlacht im südlichen Elsaß, zwischen Mülhausen und Kolmar, mit der Niederlage der Germanen, die der Überlegenheit der Führung und der der römischen Waffen unterlagen. Als Erfolg dieses Sieges wurde das ganze linke Ufer des Oberrheins, ebenso wie auch das Land zwischen Mosel und Maas, römische Provinz. Am Übergang über den Rhein entstand damals das römische Kastell Argentoratum, aus dem sich später die Stadt Straßburg entwickelte. Die keltische Burg Divodurum an der Mosel wurde die Castra Mediomatrica, das spätere Metz. Straßen- und Wasserleitungen, deren Spuren noch heute sichtbar sind, durchzogen das Land und zeugen von dem geordneten Leben und der Kultur der römischen Zeit, die fast drei Jahrhunderte dauerte. Über die Bevölkerung

dieser römischen Provinzen wissen wir nicht viel; sie war wohl eine germanisch-keltische Mischbevölkerung, die in den drei Jahrhunderten der römischen Herrschaft stark romanisiert wurde. Im dritten Jahrhundert nach der Zeitenwende begann aufs neue der Druck der germanischen Völkerschaften gegen Westen; trotz anfänglicher Niederlagen drang unablässig in immer erneuten Vorstößen völkischer Zuzug in das Elsaß, und bereits im 4. Jahrhundert unserer Zeitrechnung hatten die über Main und Neckar und Rhein angerückten Alemannen die Römer vertrieben und waren die Herren des Landes geworden. Etwa zur gleichen Zeit waren die Franken über den Mittelrhein in den Raum zwischen Mosel und Maas vorgestoßen und machten sich zum Herrn der römischen Provinz Gallien.

Der Kamm der Vogesen schied seither in Sprache und Art das Elsaß von dem romanischen Nachbar. Nur in der Burgundischen Pforte, dem natürlichen Übergang vom Rhein zur Rhône, stießen alemannische Kräfte und alemannisches Sprachgut weiter nach Westen vor. Nachdem der Frankenkönig Chlodwig die Alemannen 496 in der Schlacht bei Zülpich geschlagen hatte, kam das Elsaß unter fränkische Herrschaft; als Bestandteil des Fränkischen Reichs erlebte es, besonders unter der Regierung der Karolinger, seine erste wirtschaftliche und kulturelle Blüte. Es entstanden die ersten Kirchenbauten, Kloster- und Städtegründungen. In dieser Frühzeit deutscher Kultur, 868, schrieb hier der Weißenburger Mönch Otfried das erste deutsche Buch, das Evangelienwerk „Krist", das Gegenstück des von einem unbekannten niederdeutschen Verfasser herstammenden „Heliand"; es entstand aus bewußtem Volksgefühl und kann daher als frühestes Zeugnis des nationalen Selbstbewußtseins des Elsaß gelten.

Bei der Teilung des Fränkischen Reiches durch den Friedensschluß von Verdun (843), der ein Westfranken und ein Ostfranken schuf und zwischen beiden ein Mittelland ließ, kamen das Elsaß ebenso wie das Gebiet zwischen Mosel und Maas zu dem Mittelreich Lothars, von dem das letztere seinen Namen erhielt. In dem zweiten Teilungsvertrag, dem von Mersen

(870), wurde das Mittelgebiet aufgelöst und ungefähr nach der Sprachgrenze aufgeteilt; hierbei kamen Elsaß wie das neugeschaffene Herzogtum Lothringen zum Regnum teutonicorum, dem Deutschen Reich. Aber erst die sächsischen Kaiser Heinrich I. und Otto I. nahmen in Abwehr der Versuche der westfränkischen Könige, das frühere Zwischengebiet mit Waffengewalt wieder zu erlangen, dies Land, insbesondere Lothringen, fest in deutschen Besitz. —

3. Aufstieg und Blüte

Damit begann für das zum Herzogtum Schwaben gehörende Elsaß wie für das Herzogtum Lothringen die durch Jahrhunderte ununterbrochene Verbindung mit dem rechtsrheinischen Deutschland und der Aufstieg zu großer staatlicher, wirtschaftlicher und geistiger Blüte. Sie erreichte ihren Höhepunkt unter der Herrschaft der Hohenstaufen (1079—1268); Schwaben und Elsaß waren der Hausbesitz der Staufer; das Elsaß war ihr bevorzugter Aufenthalt. In Hagenau nahe dem Heiligen Forst erbaute Friedrich Barbarossa eine stattliche Kaiserpfalz, die sein Enkel, der große Hohenstaufer Friedrich II., später mit besonderer Pracht ausstattete. Sie ist 1677 von den Mordbrennern Ludwigs XIV. von Grund auf zerstört worden; ihre Steine fanden später zum Bau der Rheinfeste Fort Louis Verwendung, so daß heute kaum noch Spuren von ihr zu finden sind. Friedrich II. hat von dieser Pfalz aus oft und längere Zeit hindurch die Geschäfte des Reichs geleitet, hier auch mit seiner dritten Gemahlin Agnes, Tochter des Grafen von Meran, mit großem Prunk Hochzeit gefeiert. Die hohenstaufischen Kaiser sicherten die Grenze nach Westen durch zahlreiche feste Burgen, die sie am Ausgang der Vogesentäler erbauten und deren stattliche Reste noch heute das Ziel vieler Wanderer sind. Die größte von ihnen, die Hohkönigsburg, ist um die Jahrhundertwende ausgebaut und vom Lande dem Kaiser Wilhelm II. zur Erinnerung an die alte deutsche Kaiserherrlichkeit zum Geschenk gemacht worden. Als staufische Familienstiftungen erstanden Kir-

chen und Abteien, die als Stätten deutscher Bildung erfolgreich wirkten. Auf dem Gebiet staatlicher Organisation, wirtschaftlichen Aufbaus und kulturellen Schaffens waren das 12. und 13. Jahrhundert für das Elsaß, wie sein Geschichtsschreiber Wackernagel sagt, eine Zeit voll schöpferischer Bewegung, die über die Landesgrenzen hinaus wirksam wurde. Obwohl Grenzland, entwickelte sich in dieser Zeit das Land am Oberrhein zur deutschen Kernlandschaft, zum Herzstück des Reichs; es bildete die Schlüsselstellung zwischen den drei Gliedern des Kaisertums, dem Königreich der Deutschen, Burgund und Italien, und wurde damit der wichtigste Rückhalt des jeweiligen Kaisers. Unter dem letzten großen Hohenstaufer, Kaiser Friedrich II., der das Elsaß „das geliebteste seiner Erbländer" nannte, nahm es auch besonderen Anteil an dem Handelsverkehr, der sich von Italien und Burgund nach Deutschland entwickelte.

Nach dem Erlöschen des staufischen Hauses und dem Aufkommen der Habsburger, die ihre eigene Hausmacht und damit auch den Schwerpunkt des Reiches nach Osten verlagerten, verlor das Elsaß seine bisherige zentrale Stellung. Unter den Habsburgern machte der Rückgang der zentralen Kaisergewalt rasche Fortschritte. Die Kaiser und deutschen Könige blieben zwar das Oberhaupt des Reiches, aber sie betrieben immer weniger Reichspolitik und immer mehr Hauspolitik; sie sorgten mehr für ihre Dynastie und ihre Hausmacht als für das Reich. Die Fürsten ihrerseits stärkten wieder ihre Territorialgewalt und machten sich immer mehr unabhängig vom Kaiser. Auf diesem Wege löste sich das Reich in raschen Fortschritten in eine Fülle von großen und kleinen Herrschaften auf und zersplitterte so seine politische Macht. Da nach dem Aussterben der Hohenstaufer das Herzogtum Schwaben-Elsaß nicht mehr erneuert wurde und jede zentrale Gewalt fehlte, wurden nun auch im Elsaß die kleinen territorialen Gewalten, die Reichsstädte, Landgrafen und andere kaiserliche Lehensträger, selbständig und fast unabhängig von der kaiserlichen Gewalt. Die mächtigsten unter ihnen waren die im oberen Elsaß und Baden ansässigen Habsburger, die kaiserliche Landgrafen im

Oberelsaß waren und als Gefolgsmänner der Staufer durch lehensrechtliche Verleihungen und durch Fehden ihr Hausgut bis in die Burgundische Pforte ausgedehnt hatten. Ein Sohn dieses Hauses, Graf Rudolf, wurde (1273) auf den Königsthron berufen und so der Gründer des habsburgischen Kaiserhauses. Die Landgrafenschaft des Unterelsaß hatten die Bischöfe von Straßburg inne. Daneben bestanden 10 Reichsstädte, die im Zehnstädtebund zusammengefaßt waren, und 49 Reichsdörfer; sie unterstanden formell der Reichslandvogtei in Hagenau als der Vertretung der Reichsgewalt, waren aber in Wirklichkeit unabhängig. Unter den Reichsstädten nahm Straßburg die erste Stelle ein; es wurde politisch und wirtschaftlich wie auch im Geistesleben und in der Kunst führend, nachdem es 1262 in der Schlacht bei Hausbergen sich die Freiheit von der bischöflichen Stadtherrschaft erkämpft und im Unterelsaß sich weiten Landbesitz angeeignet hatte. Ferner gab es im Lande die reichsunmittelbaren Bistümer Basel und Straßburg, reichsunmittelbare Klöster wie das reiche Murbach, und schließlich eine ganze Reihe ebenfalls selbständiger Grafschaften wie Hanau-Lichtenberg, Salm, Dagsburg, Saarwerden u. a. Später hatten auch die Herzöge von Württemberg, die Pfalzgrafen von Zweibrücken, die Landgrafen von Hessen u. a. im Elsaß Landbesitz. — In den Besitz des alten Gebietes Lothringen teilten sich das Herzogtum Lothringen, die (seit 1300) Freie Reichsstadt Metz, das Bistum Metz, die Grafen von Nassau-Saarbrücken und einige kleinere Herrschaften wie Finstingen. Die Bischöfe von Metz hatten die Landgrafenrechte im Metzer Gau erworben und waren dadurch reichsunmittelbar geworden.

So bildeten im 14. und 15. Jahrhundert und bis zum 30jährigen Krieg Elsaß wie Lothringen ein Bild größter Mannigfaltigkeit, Uneinheitlichkeit und Zersplitterung, eine Entwicklung, die für dieses Grenzland selbst wie für das Reich zum Unheil wurde. Das Fehlen einer starken Reichs- oder Territorialgewalt zeigte sich offenkundig, als im 14. Jahrhundert zweimal (1365 und 1375) englische

Söldnerscharen, die im langen Kriege Englands und Frankreichs beschäftigungslos geworden waren, auf eigene Faust ins Land einfielen, es brandschatzten und verheerten. 1439 drangen, angeblich um dem Bischof von Straßburg in seiner Fehde mit der Stadt zu helfen, die Banden des Grafen Armagnac, die Armagnaken, im Volksmund die „Armen Gecken“ genannt, von Lothringen über die Zaberner Steige in das Unterelsaß ein, verbrannten 150 Dörfer und verwüsteten fruchtbare Gebiete, ohne ernsthafte Abwehr zu finden. Fünf Jahre später, im Krieg Frankreichs gegen die Eidgenossen, sengten und brandschatzten die Söldnerscharen, die der französische Dauphin durchs Elsaß gegen Basel führte, namentlich bei ihrem Rückzug im oberen und mittleren Elsaß. Auch hier zeigte sich keine einheitlich organisierte Gegenwehr. Nur die Städte und befestigten Dörfer leisteten Widerstand.

Im Jahre 1469 verpfändete Herzog Siegmund von Österreich seinen oberelsässischen Besitz an den Herzog von Burgund, den Vasallen der Krone Frankreichs, der dann das Land am Oberrhein in seine Gewalt nahm. Aber entschlossene und gemeinsame Selbsthilfe der Städte, der geistigen und weltlichen Landesherren gegen die burgundische Gewaltherrschaft warf im Bunde mit den Eidgenossen und den Herzögen von Lothringen die burgundischen Eindringlinge aus dem Elsaß zurück. Der Burgunderherzog Karl der Kühne verlor im Kampfe gegen die Eidgenossen in den Schlachten bei Granson und Murten und bei Nanzig (1477) Krone und Leben. Sein Erbe trat durch die österreichische Heiratspolitik König Maximilian an, der mit der Hand Marias, der Tochter Karls des Kühnen, weit über den altoberelsässischen Besitz der Habsburger hinaus die Freigrafschaft Burgund und damit die Herrschaft über die Burgundische Pforte erwarb. Das Herzogtum Burgund zog als erledigtes Lehen der französische König Ludwig XI. ein.

Um die Wende des 15. zum 16. Jahrhundert waren es die Bauernkriege, die im ganzen Lande diesseits und jenseits der Vogesen große Verheerungen anrichteten und zahlreiche Burgen und Schlösser, Klöster und auch

kleinere Städte verwüsteten. Der Herzog von Lothringen, der mit einem starken Heere über die Zaberner Steige ins Elsaß marschierte, schlug schließlich den Aufstand blutig und grausam nieder; bei Lupstein, in Zabern, bei Scherweiler und Kestenholz fielen Tausende und aber Tausende von elsässischen Bauern unter den Schwertern der lothringischen Söldner. Doch immer wieder erholte sich das volkreiche und fruchtbare Land von diesen schweren Einbußen an Blut und Gut und fand immer erneut den Aufstieg zu Wohlstand und neuem geistigen Leben.

Die beiden Jahrhunderte der hohenstaufischen Kaiser, die den Höhepunkt des mittelalterlichen Reiches der Deutschen bedeuten, brachten dem Elsaß einen Aufschwung geistigen und künstlerischen Lebens, dessen Blüte auch noch in dem dann folgenden Jahrhundert des Zerfalls der Kaisermacht andauerte und erst mit dem Dreißigjährigen Krieg ihr Ende fand. Obwohl Grenzland, wurde das Elsaß des Mittelalters das kulturelle Zentrum der Deutschen Nation, führend auf allen Gebieten geistigen Lebens: ein Elsässer, Gottfried von Straßburg, schuf hier 1210 den „Tristan", der Ausgangspunkt und Vorbild für die gesamte ritterlich-höfische Dichtung des Mittelalters wurde. Auch die lyrische Dichtung des Mittelalters, der Minnegesang, hatte hier hervorragende Vertreter, insbesondere in Reimar von Hagenau. Im Kloster auf dem Odilienberg schrieb und malte die Äbtissin Herrad von Landsberg in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts ihr großes Werk, den „Hortus deliciarum", den Garten des Ergötzens, ein Kompendium alles Wissenswerten jener Zeit. Im Elsaß wurden die ersten deutschen Annalen und Geschichtswerke geschrieben; der Elsässer Wimpfeling, dessen „Abriß der deutschen Geschichte" schon 1505 erschien, ist der Vater der deutschen Geschichtsschreibung. Ein elsässischer Jurist Peter von Andlaw schrieb die erste wissenschaftliche Darstellung des gesamten deutschen Staatsrechts und widmete sie Kaiser Friedrich III. mit einem Appell, „die kaiserliche Macht zu stärken und

zu gebrauchen". Später wurden die satirischen Dichtungen der Elsässer Fischart, Brant, Murner und Moscherosch im ganzen volksdeutschen Raum bekannt und verbreitet. Im Elsaß wurde die Kunst des Buchdrucks mit beweglichen Lettern von Gensfleisch-Gutenberg erfunden, die dann von Mainz aus in das Licht der Welt trat. Die großartigsten Zeugen der Kultur dieser Jahrhunderte sind aber die Baudenkmäler jener Zeit; 1015 begonnen, 1439 vollendet, erwuchs in breiter Großartigkeit und reicher Pracht bildlichen Schmucks das Straßburger Münster; in Metz erstand, 1220 begonnen und etwa 1500 vollendet, die riesige, Stadt und Land beherrschende Kathedrale. In dieser von einem großen Bauwillen erfüllten Zeit wurden in Elsaß und Lothringen zahlreiche Kirchen, Schlösser und Rathäuser gebaut, die zu den besten Werken deutscher Baukunst gezählt werden. Auf elsässischem Boden wurden die Meisterwerke deutscher Malerei geschaffen: Mathias Grünewalds Isenheimer Altar und die berühmten Bilder Martin Schongauers und Hans Baldungs, deren Wirken ebenfalls weit über die Grenzen des Landes hinaus fruchtbringend war.

Auch auf dem jene Zeit stark erfüllenden geistig-religiösen Gebiet war das Elsaß bahnbrechend. Die deutsche Mystik, in der die deutsche Seele in sich selber die Vereinigung mit der Gottheit suchte, hatte zu Anfang des 14. Jahrhunderts in dem Straßburger Dominikanermönch Meister Eckhart ihren Begründer und fand von hier aus unter ihm und seinem Nachfolger Johann Tauler den Weg zu großer Blüte. Als der Bann des mittelalterlichen Geisteslebens sich löste und die Wellen des Humanismus aus Italien her nach Deutschland schlugen, fanden sie im Elsaß fruchtbaren Boden, besonders in Schlettstadt gab es eine gute humanistische Schule, die im Gegensatz zu welschen Einflüssen das Deutschtum betonte und pflegte. Vom Humanismus aus entwickelte sich der Gedanke der religiösen Erneuerung, der Reformation, die am Oberrhein, insbesondere in Straßburg und Mülhausen, hervorragende Vorkämpfer fand.

4. Niedergang und Zerfall

Im 16. Jahrhundert begannen Elsaß und Lothringen zum ersten Male den Druck der französischen Ausdehnungspolitik zu fühlen. Im Zusammenhang mit den innerdeutschen Religionskämpfen, und die hierdurch geschwächte Stellung des Deutschen Kaisers ausnützend, brach 1552 der französische König in die westliche Grenzmark Deutschlands, in Lothringen, ein, nahm Toul und Verdun, hielt als „Vicarius des Reiches und Schutzherr" in die reichsunmittelbare Stadt Metz seinen Einzug und schickte sich an, von dort über die Zaberner Steige ins Elsaß einzufallen. In dieser gefährlichen Lage stand die Reichsstadt Straßburg mit ihrer ganz protestantischen Bürgerschaft trotz ihres damaligen religiösen Streites mit dem Kaiser treu zu Kaiser und Reich, trat aus eigener Kraft den Eindringlingen entgegen, zwang sie zum Rückzug und bot so dem ersten französischen Einbruch in deutsches Land ein Halt.

Der Dreißigjährige Krieg schlug sowohl Elsaß wie Lothringen schwere Wunden. Hunderte von Dörfern gingen unter, viel Volksvermögen wurde vernichtet, und die Bevölkerung sank in ihrer Zahl stark zurück. Nur Straßburg schaffte sich dank seiner vorbildlichen Festungswerke eine neutrale Stellung. Inmitten der Kriegswirren (1621) erkaufte es sich vom Kaiser die Erhebung seiner Akademie zur vollgültigen evangelischen Universität, der nun aus allen protestantischen Landschaften des volksdeutschen Raumes Studenten zuströmten. Die Schwäche und inneren Kämpfe des Reiches, die Erschöpfung des Landes durch den 30jährigen Krieg benutzte Frankreich, inzwischen zum Einheitsstaat herangereift und durch Richelieu zielbewußt geführt, zur Durchführung seiner alten Pläne, die nach dem Rhein, insbesondere dem Oberrhein, als dem Ausfallstor nach dem Reiche zielten. Während des 30jährigen Krieges stießen französische Heere nach dem Elsaß vor und nahmen alle befestigten Plätze im oberen und mittleren Elsaß in Besitz. Der Westfälische Frieden erfüllte in weitem Ausmaße, wenn auch nicht in vollem Umfange, die nach

dem Rhein zielenden Wünsche Frankreichs; er gab alle Rechte und Gerechtsame des Hauses Österreich im Elsaß der Krone Frankreichs; damit wurden der Sundgau und die in der Burgundischen Pforte liegende Herrschaft Beffert französischer Besitz, ebenso die Festung Breisach. Die Landgrafschaft im oberen und unteren Elsaß dagegen sowie die Reichsvogtei über die Reichsstädte wurden an den König von Frankreich nur als Lehensherrn unter Wahrung der völligen Freiheit und Reichszugehörigkeit dieser Landschaften übertragen; diese Gebiete blieben Bestandteile des Hl. Römischen Reichs deutscher Nation, nur die Oberhoheits- und Ehrenrechte gingen auf die Krone Frankreichs über.

Damit war Frankreich an den Rhein vorgerückt, ohne aber mit dem Elsaß auch geographisch verbunden zu sein. Die Freigrafschaft Burgund und das Herzogtum Lothringen lagen dazwischen. (Im Westfälischen Frieden sind Frankreich die von ihm seit 1552 in Besitz genommenen Bistümer Metz, Tull und Verdun auch formell abgetreten worden, aber das Herzogtum Lothringen blieb nach wie vor beim Deutschen Reich.) So führte der durch den 30jährigen Krieg erreichte Landgewinn die französische Politik in verstärktem Maße dazu, die Verbindung mit seinem rheinischen Lehensbesitz zu suchen und diesen Besitz selbst abzurunden und zu vervollständigen; sie erreichte dies auf zwei Wegen, einmal durch die Auslegung der Bestimmungen des Friedens von Münster, dann aber — soweit dieser Weg nicht zum Ziele führte — durch Gewalt. Die Auslegung der Vertragsbestimmungen wurde aber — ähnlich wie später nach dem Versailler Vertrag — nicht durch das Recht, sondern durch den Willen der stärkeren Macht bestimmt. Ludwig XIV., bediente sich hierzu seiner Reunionskammern, die feststellen sollten, welche Länder und Hoheitsrechte früher einmal zu den ihm durch den Westfälischen Frieden zugesprochenen Gebieten und Rechten gehört hatten, und nahm dann die ihm durch seine eigenen Behörden zuerkannten Gebiete in Besitz. Daneben bediente sich Frankreich rücksichtslos seiner militärischen Macht. Im Jahre 1661 zwang es

durch Einfall in Lothringen den Herzog von Lothringen, ihm den Vasalleneid zu leisten, und besiedelte dann das durch lange Kämpfe verwüstete und menschenleer gewordene Land mit Franzosen. 1674 besetzte Ludwig XIV. in seinem Raubkrieg gegen Holland und Spanien die Freigrafschaft Burgund, die dann 1678 im Frieden zu Nimwegen von Spanien an Frankreich abgetreten wurde. Nun war die unmittelbare Verbindung mit dem Elsaß, die bis dahin fehlte, hergestellt.

Im Elsaß selbst griff Frankreich immer stärker in die im Westfälischen Frieden gewährleistete Selbständigkeit der territorialen Herrschaften, besonders der Reichsstädte, ein. Diese, namentlich Kolmar, leisteten scharfen Widerstand, um dem französischen Griff zu entgehen; sie betonten ihre Zugehörigkeit zum Reiche, wandten sich an dieses um Hilfe; aber das Reich konnte ihnen nicht helfen; es war zu schwach, um nach zwei Seiten, nach dem Osten und dem Westen, zu fechten.

Im Jahre 1681 griff Frankreich nach dem letzten Stützpunkt des Reiches auf dem linken Rheinufer, Straßburg. Im Jahre 1680 hatte die Reunionskammer zu Breisach ein Urteil dahin erlassen, daß dem französischen König ein Hoheitsrecht über die Reichsstadt Straßburg zustände und die Stadt daher dem König den Treueid zu leisten hätte. Da Meister und Rat der Stadt diese französischen Ansprüche nicht anerkannten, zog Frankreich im Sommer 1681 eine von Louvois befehligte Truppenmacht in Richtung auf Straßburg zusammen. In ihrer Not wandte sich die Reichsstadt in einem ergreifenden Schreiben an Kaiser und Reich mit der Bitte um Hilfe. In diesem Brief vom 7. Juni 1681 weisen Meister und Rat der Stadt Straßburg den Kaiser Leopold, unter Versicherung ihres Gehorsams und ihrer stets bewiesenen Treue zu Kaiser und Reich, darauf hin, daß sie bisher allen Treibereien und allen Versuchen der im Elsaß tätigen französischen Beamten und deren Anmaßungen einer Oberhoheit über das Elsaß widerstanden und alles getan hätten, was zur Abwendung etwaiger „präjudicirlicher Sachen“ möglich war. Nachdem aber — so fährt das Schreiben weiter fort — „die gefahr hiebey je länger je mehr zunehmen dörffte,

also werden wir ohnumbgänglich getrieben, Ew. Kay. May. nochmals allerunterthänigst und flehentlich zu ersuchen, auf kräfftige, heilsame, förderliche mittel allergnädigst bedacht zu seyn, damit solchem der frantzösischen Ministrorum immer weiter einreiszenden beginnen mit nachtruckh begegnet und wir in solchen exträmitäten nicht hilfflos mögen gelassen werden. Ew. Kay. May. werden damit nicht nur unser sondern auch des gantzen Röm. Reiches gröszern schaden und unglückh verhüten, wir aber destomehr verbunden seyn, den Allerhöchsten vor dero beharrende hohe kayserliche prosperität und wohlfährigkeit imbrünstig anzuruffen, und mit tieffster veneration zu verbleiben Ew. Kay. May.

Allerunterthänigste
Johann Wilhelm von Kippenheim
der Meister und der Rath
der Stadt Straszburg."

Der Inhalt dieses Schreibens*) ist wohl die beste Widerlegung der in Frankreich verbreiteten Legende, daß Straßburg und die anderen elsässischen Städte sich freiwillig oder gern der französischen Hoheit unterstellt hätten. — Der Brief blieb unbeantwortet. Ebenso erging es zwei weiteren Schreiben des Rates der Stadt vom 18. und 20. September 1681, in denen die Stadt die Besetzung der Rheinschanzen durch die Franzosen und die verzweifelte Lage Straßburgs meldet und nochmals eindringlichst sowohl den Kaiser als auch des „Heiligen Reiches Kurfürsten und Stände und deren Versammlung zu Regensburg" um allerschleunigste Hilfe mit kräftigen und zulänglichen Mitteln bittet, die nicht nur im eigenen Interesse der Aufrechterhaltung der Reichsstadt, sondern auch zum Besten des „allgemeinen Wesens" sei. Auch diese Rufe verhallten ungehört. In der Nacht vom 27. auf den 28. September 1681 nahmen die Franzosen die Kehler Schanzen und die Zollschanzen am linken Rhein in ihren Besitz und schickten sich zum Sturm auf die Stadt selbst an. Die Bürgerschaft war zum Widerstand bereit

*) Die Urschrift des Briefes befindet sich im Staats- und Hofarchiv zu Wien.

und entschlossen, aber die französische Überlegenheit war zu groß, so daß ein Kampf keine Aussicht auf Erfolg bot, namentlich da Kaiser Leopold, der mit dem drohenden Türkenkrieg beschäftigt war, die Stadt sich selbst überließ. Am 30. September kapitulierte die Reichsstadt Straßburg, nachdem ihr feierlich versichert worden war, daß ihr alle ihre Privilegien, Rechte und Gesetze auch unter französischer Hoheit gewährleistet würden. Mit Straßburg kam auch das Unterelsaß, in dem die Reichsstadt große Besitzungen hatte, und damit das ganze linke Rheinufer unter französische Gewalt. Am 23. Oktober zog dann Ludwig XIV. in Straßburg ein, um von dem militärisch wie politisch für Frankreich so wichtigen Platz Besitz zu ergreifen. Drei Jahre später, 1684, schloß das Reich zu Regensburg mit Ludwig XIV. ein Abkommen, worin ihm die Reunionen und die Reichsstadt Straßburg auf 20 Jahre zugestanden wurden. Damit war das elsässische Schicksal einstweilen besiegelt. Nur einmal noch wurde die Forderung nach Wiedergutmachung des Unrechts und nach Rückkehr des Elsaß in das Reich erhoben; als nach den französischen Niederlagen von Oudenaarde (1708) und Malplaquet (1709) im Spanischen Erbfolgekrieg sich das Kriegsglück gegen Ludwig XIV. wandte, forderte der Reichsfeldmarschall Prinz Eugen von Savoyen in den damals einsetzenden Friedensverhandlungen von Frankreich die Rückgabe des Elsaß und der Vogesengrenze und war bereit, dafür auf die habsburgischen Ansprüche auf Neapel und Sizilien zu verzichten; an der mangelnden Unterstützung des verbündeten Englands und an dynastischen Interessen des Hauses Habsburg scheiterte aber diese Forderung.

Das Herzogtum Lothringen bestand zwar formell noch als selbständiger Staat, in Wirklichkeit aber als Vasallenland der französischen Krone. Erst nach dem polnischen Thronfolgekrieg, im Frieden zu Wien (1738), trat hier eine Änderung ein. Dem abgesetzten polnischen König Stanislaus Leszczynski wurde das Herzogtum Lothringen mit der Maßgabe zugesprochen, daß es nach seinem Tode an Frankreich fallen sollte. Der letzte Herzog von Lothringen, Franz Stefan, seit

1736 Gemahl der Maria Theresia, wurde durch das Großherzogtum Toskana entschädigt, dessen bisherige Dynastie der Medici ausgestorben war. 1766, nach dem Tode Stanislaus Leszczynskis, wurde Lothringen als Provinz in den französischen Staat eingegliedert.

5. *Elsaß und Lothringen unter französischer Fremdherrschaft*

Durch den Westfälischen Frieden war nur der südlichste Teil des Elsaß, der Sundgau, an Frankreich abgetreten und Bestandteil des französischen Staates geworden. Das übrige Elsaß aber war nur unter die Oberhoheit der französischen Krone gekommen; es wurde nicht Bestandteil des französischen Staates, nicht französische Provinz, sondern blieb reichszugehörig, lediglich dem französischen König als Lehensherrn unterstellt. Damit behielt das mittlere und untere Elsaß eine verwaltungsmäßige Autonomie und mit dieser auch seine deutsche Eigenart. Frankreich mußte nach den Friedensbestimmungen diesem Grenzgebiet staatsrechtlich und verwaltungsmäßig die Rechtsstellung einer „gleichsam fremden Provinz“ (à l'instar de l'étranger), also einer deutschen Provinz im französischen Staat, belassen. Das politische und staatsrechtliche Bild des Landes im 17. und 18. Jahrhundert war ein ganz eigentümliches und eigenartiges. Das Land unterstand dem König Frankreichs, blieb aber deutsches Zollgebiet, das von Frankreich durch eine Zollgrenze getrennt war. Die einzelnen Territorial-Landesherren und die Reichsstädte des Landes behielten — mit der Einschränkung, daß der französische König ihr Lehnsherr war — ihre Hoheitsrechte. Die deutschen Fürsten wie die Herzöge von Württemberg, die Pfalzgrafen von Zweibrücken-Birkenfeld, die Landgrafen von Hessen-Darmstadt, die Grafen von Hanau-Lichtenberg usw. blieben in ihren elsässischen Besitzungen Landesherren und übten hier durch ihre Amtmänner ihre Landesregierung aus; sie mußten nur für dieses Gebiet selbst oder durch ihre Organe im Lande den Treueid leisten. Von den Landesherren oder den

Reichsstädten ernannte Richter sprachen in den einzelnen Territorien Recht, jedoch stand als Berufungsgericht über diesen deutschen Gerichten der „Conseil souverain", der seinen Sitz in Kolmar hatte und dessen Mitglieder Franzosen waren. In der Stadt Straßburg sowie in zehn anderen Reichsstädten begnügte sich die französische Regierung mit der militärischen Besetzung und der Einsetzung königlicher Prätoren als Aufsichtsorgane über die reichsstädtische Selbstverwaltung. Die Ratsverhandlungen und die Ratsprotokolle wurden nach wie vor in deutscher Sprache geführt. In den Garnisonen im Elsaß und in Lothringen standen unter französischen Befehlshabern Regimenter, deren Mannschaften, Unteroffiziere und teilweise auch Offiziere sich nur aus Deutschen aus dem Lande zusammensetzten, wie die Regimenter Royal Alsace, Royal Bavière, Nassau-Cavalerie, die Royal Allemand Dragoner, die Chasseurs à Cheval d'Alsace, die Nassau-Husaren und Nassau-Infanterie. Ein Regiment, das sich aus den elsässischen Besitzungen der Pfalzgrafen von Zweibrücken rekrutierte, führte den widerspruchsvollen Namen „Deutsches Königlich Französisches Infanterieregiment von Zweybrücken" oder „Royal Deux Ponts". Inhaber und Oberst des Regiments war der Pfalzgraf von Zweibrücken! — Auch auf dem Reichstag zu Regensburg waren die größeren elsässischen Reichsstände, insbesondere die Reichsstadt Straßburg und der Bischof von Straßburg, noch lange Zeit durch Abgesandte vertreten, ja sie sandten dem Reiche sogar ihr Kontingent und Beiträge zu dem Türkenkrieg, um nach außen hin ihre Zugehörigkeit zum Reiche zu bekunden.

Die politische Landkarte dieser Zeit ergab in dem verhältnismäßig kleinen Lande ein Mosaik von sechzehn (zeitweise mehr) dieser Landesherrschaften usw., die in ihren mittelalterlichen dynastischen Bindungen bestehen blieben. Das Elsaß in der Zeit vom 30jährigen Kriege bis zur Französischen Revolution war ein staatliches Gebilde von Buntscheckigkeit, Enge und Wunderlichkeit; aber dieser Zustand hatte das Gute, daß so die wirtschaftlichen und kulturellen Verbindungen mit dem Reiche aufrecht erhalten werden konnten. Straßburg blieb nach wie

vor eine deutsche Reichsstadt mit einer deutschen Universität, auf der der in Leipzig französischen à la mode-Einflüssen zugängliche Johann Wolfgang Goethe in „völlig deutscher Umgebung“, wie er sagte, „allen welschen Wesens bar und ledig“ wurde. Die Bevölkerung des Landes leistete den französischen Bestrebungen, über die verbriefte Selbständigkeit hinaus, die volle Herrschaft auszuüben und das deutsche Wesen zu unterdrücken, nachhaltigen Widerstand, der stellenweise zu bewaffneten Aufständen führte. Am schärfsten trat diese Ablehnung der französischen Übergriffe im Münstertal auf, das als „Kaiserlich Freie Stadt und Tal zu Münster im St. Gregorienthal“ in Verteidigung seiner alten Freiheiten sich den französischen Beamten widersetzte, den Treueid verweigerte und jahrelang, bis 1778, in offenem Aufruhr bewaffneten Widerstand leistete. — So verteidigten und erhielten Elsaß wie Deutsch-Lothringen eineinhalb Jahrhunderte hindurch vom Westfälischen Frieden bis zur Französischen Revolution geschlossen deutsche Sprache, deutsche Sitte und das Gefühl des Zusammenhanges mit dem Reich. Es war ein erdgebundenes Deutschtum ohne einheitliche politische Führung und auch ohne ein bestimmtes politisches Ziel, das, in Sprache und Art, Familie und Gemeinde verankert, sich in der eigenen Kraft der Beharrung erhielt.

Noch an der Schwelle der Französischen Revolution steht wie ein ragender Denkstein ein klares Bekenntnis des Elsasses zum Deutschtum. Als im Jahre 1789 in Versailles die Generalstände zusammenberufen wurden, um in dem morsch und krank gewordenen Frankreich Reformen durchzusetzen, entsandten auch die elsässischen Stände und Städte Vertreter in diese Versammlung, die dort ihre Beschwerden vortrugen und in der Form von Beschwerdeheften niederlegten. Die elsässischen Abgeordneten, die von dem Vertreter Straßburgs J. v. Türckheim geführt wurden, forderten 1. volle Verwaltungsautonomie, 2. Deutsch als Staatssprache, 3. Verbleiben im Deutschen Zollverband und Aufrechterhaltung der Zollgrenze auf dem Kamm der Vogesen und 4. Ab-

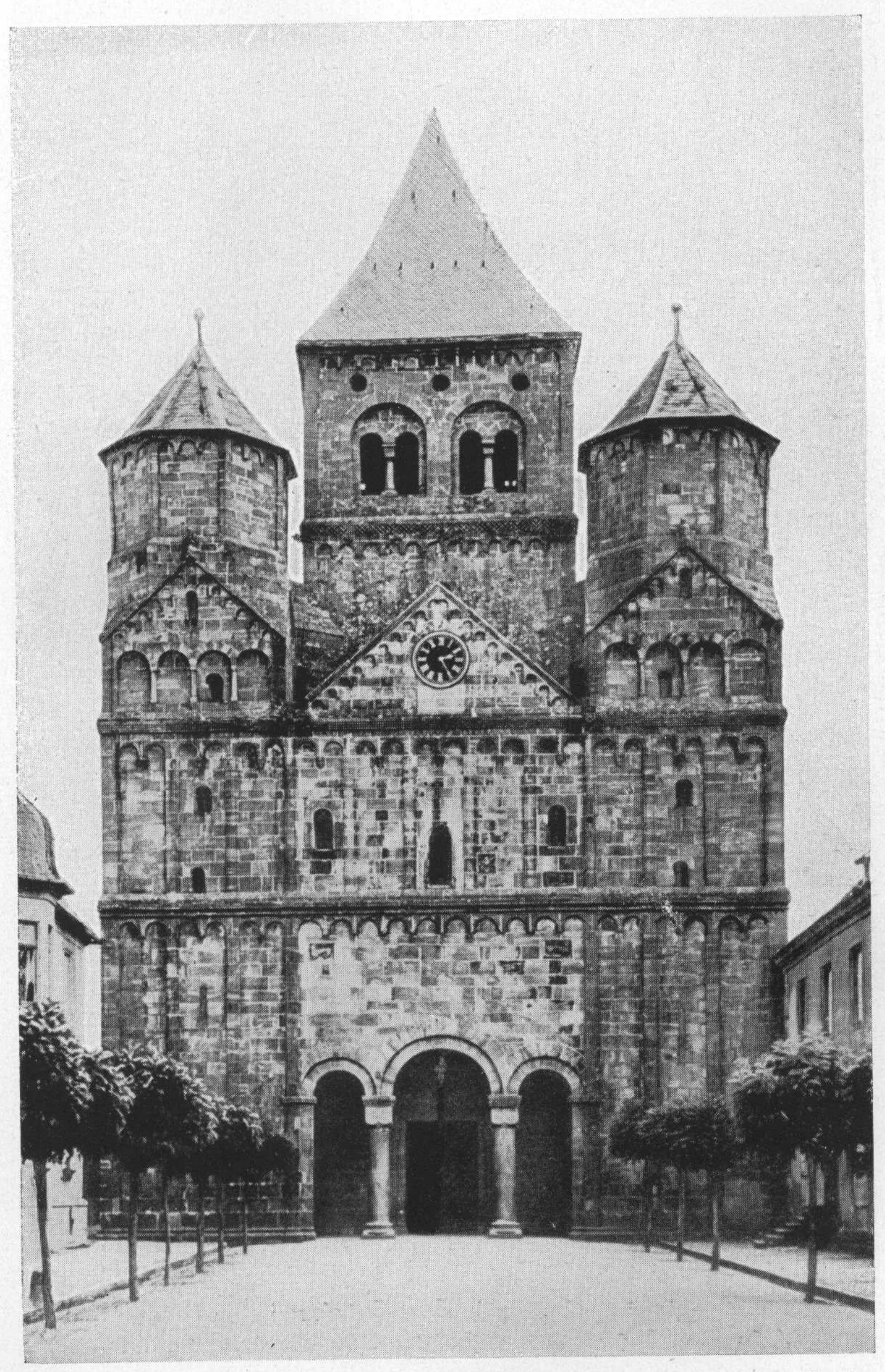


Foto: Dr. F. Stoedtner, Berlin.

Abteikirche aus der Hohenstaufenzeit in Maursmünster.

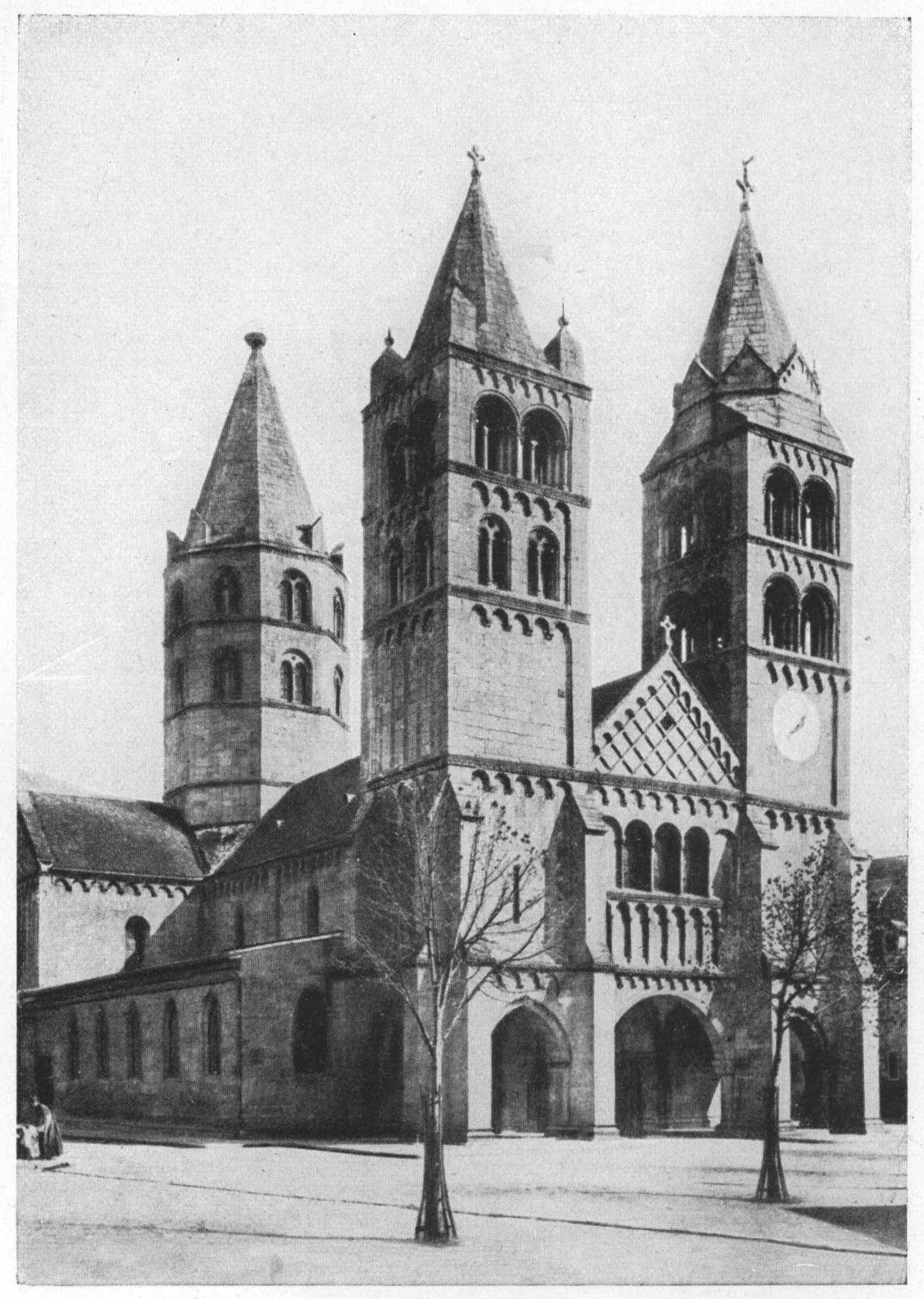


Foto: Dr. F. Stoedtner, Berlin.

Auch St. Leodegar in Gebweiler stammt aus der Hohenstaufenzeit.

lehnung der in Frankreich beschlossenen Verleihung des Bürgerrechts an die Juden. Ihre Forderungen verfielen der Ablehnung; die radikalen und chauvinistischen Elemente in den Generalständen und später im Nationalkonvent forderten im Gegenteil das schärfste Vorgehen gegen die widerspenstigen Elsässer, die Unterdrückung der deutschen Sprache („der Sprache der Barbarei und der Tyrannei"), und sogar die Aussiedlung der deutschen Bevölkerung. Über 50 000 Elsässer verließen damals ihre Heimat und wanderten nach Deutschland aus.

Die Reformen, die die Französische Revolution in ihrem weiteren Verlauf mit sich führte, brachten Elsaß wie auch Lothringen um die letzten Reste ihrer Selbständigkeit. Wie in allen übrigen Provinzen wurden auch im Elsaß und in Lothringen die bisherigen dynastischen Unterstellungen und Bindungen zerbrochen, damit die letzten staatsrechtlichen Zusammenhänge mit dem Deutschen Reich und seinen Territorien gelöst, die geschichtlichen Namensgebungen beseitigt und durch Departementsnamen ersetzt. Erst jetzt erfolgte die volle Eingliederung in den französischen Staat und sein Zollgebiet. Es ist nicht richtig, daß — wie die französische Geschichtsschreibung gern behauptet — die Revolution den Elsässer zum Franzosen gemacht hat. Es kann lediglich festgestellt werden, daß der Elsässer und Lothringer nun allmählich das Gefühl seiner politischen Zugehörigkeit zum Deutschen Reich verlor. Ein Vergleich der Zerrissenheit und Kleinstaaterei des Deutschen Reichs und der Schwäche des Habsburger Kaisertums mit dem einheitlichen französischen Staat, den Ideen der Revolution und schließlich den Ruhmestaten Napoleons fiel zugunsten Frankreichs aus und ließ die Zugehörigkeit zum französischen Staat und seinen Einrichtungen als vorteilhaft erscheinen. Der elsässischen und lothringischen Bevölkerung war nun das einheitliche, französische, weiträumige Wirtschaftsgebiet erschlossen, Handel und Wirtschaft, Heer und Beamtentum boten der Jugend Möglichkeiten zum Erwerb und zum Aufstieg. In den Feldzügen Napoleons gewannen

zahlreiche Elsässer und Lothringer Ruhm und Ehre, die Generale Kleber, Ney, Kellermann, Mouton und Rapp stammten aus dem Lande, das so zum ersten Male am französischen Soldatenruhm Anteil nahm. Das Bewußtsein der Zugehörigkeit zum deutschen Volkstum blieb aber trotzdem erhalten und bekundete sich in treuem Festhalten an deutscher Sprache und Sitte.

Als 1815 Napoleons Stern erlosch, wurde vom Reichsfreiherrn vom Stein auf dem Wiener Kongresse, von Jakob Grimm, Josef Goerres und Ernst Moritz Arndt in Presse und Schrift die Rückgabe von Elsaß und Deutsch-Lothringen gefordert. Aber an der Schwäche der politischen Führung und dem Widerstreit der verbündeten Großmächte scheiterte dieser Wunsch, schon ehe er die Form einer deutschen politischen Forderung angenommen hatte. Im Elsaß und Lothringen hatte er überhaupt kaum Widerhall gefunden. — In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts verstärkten der Bau des Rhein-Marne-Kanals und des Rhein-Rhône-Kanals, die Schaffung wichtiger Eisenbahnlinien, die das Elsaß und Frankreich näher verbanden, und neue Wirtschaftsverbindungen, die nach dem Westen führten, die wirtschaftliche und politische Annäherung der Bevölkerung an Frankreich, obgleich sie in Sprache und Volkstum ihr deutsches Wesen behielt und dem Versuch der Einführung der französischen Sprache in Unterricht, Kirche und Verkehr starken Widerstand entgegensetzte.

6. Das Reichsland Elsaß-Lothringen

Im August und September 1870 brachten die Siege deutscher Waffen Elsaß und Lothringen wieder unter die deutsche Herrschaft. In der Öffentlichkeit wie in den politischen Kreisen Deutschlands wurde, gestützt auf das wiedererwachte nationale Gefühl und den Willen zur Schaffung eines deutschen Nationalstaates, einstimmig die Forderung einer Wiedervereinigung von Elsaß und Deutsch-Lothringen mit Deutschland und damit die Wiedergutmachung alten Unrechts als

selbstverständliche Folge der deutschen Siege erhoben. Im Frankfurter Frieden vom 10. Mai 1871 wurden dann Elsaß und der nördliche Teil des alten Herzogtums Lothringen an das Deutsche Reich abgetreten; die Grenzziehung in Lothringen folgte im wesentlichen der Sprachgrenze; lediglich aus militärischen Gründen wurde auch die stark verwelschte Festung und Stadt Metz mit Umgebung dem deutschen Raum eingefügt, während Deutschland dafür im Laufe der Verhandlungen auf das ursprünglich aus militärischen Gründen geforderte Gebiet von Beffert Verzicht leistete.

Drei Möglichkeiten boten sich damals für die Eingliederung dieser wiedergewonnenen Gebiete in das Deutsche Reich: die Einverleibung von Elsaß und Lothringen in Preußen, die Aufteilung beider zwischen Preußen, Bayern und Baden und die Erhebung des eroberten Landes zu einem Staat im Rahmen des als Bundesstaat geschaffenen Reichs. Der Gedanke der Eingliederung in Preußen wurde anfangs sehr lebhaft vertreten. Einer der hervorragendsten Verfechter dieses Gedankens war der Historiker Heinrich von Treitschke, der 1871 im Reichstag lebhaft die Einverleibung des gesamten neuen Gebietes in Preußen mit folgender Begründung forderte: „Die Aufgabe, diese entfremdeten Stämme deutscher Nation unserem Lande wieder einzufügen, ist so groß und schwer, daß man sie nur erprobten Händen anvertrauen darf, und wo ist eine politische Kraft im Deutschen Reiche, die die Gabe, zu germanisieren, erprobt hat, wie das alte glorreiche Preußen?“ Bekämpft wurde diese „Preußische Lösung“ durch andere Bundesstaaten, die eine solche Vergrößerung Preußens nur ungern gesehen hätten und den damit verbundenen politischen und wirtschaftlichen Machtzuwachs Preußens eifersüchtig abwehrten. Sie wurde auch von Preußen selbst nicht gefordert, das die Bundesstaaten und Bundesgenossen nicht durch eine einseitige Gebietsvermehrung verärgern wollte. Was gemeinsam erobert war, sollte auch gemeinsam erhalten bleiben, das war für König Wilhelm wie für Bismarck ein Gebot gerechter Politik. — Der Gedanke der Aufteilung, nach-

drücklich von Bayern vertreten, wurde von den verschiedensten Seiten, auch von einem der nächsten Beteiligten selbst, dem Großherzog Friedrich von Baden, bekämpft; dieser schrieb, daß man eine Lösung, die Bayern und Baden durch ehemalige französische Gebietsteile vergrößern wolle, nur für eine höchst unglückliche halten könne, da weder Bayern noch Baden imstande seien, mit ihren Machtmitteln diese Territorien festzuhalten oder mit Erfolg sich innerlich anzueignen; sie seien zu schwach, die widerstrebenden Elsässer in das Wesen des Deutschen Reiches einzuschmelzen.

Dem Streit um das Schicksal des neugewonnenen Gebietes machte B i s m a r c k ein Ende. Schon im September 1870 hatte sich Bismarck*) dahin geäußert, daß Elsaß und Lothringen nach der gemeinsamen Kriegführung ein allen gehörendes Vorland des Reiches werden müsse, und daß eine Verteilung dieses Gebietes an einzelne Staaten sich nicht empfehle; dieses Land könne nur beansprucht werden, wenn ein Deutschland da ist, welches es f ü r s i c h erwirbt. Er traf demgemäß die Entscheidung dahin, daß die drei bisher französischen Departements Oberrhein, Niederrhein, Mosel als ein Ganzes in den deutschen G e m e i n s c h a f t s - s t a a t übergingen. In seiner Rede vor dem Reichstag am 25. Mai 1871 begründete er diese Lösung mit folgenden Ausführungen: „Ernsthaft ist wohl nur in Frage gekommen: soll Elsaß und Lothringen zu Preußen gelegt werden, oder soll es unmittelbares Reichsland sein? Ich habe mich unbedingt für die letztere Alternative von Anfang an entschieden, einmal um dynastische Fragen nicht ohne Not in unsere politischen zu mischen, zweitens aber auch darum, weil ich es für leichter halte, daß die Elsässer sich mit dem Namen der Deutschen assimilieren als mit dem Namen der Preußen. Die Elsässer haben sich in ihrer zweihundertjährigen Zugehörigkeit zu Frankreich ein tüchtiges Stück Partikularismus nach guter deutscher Art konserviert, und das ist der Baugrund, auf dem wir

*) Nach den Aufzeichnungen von Moritz Busch „Bismarck und seine Leute“ Seite 84 und 257.

meines Erachtens mit dem Fundamente zu beginnen haben."

Im Einverleibungsgesetz (7. Juni 1871) ausdrücklich als „dem Deutschen Reiche" abgetreten bezeichnet, wurden Elsaß und Lothringen damit zu einem Element der Reichsgründung, einem Grundstein und einer Klammer im Bau des Reiches. Das eroberte Gebiet wurde also weder Bundesstaat, noch Provinz eines Bundesstaates, sondern eine Provinz des Reichs, ein Reichsland; damit wurden Elsaß und Lothringen zum ersten Male in ihrer Geschichte zu einem staatlichen Gebilde zusammengefügt, dem „Reichsland Elsaß-Lothringen". — Diese Lösung war verwaltungsmäßig wie politisch recht verwickelt; Bismarck selbst nannte sie „eine einmalige Erscheinung", aber sie trug dem lebendigen Drange des Deutschen Volkes nach Einheit der deutschen Stämme und Länder Rechnung und gab dem Willen zum weiteren Ausbau der Reichseinheit und Reichsgewalt über die Versailler Kaiserproklamation hinaus Ausdruck.

Wie waren nun Bevölkerung und Volkstum dieses Reichslandes damals beschaffen? Das Elsaß war altes alemannisches Stammesgebiet, überwiegend deutsch in Sprache und Art; nur eine dünne Oberschicht war der französischen Überfremdung anheimgefallen. Seit der Französischen Revolution und den napoleonischen Kriegen politisch losgelöst von dem lebendigen Strom deutschen Wesens, hatte es allerdings die Schaffenskraft und die führende Stellung verloren, die es in früheren Jahrhunderten im öffentlichen wie im deutschen Kulturleben innegehabt hat. Aber trotzdem waren die natürlichen Bande ungelöst, die es mit den übrigen deutschen Stämmen verknüpften. Das Volk war in seiner Sprache und Sitte deutsch geblieben und hatte das Bewußtsein deutschen Stammestums behalten.

Auch der Bezirk Lothringen, d. h. der nördliche Teil des alten Reichsherzogtums Lothringen, war altes deutsches Volksland, fränkisches Siedlungsgebiet. Das ursprünglich auch hier überwiegende Deutschtum war nach den starken Blutverlusten, die der 30jährige Krieg dem Lande zugefügt hatte, durch Einwanderung französischer

Menschen zurückgedrängt worden. Hier gab es weniger Verbindungen und Anklänge mit dem deutschen Nachbar. Mehr als im Elsaß blieb hier das Bürgertum geistig und politisch im französischen Wesen befangen und von französischen Einflüssen beherrscht. Metz, dessen zahlreiche protestantische deutsche Bewohner nach der Aufhebung des Edikts von Nantes abgewandert waren, war 1870 eine fast ganz französische Stadt. Aber auf dem Lande waren auch hier die Bauern, der kleinere Mittelstand und die Arbeiter in Sprache und Art deutsch geblieben, wenn sie auch wirtschaftlich in Abhängigkeit von den welschen Grundbesitzern, Fabrikherren und Rentnern standen und politisch von diesen beeinflußt waren; dennoch hatten sie den Versuchen, sie zu verwelschen, tatkräftig widerstanden und ihr deutsches Volkstum behauptet.

Diese beiden Gebiete, die nach ihrer geographischen Lage wie nach ihrer Bevölkerung verschieden waren, auch zueinander keine inneren oder geschichtlichen Bindungen hatten — Bismarck wies in einer seiner Reichstagsreden ausdrücklich auf diese Schwäche hin —, wurden nun 1871 zusammengelegt. Das lebendige und heitere Elsaß und das stille, in sich zurückgezogene Lothringen bildeten zusammen ein staatliches Gebiet, das Reichsland Elsaß-Lothringen. Zweifellos hätte Lothringen nach Lage, Stammesart und Wirtschaftsverbindung mehr zum preußischen Gebiet der Saar oder Mosel, das Elsaß zu den benachbarten alemannischen Stammesgebieten gepaßt. Politische Gründe und dynastische Rücksichten zwangen Bismarck zu dem anderen Weg.

Gemäß den Weisungen des Königs, der schon während des Krieges der Verwaltung des neuen Gebietes den Befehl gegeben hatte, „die Bevölkerung schonend zu behandeln und die vorhandenen Einrichtungen tunlichst bestehen zu lassen“, wurden die bisherigen französischen Departements in die Bezirke Oberelsaß, Unterelsaß und Lothringen umgewandelt, an deren Spitze an Stelle der Präfekten Bezirkspräsidenten traten, welche die gesamte Verwaltung der Bezirke, soweit sie nicht Sonderverwaltungen übertragen waren, führten. — Die für den Übergang wichtige Regelung der Staatsangehörigkeitsverhältnisse

erfolgte durch eine Zusatzkonvention zum Friedensvertrag vom 11. Dezember 1871 nach dem Grundsatz, daß alle ehemaligen französischen Staatsangehörigen, die entweder in Elsaß-Lothringen geboren waren oder am 2. März 1871 dort gewohnt hatten, Deutsche wurden, soweit sie nicht unter Verlegung ihres Wohnsitzes nach Frankreich bis zum 1. Oktober 1872 oder, falls sie sich außerhalb Europas aufhielten, bis zum 1. Oktober 1873 für die französische Staatsangehörigkeit optierten. — Die Sprachenfrage wurde in sehr entgegenkommender Weise (Gesetz vom 31. März 1872) dahin geregelt, daß grundsätzlich die amtliche Geschäftssprache die deutsche war, jedoch in den Landesteilen mit überwiegend französisch redender Bevölkerung den öffentlichen Bekanntmachungen und Erlassen eine französische Übersetzung beigefügt werden konnte. In einem späteren Gesetz (24. Januar 1873) wurde für die Bezirksverwaltung von Lothringen und die Kreisvertretung derjenigen Kreise, in denen die französische Sprache ganz oder teilweise Volkssprache war, ihr Mitgebrauch auch im amtlichen Verkehr ganz oder teilweise zugelassen. Für die gesetzgebende Körperschaft des Landes, den Landesausschuß, wurde erst durch ein Reichsgesetz vom 23. Mai 1881 mit Wirkung vom 1. Januar 1883 die deutsche Sprache als Geschäftssprache eingeführt! — Das Schulwesen im Lande, das sehr rückständig war, wurde einer gründlichen Neuordnung unterzogen. Schon kurz nach Abschluß des Präliminarfriedens von Versailles wurde durch Verfügung des Zivilkommissars vom 14. April 1871 die deutsche Sprache überall da, wo sie Volkssprache war, als obligatorische Schulsprache eingeführt. Gleich darauf führte die Verordnung vom 18. April 1871 die allgemeine Schulpflicht in Elsaß-Lothringen ein und eröffnete damit nach einem Wort Treitschkes „eine neue Epoche der Kulturgeschichte“ im Lande. Das Gesetz über das Unterrichtswesen vom 12. Februar 1873, vom Kaiser im Namen des Reichs nach erfolgter Zustimmung des Bundesrats erlassen, unterstellte dann das gesamte Unterrichtswesen der Aufsicht und Leitung des Staates. Diese Neuordnung, die das Schulwesen im Reichsland dem in den deutschen Bundesstaaten geltenden anpaßte, fand bei ihrer Durch-

führung den heftigen Widerstand der Geistlichkeit und des Notabelntums, deren bisherige Herrschaft über die Schule damit aufgehoben wurde. — Als größtes Unternehmen auf dem Gebiete der Geistesarbeit im Reichslande wurde durch die Initiative Bismarcks und die hingebende Arbeit des badischen Ministers Freiherrn von Roggenbach die Kaiser-Wilhelm-Universität zu Straßburg ins Leben gerufen, die im Mai 1872 in einer glanzvollen Feier eröffnet wurde. Vom Reiche wie vom Lande großzügig ausgestattet und gemeinsam unterhalten, hat sie die ihr gestellte Aufgabe, „eine Pflanzstätte deutschen Geistes und Lebens, deutscher Wissenschaft und wahrer Bildung zu werden", in hervorragender Weise erfüllt und im geistigen Ringen der beiden benachbarten Nationen eine bedeutsame Rolle gespielt.

Das Reichsland wurde auf diesen Grundlagen vorzüglich verwaltet; die politische Führung jedoch, die von Berlin aus stark durch föderalistisch-dynastische Interessen der Bundesstaaten wie durch die Parteien des Reichstags beeinflußt wurde, ließ Stetigkeit und Zielklarheit vermissen. Erst wurde das Reichsland Elsaß-Lothringen als eine reine Reichsprovinz von der Reichszentrale in Berlin regiert, dann wieder wurde es mit dem Ziele des allmählichen Ausbaues zum selbständigen Bundesstaat von Straßburg aus verwaltet; später wieder wurde es mit Mißtrauen und mit dem politischen Hintergedanken einer Verbindung mit Preußen oder einer Aufteilung zwischen Bayern und Preußen betrachtet und schließlich im ungeeignetsten Augenblick am Ende des Krieges mit der vollen Autonomie ausgestattet. Zeitweise wurde es scharf (unter Anwendung des „Diktaturparagraphen" der Landesverfassung) angefaßt, dann wieder mit unverständlicher Nachsicht gegen Protest und französische Propaganda behandelt. So konnte ein großer Teil der Bevölkerung dieses Grenzlandes nicht das rechte Verhältnis zum Reich und angesichts der seit 1900 sich verstärkenden französischen Revanchepolitik auch nicht das Vertrauen in eine dauernde Zukunft als Bestandteil des Deutschen Reiches finden. Dabei nahm das Reichsland

unter der deutschen Herrschaft einen gewaltigen wirtschaftlichen Aufschwung. Aus drei vernachlässigten französischen Departements schufen deutsche Organisation und Arbeit ein Wirtschaftsgebiet ersten Ranges. Produktion und Ertrag der Landwirtschaft wie der Industrie, insbesondere die Kohlengewinnung und die Erzförderung in Lothringen, stiegen außerordentlich an, und die um die Jahrhundertwende neuerschlossenen elsässischen Kaligruben brachten dem Lande einen neuen Industriezweig mit immer steigenden Ergebnissen. Die wirtschaftlichen Verbindungen und Verflechtungen mit den übrigen Teilen des Reiches wuchsen, aber das politische Zusammengehörigkeitsgefühl hielt hiermit nicht überall gleichen Schritt. Die Schuld an dieser unerfreulichen Entwicklung liegt teils in dem unfertigen Zustand der Reichsverfassung und dem Fehlen einer starken Reichsgewalt, teils im Experimentieren und der Schwäche der Regierung des Reichs, die Stetigkeit und Festigkeit in ihrem Verhalten zum Reichslande vermissen ließ, teils in dem Hin- und Herschwanken der Kaiserlichen Statthalter und der Landesregierung selbst. Ein kurzer Überblick über die Regierungs- und Verwaltungsgrundsätze, nach denen das Reichsland regiert wurde, ergibt ein recht widerspruchsvolles Bild. —

Nach dem Friedensschluß und nach der Vereinigung der von Frankreich abgetretenen Gebiete mit dem Reich trat im September 1871 an Stelle des bisherigen militärischen Verwaltungsprovisoriums nach preußischem Vorbild das Provinzialverwaltungssystem des Oberpräsidenten. Eduard von Möller, der sich in der 1866 neu zu Preußen getretenen Provinz Hessen-Nassau bewährt hatte, wurde zum Oberpräsidenten in Elsaß-Lothringen ernannt, aber regiert wurde das Land von Berlin aus, vom Reichskanzleramt. Das Reichsland war Reichsprovinz, aber immerhin ein Gebiet besonderen Rechts und mit besonderem Eigenleben. Die Gesetzgebung für Elsaß-Lothringen lag beim Kaiser, Bundesrat und Reichstag. Aber schon 1874 wurde zur Beratung in Fragen der Landesgesetzgebung ein „Landesausschuß“ eingesetzt. Wenige Jahre später, 1877, gab die Reichsregierung dem immer

lauter werdenden Drängen des Landesausschusses und der Bevölkerung nach stärkerer Selbstbestimmung nach *und baute (durch Reichsgesetz vom 2. Mai 1877) den Lan*desausschuß zum gesetzgebenden Organ des Reichslandes aus. Allerdings blieb daneben die Erlassung von Landesgesetzen im Wege der Reichsgesetzgebung vorbehalten, aber diese Zuständigkeit trat nur noch in wenigen Einzelfällen in Wirksamkeit. Damit wurde im wesentlichen die Gesetzgebung für das Reichsland dem Lande selbst übertragen. 1879 trug Bismarck dem im Lande immer stärker werdenden Drängen nach Gleichstellung mit den deutschen Bundesstaaten und der Wiedererstarkung der föderalistischen Bestrebungen im Reiche insoweit Rechnung, als er sich entschloß, das Reichsland in seiner staatlichen Form derjenigen der Bundesstaaten anzunähern. Die Lösung fand Bismarck in der Einsetzung eines gleichzeitig mit landesherrlichen wie mit Regierungsrechten ausgestatteten „Kaiserlichen Statthalters" und der Schaffung einer Landesregierung in Straßburg. Damit wurde 1879 nun auch die Regierungsgewalt von Berlin in das Reichsland selbst hineinverlegt. Zum ersten Kaiserlichen Statthalter in Elsaß-Lothringen wurde der damals 70jährige Generalfeldmarschall von Manteuffel ernannt, der in sein Amt einen ruhmvollen soldatischen Namen, vielseitige Erfahrung und das besondere Vertrauen des alten Kaisers einbrachte. Sein Ziel war, das Reichsland Elsaß-Lothringen zur vollen Gleichstellung mit den deutschen Bundesstaaten zu führen. In seinem Bestreben, die Bevölkerung des Landes hierfür zu gewinnen, stützte sich Manteuffel — leider unter Vernachlässigung des deutschen Elements im Lande — überwiegend auf die sogenannten „Notabeln", die wohlhabende, sozial rückständige, stark überfremdete Oberschicht des Bürgertums, der er große Nachsicht zeigte, ohne sich durch deren Zuneigung zu Frankreich beirren zu lassen. Die Ära Manteuffel, die 1885 mit dem Tode des Feldmarschalls ihr Ende fand, war für die Entwicklung des Reichslandes nach Deutschland zu kein Fortschritt; das Land war zwar gut verwaltet und der Zusammenhang mit dem Reich dank dem wirtschaftlichen Aufstieg gefördert, aber das deutsche

Element im Lande wurde sich selbst überlassen, die verwelschte obere Bourgeoisie bevorzugt und begünstigt und damit der politisch bestimmende Einfluß diesen durch verwandtschaftliche, geistige und politische Bande stark nach Frankreich orientierten Kreisen überlassen. Die Wirkung zeigte sich bald in zahlreichen unerfreulichen Zwischenfällen und anderen Erscheinungen des Protestes sowie in ungünstigen Wahlen. — Nachfolger Manteuffels im Statthalteramt wurde Fürst zu Hohenlohe-Schillingsfürst, der neun Jahre lang, bis zum Jahre 1894, die Landesregierung führte. Von der Politik seines Vorgängers löste er sich gleich zu Beginn seiner Amtszeit los, trat — unter gelegentlicher Benutzung des „Diktaturparagraphen" der Landesverfassung, der ihm für besondere Fälle außerordentliche Vollmachten gab — den von Frankreich her in das Land getragenen deutschfeindlichen Kundgebungen und Strömungen entgegen und legte durch planmäßige gesetzliche und Verwaltungsmaßnahmen die erste Bresche in den Einfluß des Notabelntums. — Ihm folgte Fürst Hohenlohe-Langenburg, der von 1894 bis 1907 Kaiserlicher Statthalter in Elsaß-Lothringen war und die Politik seines Vorgängers fortsetzte. Die Amtszeit dieser beiden Statthalter schließt eine ruhige, gedeihliche Entwicklung des Landes und Stärkung der Deutschgeneigtheit in allen Kreisen der Bevölkerung in sich. — Sein Nachfolger wurde im Oktober 1907 Graf von Wedel, der die Zeit für gekommen hielt, einen Wechsel des Kurses seiner beiden Vorgänger eintreten zu lassen und den Weg zur größeren Selbständigkeit des Landes einschlug. 1911 erhielt das Reichsland durch Reichsgesetz eine neue Verfassung, die dem Reichsland einen Landtag und eine Vertretung im Bundesrat gab und die Landesgesetzgebung voll in das Land verlegte. Nur für Verfassungsgesetze blieb die Reichsgesetzgebung vorbehalten. Damit waren die Wünsche des Landes nach Gleichberechtigung mit den anderen Bundesstaaten in einem weiten Umfange erfüllt; trotzdem führten Volksvertretung und politische Parteien den Kampf um die volle Selbständigkeit weiter und verlangten auch die Gesetzgebung für

die Verfassung selbst, ein Teil von ihnen im ehrlichen Glauben, auf diesem Wege ein schnelleres Hineinwachsen in das Reich zu erreichen, andere aber, um bei voller Selbständigkeit des Landes ungehindert ihre franzosenfreundlichen Pläne und ihre Loslösungsbestrebungen weiterbetreiben zu können. Im großen und ganzen war auch die siebenjährige Amtszeit Wedels trotz einiger politischer Zwischenfälle eine Zeit fortschrittlicher deutscher Entwicklung.

Als Graf Wedel infolge eines Konflikts mit den militärischen Stellen, wegen des sogenannten „Fall Zabern", im Frühjahr 1914 zurücktrat, wurde der preußische Innenminister von Dallwitz zum Kaiserlichen Statthalter in Elsaß-Lothringen ernannt, der Gegner der Autonomie war; er nahm zu Beginn des Weltkrieges den Gedanken der preußischen Lösung, d. h. der Eingliederung des Reichslandes in den preußischen Staat, wieder auf; sein Plan wurde zunächst vom Kaiser und der Obersten Heeresleitung so gebilligt, später auf bayerische Intervention hin in den Vorschlag einer anteiligen Einverleibung Elsaß-Lothringens in Preußen und Bayern abgeändert. Die Durchführung scheiterte am Widerstreben anderer Bundesstaaten, insbesondere Württembergs, wie auch an dem Widerstand der Parteien im Reichstag. Wenig später beschritt die Reichsregierung wieder den entgegengesetzten Weg, nämlich den der Weiterentwicklung der Selbständigkeit des Reichslandes zum gleichberechtigten Bundesstaat. Kurz vor der Wende des deutschen Kriegsschicksals, im September 1918, gab der damalige Reichskanzler Prinz Max von Baden den Beschluß des Kaisers und der Reichsregierung bekannt, daß nunmehr auch das Reichsland Elsaß-Lothringen die volle Stellung als autonomer Bundesstaat erhalten sollte. Zur Durchführung dieses Planes wurden zwei Elsässer berufen: der Straßburger Bürgermeister Dr. Schwander, der großes Vertrauen im Lande genoß, wurde zum Statthalter, der elsässische Zentrumsabgeordnete Hauß zum Staatssekretär in Elsaß-Lothringen ernannt. In den sich überstürzenden Ereignissen des Oktober und November 1918

kam der Ausbau des Reichslandes zum Bundesstaat nicht mehr zur Durchführung.

Über die Haltung der elsaß-lothringischen Bevölkerung während des Weltkrieges muß noch ein Wort gesagt werden. Es ist vielfach hierüber, insbesondere über Fälle von Fahnenflucht und Einverständnis mit dem Feind, Klage geführt worden. Demgegenüber muß, gestützt auf militärische Zeugnisse, festgestellt werden, daß, abgesehen von einzelnen Fällen, die Haltung der Bevölkerung wie die der elsaß-lothringischen Soldaten einwandfrei war. Bei Kriegsbeginn brach die Begeisterung für Deutschland und die deutsche Wehrmacht elementar durch; im Landtag verstärkten sich die Bekenntnisse zum Deutschen Reich und Volkstum. Die waffenfähige Mannschaft im Elsaß wie in Lothringen eilte begeistert zu den Waffen, die Zahl der Kriegsfreiwilligen aus diesem jüngsten Gliedstaat des Reichs blieb nicht hinter der anderer deutscher Stämme zurück, und im Kriege haben die elsässischen und lothringischen Feldgrauen ihre soldatische Pflicht mit wenigen Ausnahmen vorbildlich bis zum bitteren Ende erfüllt; als sie in die Heimat zurückkehrten, fanden sie diese vom Feinde besetzt, Gruß und Dank wurden ihnen verweigert; ihr deutsches Soldatentum wurde geschmäht, ihre soldatische Leistung totgeschwiegen; so ist der elsässische und der lothringische Feldgraue der „unbekannteste Soldat" des Weltkrieges geworden.

7. *Die zweite Franzosenzeit*

Im November 1918 wurden Elsaß und Lothringen zum zweiten Male in ihrer langen Geschichte von französischen Truppen besetzt; 1919 wurden sie im Friedensdiktat von Versailles dem Reiche entrissen und dem französischen Staat eingegliedert. Die bisherige staatliche Selbständigkeit wurde dem Lande genommen, das Recht zur eigenen Gesetzgebung aufgehoben und das bisherige Reichsland in drei Departements zerschlagen. Die zahlreichen wirtschaftlichen Verbindungen mit dem Reich wurden unterbrochen und die bisher blühende elsässische und loth-

ringische Wirtschaft zum Niedergang gebracht. Durch verschiedene Verordnungen wurde für Schule, Kirche, Gericht und Verkehr die französische Sprache, dem Volke völlig unbekannt, eingeführt und damit das kulturelle Leben des Landes stillgelegt. Die nach 1870 aus dem Reiche eingewanderten Deutschen und viele Elsässer und Lothringer, die sich auch jetzt noch offen zum Deutschtum bekannten, wurden ausgewiesen. Zehntausende andere gingen freiwillig in das Altreich zurück. In die dadurch in Staat und Wirtschaft und im kulturellen Leben gerissenen Lücken rückten wahllos zusammengelaufene landfremde Franzosen aus dem Innern Frankreichs ein. Die kriegsmüde Bevölkerung des Landes, das vier Jahre lang Kampf- und Operationsgebiet war und mehr als andere Teile Deutschlands unter den Nöten und Beschränkungen des Krieges gelitten hatte, war seelisch und physisch zermürbt. Der größere Teil nahm den neuen Wechsel der staatlichen Zugehörigkeit apathisch hin, andere ließen sich durch eine geschickte französische Regie zu lärmenden Begrüßungskundgebungen hinreißen und gaben so dem französischen Präsidenten Poincaré die Begründung zu seiner theatralischen Erklärung: „Die Volksabstimmung ist vollzogen!" Nur wenige politische Persönlichkeiten aus dem Lande erhoben ihre Stimme gegen den Bruch früherer französischer Versprechen, die dem Lande die Rechte der Autonomie verheißen hatten.

Die Ernüchterung ließ aber nicht lange auf sich warten, gar bald kamen die Elsässer und Lothringer zur Selbstbesinnung und begannen entschlossen den Kampf für ihr deutsches Volkstum. Trotz Drangsalierungen führten deutsche Männer im Elsaß und in Lothringen mit immer wachsender Stärke ihren Abwehrkampf gegen die von Frankreich versuchte gewaltsame Unterdrückung ihrer Volks- und Lebensrechte lange Jahre hindurch ganz auf sich gestellt zäh weiter. Durch ihren Kampf und ihre Opfer haben sie das wahre Wesen des elsässischen und lothringischen Volkes vor der Geschichte bezeugt und bewiesen und die Flecken getilgt, die landfremde Elemente, gekaufte Subjekte, gewinnsüchtige Geschäftemacher und eine Anzahl verführter Elsässer und Lothrin-

ger in der Übergangszeit der Jahre 1918 und 1919 dem guten Namen und der alten deutschen Tradition dieser Länder zugefügt hatten.

8. *Heimkehr und Neuordnung*

Durch den von der englisch-französischen Politik gewollten und herbeigeführten Krieg wurde im September 1939 die Frage Elsaß-Lothringen, an die Deutschland nach der feierlichen Erklärung seines Führers nicht mehr rühren wollte, neu aufgerollt. Im Juni 1940 ging die Oberrheinarmee mit blitzschnellem Stoß, dessen Schwerpunkt im Raum von Breisach lag, über den Rhein gegen die Vogesen vor, während andere Divisionen von Lothringen aus jenseits der Vogesen bis zur Schweizer Grenze vorstießen. Am 18. Juni rückten deutsche Truppen, aus Südwesten kommend, in Straßburg ein und hißten wieder die deutsche Fahne auf dem Münster. Mit Ausnahme von wenigen Ortschaften fiel das ganze Elsaß unzerstört als reife Frucht den tapferen, siegreichen Truppen wieder zu. Metz und Lothringen waren schon vorher mit raschem Zugriff genommen worden.

Damit waren die alten deutschen Grenzmarken Elsaß und Lothringen dem Reich wieder zurückgebracht. Der Wille des Führers hat die heimgekehrten Gebiete nicht wieder zu einem Land „Elsaß-Lothringen" vereint, sondern, ihren geographischen und geschichtlichen Gegebenheiten entsprechend, den Landschaften zugeteilt, zu denen sie als natürlicher Teil gehören. Das Elsaß, das die eine Hälfte des zwischen Schwarzwald und Vogesen liegenden, vom Rhein durchströmten Oberrheinlandes darstellt, wird künftig mit der anderen Hälfte des alemannischen oberrheinischen Gebiets, dem Lande Baden, zu einem Gau vereint sein; Lothringen, das geographisch mit dem Saar- und Pfalzgebiet zusammenhängt, wie diese von Franken besiedelt wurde und in der jüngeren Vergangenheit mit ihm eine wirtschaftliche Einheit bildete, ist mit seinem Nachbarn zum Gau Westmark zusammengeschlossen. So sind Elsaß und Lothringen wieder in die Räume und Volkszusammenhänge, in die kulturellen und wirtschaft-

lichen Verflechtungen eingefügt, die ihnen Natur und Geschichte zuweisen. In dieser Gestalt dem Reiche sinnvoll eingegliedert, sind sie aus der Enge des Grenzlandes hinausgetreten und hineingestellt in die Erdteilsmitte, in das Großdeutsche Reich. Teilnehmend an den großen Aufgaben, die diesem gestellt sind, wird die Bevölkerung dieser alten deutschen Grenzprovinzen nun wieder hineinwachsen in die Gemeinschaft des deutschen Volkes.



Foto: R. Reimesch-Bavaria.

Das deutsche Geschlecht der Rappoltsteiner baute die St. Ulrichsburg.

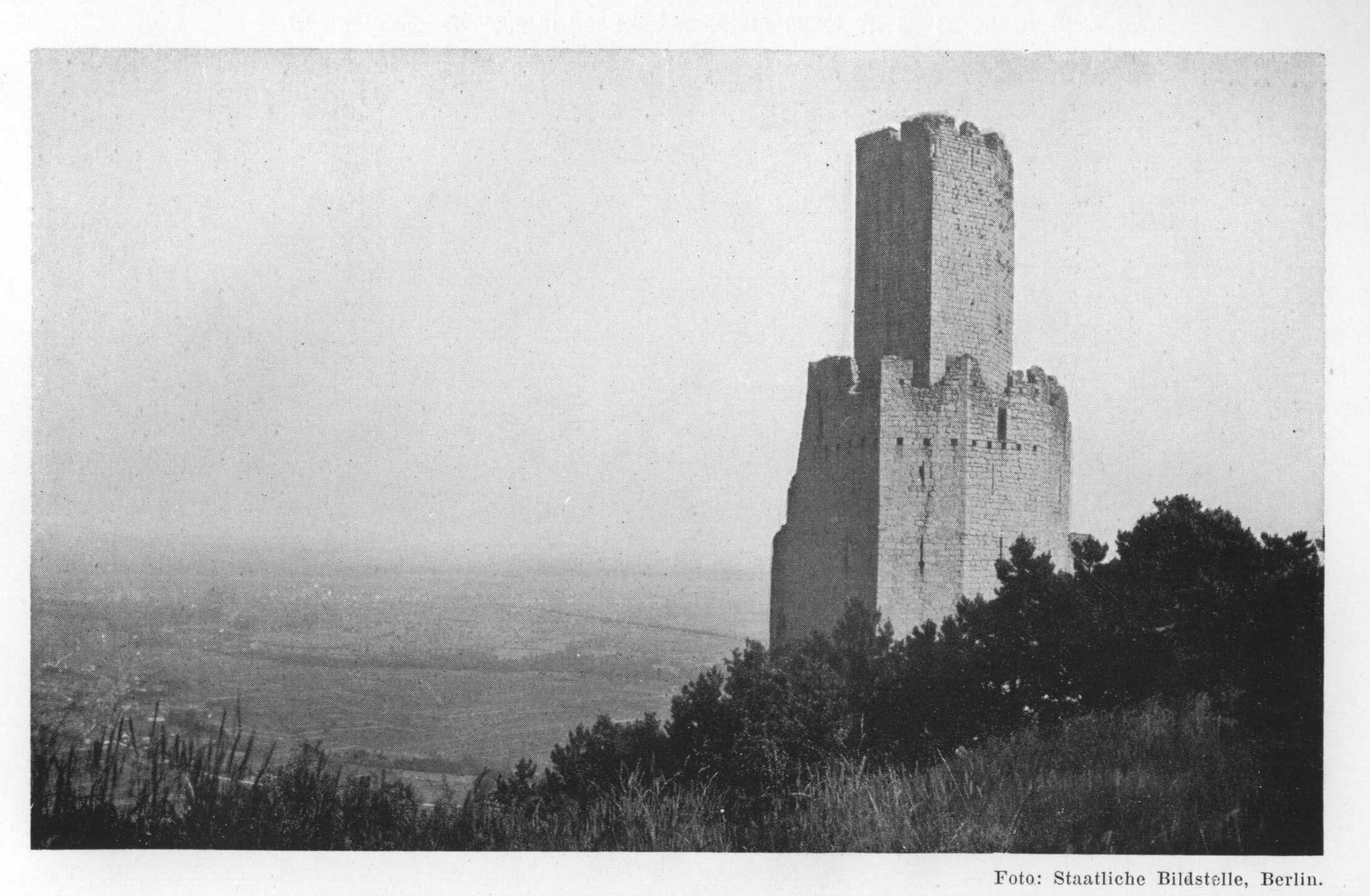


Foto: Staatliche Bildstelle, Berlin.

Die Ruine Ortenburg, einst Besitz der Grafen von Habsburg.

Die volksdeutsche Bewegung im Elsaß und in Lothringen in den Jahren 1918—1940

von

Dr. Robert Ernst
Generalreferent beim Chef der Zivilverwaltung im Elsaß

Von dem zähen, leidenschaftlichen, vielfach heldenhaften und opfervollen Kampf, der in den mehr als zwanzig Jahren zwischen den beiden großen Kriegen um die Erhaltung des bodenständigen deutschen Volkstums im Elsaß und in Lothringen geführt worden ist, hat die Welt nur selten und zudem meist in verzerrten und entstellenden Bildern Kenntnis erhalten. Auch in deutschen Landen ist das Wissen um dieses Ringen zwischen trutzigem Willen zu volkhafter Selbstbehauptung und französischem Verwelschungsstreben noch nicht sehr tief.

Zwar hatte die reichsdeutsche Presse und Öffentlichkeit noch mit großer Anteilnahme die kämpferische Auseinandersetzung zwischen Paris und „Elsaß-Lothringen" in den Jahren 1926 bis etwa 1929 verfolgt. Aber dann trat diese Frage weithin in den Hintergrund gegenüber den großen entscheidenden Machtkämpfen und der Wirtschaftskatastrophe im Reich bis zum Siege des Nationalsozialismus, danach im Zeichen des planvollen Kampfes des Führers um die innere und äußere Freiheit der Nation. Ja, der Führer suchte diese Freiheit durch das schmerzliche Opfer elsässischen und lothringischen deutschen Bodens ohne Krieg zu sichern. Diese außenpolitische Linie bedingte disziplinierte Haltung der deutschen Presse, um den Gegnern einer friedlichen Überwindung von Versailles keine Trümpfe in die Hände zu geben.

Außerdem aber haben die besonderen Formen, in denen die volksdeutsche Bewegung als „Heimatbewegung" im Elsaß und in Lothringen ihren Kampf führen mußte, im

Reiche das Verständnis für Sinn, Bedeutung und Opfer dieses Ringens stark erschwert. Nicht wie in anderen grenzdeutschen Gebieten, die durch Versailles oder St. Germain vom Reiche abgetrennt worden waren, zeigte sich hier sichtbares Streben nach Heimkehr ins Reich. Ja, neben den Gruppen, die in der Bindung zur deutschen Heimaterde vor allem die Rückkehr ins Reich sichern wollten, verband sich bei andern mit der Verteidigung der engeren elsässischen und lothringischen Volks- und „Heimatrechte“ verständnislose Einstellung gegenüber dem Reich, vor allem auch nach der Machtübernahme durch die nationalsozialistische Bewegung, deren Sinn und Ziele in völliger Verzerrung gesehen wurden.

Zum Verständnis dieser Zwiespältigkeit bedarf es der Erinnerung an die schwere geschichtliche Erbschaft des Grenzlandes und seiner Menschen aus dem mehrhundertjährigen Kampf zwischen der deutschen und der französischen Nation, vor allem aber an die verhängnisvolle Preisgabe der beiden alten deutschen Stämme nach den Befreiungskriegen, so daß die Elsässer und Lothringer während der ersten sieben Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts voll im politischen und kulturellen Bannkreis Frankreichs geblieben waren und in dieser Zeit allem Deutschen in wachsendem Maße entfremdet worden sind. Die neue deutsche Friedenszeit des Landes von 1870/71 bis zum Ausbruch des Weltkrieges war zu kurz und die Nation selbst noch nicht geschlossen und reif genug, um die gestellte Aufgabe einer inneren Rückgewinnung der Elsässer und Deutschlothringer zum Abschluß zu bringen. Aber die selbstverständliche Entschlossenheit, mit der überall im „Reichsland“ die waffenfähige Mannschaft im August 1914 dem Ruf zu den deutschen Fahnen gefolgt ist, und die hohe Zahl der Kriegsfreiwilligen aus dem damals jüngsten Teil des Reiches bekundeten doch, wie weit die Entwicklung bereits gediehen war. Im Weltkrieg haben die Feldgrauen aus dem Elsaß und aus Lothringen ihre soldatische Pflicht mit wenigen Ausnahmen vorbildlich bis zum bitteren Ende erfüllt. Als sie von allen Fronten des großen Krieges in die Heimat zurückkehrten, fanden sie diese vom Feinde besetzt. An der

Kehler Rheinbrücke und an den anderen Übergangsstellen wurden die alten Frontsoldaten von farbigen Franzosen in Empfang genommen und auf Umwegen in abseits gelegene Kasernen und Forts geführt, um erst nach Tagen und oft Wochen nach Hause entlassen zu werden.

Das Elsaß und Lothringen waren inzwischen auf Grund der erpreßten Waffenstillstandsbedingungen von den Franzosen besetzt worden, die während vier Kriegsjahren nur kleine Stücke der ersehnten Beute in ihren Besitz hatten bringen können. Mit der verbrecherischen Mithilfe einer kleinen französisch eingestellten Schicht Einheimischer, vor allem aber unter geschickter Ausnützung der Kriegsmüdigkeit des Großteils der Bewohner des Grenzlandes und unter dem Nachhall der Erbärmlichkeiten der deutschen November-„Revolution“ war der Einzug der Zufallssieger in den Städten unter Erscheinungen vor sich gegangen, die als Zustimmung zur Rückkehr Frankreichs gedeutet werden konnten und von einer geschäftigen französischen Propaganda auch so gedeutet wurden. Daß die Franzosen sehr wohl wußten, daß die Wirklichkeit ganz anders war, bewies ihr Terror gegen alle, von denen sie Widerstand fürchteten: zu Zehntausenden wiesen sie sofort deutsche Männer und Frauen unter Raub ihres Eigentums aus dem Lande. Tausende von alteingesessenen Beamten, Lehrern, Kaufleuten usw. wurden vor ungesetzliche Scheingerichte, die berüchtigten „Commissions de triage“, geschleppt, ihrer Ämter enthoben, in französische Gefängnisse geworfen oder in Zwangsaufenthalt nach Orten in Frankreich oder im besetzten Brückenkopf Kehl in Baden verbannt, — — bis das Versailler Diktat vom ohnmächtigen Weimarer Deutschland unterzeichnet, vielfach gar, bis es in Kraft getreten und jede Auflehnung aussichtslos geworden war. Vom vorher vielgerühmten Selbstbestimmungsrecht der Völker war nichts mehr zu hören. Bei allem möge der Beobachter der politischen Vorgänge im Elsaß und in Lothringen im November 1918 das Eine bedenken: der November 1918 kann nicht zum Stichtag der Bewertung des Elsässers und Lothringers gemacht werden, wie er auch nicht Stichtag für die Bewer-

tung des deutschen Volkes überhaupt sein kann. Der deutsche Zusammenbruch hat sich nur auf dem elsässischen und lothringischen Grenzboden in anderen Formen gezeigt als im Innern des Reichs.

Unter solchen äußeren Umständen sind auch die ersten Nachkriegswahlen zum französischen Parlament durchgeführt worden, die der Welt — und auch den Elsässern und Lothringern selbst — dann zwanzig Jahre lang als Treuebekenntnis der „befreiten" Elsässer und Lothringer zur „Mutter Frankreich" vorgehalten worden sind. Die alten Führer des Volkes waren ausgewiesen oder mundtot gemacht, die früheren politischen Organisationen zerschlagen. In den Wahlversammlungen durfte von keiner anderen Lösung als der bedingungslosen Einfügung in den französischen zentralistischen Einheitsstaat gesprochen werden. Selbst ein Versuch des in der Übergangszeit zum „Nationalrat" ausgerufenen ehemaligen Landtags, in einer Loyalitätserklärung wenigstens das Verlangen nach Schutz der sprachlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Sonderrechte zu unterstreichen, war zurückgewiesen worden. Jede Hoffnung auf Hilfe von außen hatte nach dem Zusammenbruch des Reiches begraben werden müssen, wie auch verzweifelte Versuche, noch in letzter Stunde vor dem Einmarsch der Franzosen vor der Weltöffentlichkeit den Willen der bodenständigen Bevölkerung zur Geltung zu bringen, ohne jeden Widerhall geblieben waren.

* * *

So mußten die Elsässer und Lothringer, vom Reiche preisgegeben und von der Welt ihrem Geschick überlassen, versuchen, im Verband des französischen Staates und Volkes ihr Leben neu einzurichten und von Frankreich die Anerkennung ihres Eigenlebens zu erlangen. Dabei mußte im Mittelpunkt der Kampf um die deutsche Muttersprache und um die Schule stehen, die von den Franzosen sofort für das ihnen vorschwebende Ziel raschester Erlangung der Vor-, ja Alleinherrschaft ihrer „Nationalsprache" eingesetzt worden war, wie das Französische auch in Verwaltung und Rechtsprechung sofort allein maßgebend wurde.

Das Streben nach Sicherung des völkischen Eigenlebens war in den ersten Zeiten dadurch verhängnisvoll gehemmt, daß durch die Wirbel des politischen Umschwungs überall teils offen frankreichhörige Elemente, teils charakterlose Streber, teils unfähige, kurzsichtige Männer an die Oberfläche geschwemmt worden waren, wo sie eine klare Willensbildung und -äußerung verhindern konnten. Verhängnisvoller vielleicht noch als die Bereitschaft kleiner Gruppen blindergebener Frankreichfreunde, jede elsässische und lothringische Sonderregung auf dem Altar der „einen und unteilbaren" französischen Republik zum Opfer darzubringen, war die michelhafte Hoffnungsseligkeit derer, die im Ernste glaubten, die Franzosen mit überzeugenden Worten und patriotischem Gehabe zu freiwilligem Verzicht auf ihr Assimilationsziel bewegen zu können. Jahrelang haben sich manche, die sich für Kenner der französischen Verhältnisse ausgaben, etwa in der trügerischen Hoffnung gewiegt, mit Hilfe der französischen „Regionalisten" den aus den weit zurückliegenden Zeiten der Großen Revolution und Napoleons I. stammenden, verknöcherten, alles gesunde Leben der „Provinz" abwürgenden Zentralismus überwinden zu können. Wertvolle Zeit wurde verloren mit Versuchen, die herrschenden Kräfte Frankreichs von der Notwendigkeit, der Ungefährlichkeit und den „Vorteilen" zu überzeugen, den drei Ostdépartements ihr Eigenleben und ihre deutsche Sprache zu belassen. Über die Größe der Gefahren für Volk und Heimat aus dem französischen Verwelschungsstreben hat man sich und andere hinwegtäuschen wollen, indem man beschönigend von „Übergangsschwierigkeiten" sprach. Und Jahre hindurch wurde die Ehre des elsässischen und lothringischen Namens, wurden das Lebensrecht und der Lebenswille des elsässischen und lothringischen Volkes nur von der Gruppe der in Treue zur deutschen Sache aus der Heimat ins niedergetretene Reich gegangenen Altelsässer und Altlothringer und ihrer Zeitschrift „Elsaß-Lothringen" / „Heimatstimmen" hochgehalten.

Aber während im Elsaß und in Lothringen an der Oberfläche noch immer geschäftig oder verzweifelt versucht

wurde, mit Kompromissen und dauerndem Nachgeben offenem Kampf auszuweichen, waren in den breiten Massen des Volkes der Wille und die Bereitschaft immer lebendig geblieben, sich seine Rechte notfalls zu erkämpfen, lange Zeit unklar und ohne zielbewußte Führung, aber in Erwartung deutlicher Parolen. Das zeigte sich, als bei den französischen Kammerwahlen von 1924 der „Nationalblock" Poincarés gestürzt wurde und auch im Grenzland der französische Chauvinismus eine Niederlage erlitt. Nun erhielten in den bisher zur Regierungsmehrheit zählenden katholischen Parteien die heimatlichen Kräfte starken Auftrieb. Als Poincarés Nachfolger, Herriot, im Namen der siegreichen französischen Mittel- und Linksparteien eine noch verschärfte und beschleunigte Assimilation „versprach", entlud sich die bisher niedergehaltene Unzufriedenheit der elsässischen und lothringischen Bevölkerung in so heftigen Formen, daß man in Paris nach kurzer Zeit einlenkte. Der so urgewaltig plötzlich zutage getretene Kampfwille der Enttäuschten war von katholischen politischen Führern, an ihrer Spitze der französisch-nationalistische Straßburger Bischof Ruch, ins Kirchliche, Klerikale, abgelenkt worden. Aber es hatte nicht verhindert werden können, daß im öffentlichen Kampfe auch die eigentlichen, die völkischen Ziele und Klagen in den Vordergrund gerückt waren. Was in den vergangenen Jahren innerhalb der politischen Parteien und in vereinzelten Blättern, oft vorsichtig verbrämt und getarnt, an Kritik der neuen Zeit laut geworden war, das war nun landauf, landab in den Protestversammlungen ins Volk getragen worden.

1925 war die Zeit reif, dem wahren Willen des Grenzlandes und seiner Menschen Worte zu verleihen. Das bezeugte der große Erfolg eines unansehnlichen kleinen Blattes, das vom Mai 1925 an in Zabern herausgegeben wurde. Es nannte sich „Die Zukunft" und im Untertitel: „Unabhängige Wochenschrift zur Verteidigung der elsaß-lothringischen Heimat- und Volksrechte". Hier wurde erstmals seit der „Befreiung" vom November 1918 das bittere Leid des Volkes anklagend in die Welt hinausgerufen:

„Auf Land und Volk lastet schwer der Mißmut. Unser Land ist gesegnet mit kulturellen Entwicklungsmöglichkeiten wie kaum ein zweites: durch die Vorzüge seiner Lage, durch die Fruchtbarkeit seines Bodens, durch seine Reichtümer unter der Erde wie durch Fleiß und Tüchtigkeit seiner Bewohner. Unser Volk steht keinem seiner Nachbarn nach, weder in Handel und Gewerbe noch in Kunst und Wissenschaft.

Dennoch fühlen wir uns gehemmt auf kulturellem, politischem und wirtschaflichem Gebiet. Blindstürmender Eifer, in das Bestreben verstiegen, in der französischen Republik alles in allem gleichzumachen, wirft uns um Generationen zurück in unserer Entwicklung. Unsere Eigenart, eine alte Kultur, sehen wir scharfem Angriff ausgesetzt ... Unsere Landessprache wird unterdrückt in Schule und Unterricht, Verwaltung, Rechtspflege und Gesetzgebung; kaum, daß sie noch geduldet ist im öffentlichen Leben, das sie seit anderthalbtausend Jahren beherrscht.

In diesem Sinne fordern wir vor allem für uns, ungestört unserer Eigenart leben zu können. Unsere Kultur, unsere Sprache wollen wir geachtet wissen. Wir verlangen, daß mit der heutigen Sprachenpolitik gebrochen und unsere Muttersprache in ihre natürlichen Rechte wieder eingesetzt werde ... Die Verwaltung muß unseren Bedürfnissen entsprechen und umgestaltet werden, und dabei sollen vor allem die Einheimischen, besonders in den leitenden Stellen, den Anteil und den Einfluß bekommen, der ihnen von Rechts wegen zusteht. Wir dulden nicht, daß man uns zu Fremden macht im eigenen Hause.

Elsässer und Lothringer, schart euch um die ‚Zukunft'! Wir wollen miteinander zum Wohle der Heimat arbeiten und kämpfen, um unsere Rechte und für unsere Zukunft: für Heimat, Recht und Frieden!"

Mächtig war der Widerhall im Volke, das hier endlich ausgesprochen sah, was es selbst längst fühlte. An der „Zukunft", ihren Forderungen und ihren Anklagen, schieden sich rasch die Geister. Im Elsaß erhielten die bisher zurückgedrängten heimattreuen Kräfte in der katholischen Elsässischen Volkspartei steigenden Einfluß. In ihrer Presse, vor allem im „Elsässer Kurier" des Dr. Haegy, wurden immer lauter heimatliche Töne angeschlagen, wie das Volk sie hören wollte. Vergeblich suchten die Franzosen und ihre Trabanten im Bunde mit volksfremd und vielfach jüdisch oder freimaurerisch geführten Parteien, wie den Sozialisten, Radikalsozialisten, Demokraten, die unbequemen Mahner aus Zabern zum Schweigen zu brin-

gen. Die Entwicklung ließ sich nicht mehr aufhalten. Trotz einer wilden, verlogenen und verleumderischen Hetze, auch in Pariser und anderen französischen Blättern, wuchs der Einfluß der „Zukunft" immer weiter an.

War es zunächst ein Kreis von ungenannten und unbekannt bleibenden Männern gewesen, der in und mit der „Zukunft" kämpfte — für die Paul Schall, der sich später immer wieder als unerschrockener Streiter, als ideenreicher Verfechter der heimatlichen Forderungen und als Journalist von hohen Graden bewähren sollte, monatelang allein mit seinem Namen und seiner Person die Verantwortung trug —, so trat um die Jahreswende 1925/26 in der Abwehr haßerfüllter Angriffe der Feinde eines gesunden elsässischen und lothringischen Lebens vor allem der frühere Landtagspräsident und ehemalige Reichstagsabgeordnete Dr. Eugen Ricklin mit seinem Namen und Ansehen schützend vor die „Zukunft". Wieder einige Monate später, zu Pfingsten 1926, traten zahlreiche namhafte Elsässer und Lothringer gemeinsam an die Öffentlichkeit, um die nach wie vor unerfüllten Forderungen und unbeantworteten Anklagen ihres Volkes in feierlicher Form und so laut zu verkünden, daß sie niemand mehr überhören konnte. Etwa 100 Männer aus allen Teilen des Landes, allen Schichten und Berufen, aus beiden kirchlichen Bekenntnissen, hatten ihre Namen unter einen Aufruf „An alle heimattreuen Elsaß-Lothringer!" gesetzt und einen überparteilichen „Elsaß-Lothringischen Heimatbund" gegründet, um den Lebensanspruch ihres Volkes zu proklamieren. Mit logischer Klarheit, voll leidenschaftlicher Anklagen und in wuchtig geprägten Sätzen wurde hier die ganze Not zweier deutscher Stämme hinausgeschrien, die unter einer verständnislosen Fremdherrschaft um ihr Recht auf Leben und freie Entfaltung betrogen werden sollten:

„In schicksalsschwerer Stunde treten die Unterzeichneten vor das elsaß-lothringische Volk, um es zur Tat aufzurufen. Längeres Zögern wäre Verrat an unserem Volkstum, denn das Maß ist voll bis zum Überlaufen.

Sieben Jahre lang haben wir zugesehen, wie man uns Tag für Tag in unserer eigenen Heimat entrechtet hat, wie all die Versprechungen, welche man uns feierlich gegeben, mißachtet

worden sind, wie man unsere Rasseneigenschaften und Sprache, unsere Überlieferungen und Bräuche zu erdrosseln suchte.

Wir wissen nunmehr, daß die Assimilationsfanatiker es auf Wesen, Seele und Kultur des elsaß-lothringischen Volkes abgesehen haben, wobei sie nicht einmal vor Fragen der inneren Überzeugung und des Gewissens haltmachen. Wenn wir von natürlichen und erworbenen Rechten und Freiheiten unseres Volkes sprechen, verhöhnt man uns und überschüttet uns mit Verleumdungen und Drohungen."

Nach dieser bitteren Klage bekennen sich die Unterzeichner des Manifests zu dem zuversichtlichen Glauben an ihre Volksgenossen:

„Wir haben erkannt, daß fast das ganze elsaß-lothringische Volk, daß alle, die noch echte und aufrechte Elsaß-Lothringer geblieben sind, in ihrem Innersten denken wie wir, mit uns auf dem Standpunkt des elsaß-lothringischen Selbstbewußtseins und der Heimatliebe stehen und die bestehende Zersplitterung durch gegenseitige Achtung und eine tiefe Verwurzelung im Heimatboden ersetzen wollen. Es bedarf nur des Anstoßes, und sie alle werden sich zur lange ersehnten Einheitsfront zusammenschließen, um e i n e s Herzens und e i n e s Willens Unterdrückung und Untergang von unserm Lande abzuwehren."

Bemerkenswert früh ist hier ausgesprochen, in welch unseliger Weise die Zerrissenheit in Parteien und feindliche politische Lager den Kampf um Recht und Freiheit des deutschen Volkes in allen seinen Gliedern innerhalb wie außerhalb der Grenzen des Reiches gelähmt und den letzten Erfolg aller Opfer verhindert hat. Das Elsaß und Lothringen haben unter dieser Zerklüftung aufs schwerste gelitten, und nur in den hohen Zeiten des Kampfes konnte sich das Volk über die trennend aufgerichteten Schranken der Parteien hinweg als eins und einig erweisen.

Die kulturellen Fragen stehen im Heimatbund-Manifest im Mittelpunkt. Vor allem ist die S p r a c h e n - und S c h u l f o r d e r u n g nie klarer und selten so klar in wenige Sätze gefaßt worden:

„Wir fordern, daß die deutsche Sprache im öffentlichen Leben unseres Landes den Rang einnimmt, der ihr als Muttersprache des weitaus größten Teils unseres Volkes und als einer der ersten Kultursprachen der Welt zukommt.

In der Schule muß sie Ausgangspunkt und ständiges Unterrichtsmittel und Unterrichtsfach mit abschließender Prüfung

sein. In der Verwaltung und vor Gericht muß ihr gleiche Berechtigung mit der französischen Sprache zukommen ...

Wir betrachten es als eine unserer Hauptaufgaben, elsässisches und lothringisches Wesen und elsässischen und lothringischen Sinn zu pflegen und dafür zu sorgen, daß bei unserm Volke die Kenntnis von seiner reichen historischen und kulturellen Vergangenheit unverfälscht erhalten bleibt, um es dadurch zu eigener Arbeit aus eigener Kultur heraus anzuspornen."

Dabei war man sich voll bewußt, daß erste Voraussetzung für die praktische Erfüllung dieser Ziele sein mußte, daß Frankreich die Elsässer und Deutschlothringer als „nationale Minderheit" anerkennen und ihnen daraufhin „vollständige Autonomie im Rahmen Frankreichs" gewähren würde.

Im letzten Grunde ist um dieses Verlangen und um die Erreichung dieses Zieles der ganze weitere Kampf der volksdeutschen Heimatbewegung geführt worden. Er mußte erfolglos bleiben, da Frankreich nun einmal weder bereit noch auch fähig war, einer fremden Volksgruppe in seinem Staate ihr Eigenrecht zuzugestehen, und weil die „eine und unteilbare Republik" ihre ideenmäßige Grundlage hätte aufgeben müssen, wenn sie überhaupt „im Rahmen Frankreichs" das Vorhandensein fremder Volksgruppen („Minderheiten") hätte anerkennen wollen. An dieser Unvereinbarkeit der französischen National- und Staatsidee mit dem unverzichtbaren Anspruch der Elsässer und Lothringer auf ihr deutsches Volkstum mußte die Heimatbewegung scheitern, solange sie auf dem Boden der „Loyalität" beharren mußte. Um des Friedens willen, den die Bewohner eines so oft von Kriegsnöten überzogenen Grenzlandes höher schätzen als die Menschen fern den Grenzen, hat die Heimatbewegung an ihrem Bemühen um eine friedliche Lösung ebenso festgehalten wie das deutsche Volk im Reich bis aufs äußerste an der schwachen Hoffnung, daß der französische Nachbar vielleicht doch noch die moralische Größe und die historische Bedeutung des angebotenen Verzichts des Reiches auf territoriale Forderungen im Westen erkennen würde.

* *
*

Es liegt eine tiefe Tragik über dem Kampf der heimattreuen Elsässer und Lothringer. Nachdem der „Heimatbund“ die „unverjährbaren und unverzichtbaren Heimatrechte“ proklamiert hatte, setzten die Franzosen alle, auch die unmoralischsten Mittel ein, um die Verteidiger dieser Rechte unschädlich zu machen. Frankreich enthob die Beamten, Lehrer, Notare usw. unter den Unterzeichnern des Aufrufs ihrer Ämter und drangsalierte alle, die auf diesem Wege nicht mundtot zu machen waren. Mit den schmutzigsten Waffen einer käuflichen Presse, mit allem Haß engstirnig verständnisloser Chauvinisten, mit der blinden Leidenschaft fanatischer Anhänger des Assimilationswahns wurde versucht, die Heimatbewegung auszutilgen. Die Treue und Anhänglichkeit der heimattreuen Mehrheit des Volkes aber waren nicht zu erschüttern.

Das mußten die Franzosen erfahren, als sie nach einem erfolglosen Verleumdungsfeldzug unter dem wieder ans Ruder gekommenen Poincaré im Winter 1927/28 dazu übergingen, führende Männer der Heimatbewegung zu verhaften und unter Anklage landesverräterischer Umtriebe zu stellen, um dadurch die autonomistische Idee und ihre Verteidiger als das Werk bezahlter landfremder „Agenten des Auslands“ erscheinen zu lassen. Allen Verleumdungen, Verlockungen und Drohungen zum Trotz haben die Wähler mit ihren Stimmzetteln erst bei einer sensationellen Gemeinderatswahl in der alten unterelsässischen Barbarossastadt Hagenau, dann im umfassenden Rahmen der Kammerwahlen vom April 1928 ihr selbständiges politisches Urteil und ihre charakterfeste Heimattreue bewiesen.

Als wenige Tage später, am 1. Mai, vor dem Schwurgericht des Oberelsaß der „Komplott“-Prozeß von Kolmar begann, hatten ihn Frankreich und Poincaré schon im voraus moralisch verloren, denn zwei der angeblichen „Komplotteure“, die Oberelsässer Ricklin und Rosse, waren von den elsässischen Wählern zu Wortführern des Elsaß in die Pariser Abgeordnetenkammer gewählt worden. Der Prozeß selbst wurde auch in Wirklichkeit nicht zu einem Gericht über die Angeklagten, sondern zur allseitigen Beleuchtung und Verurteilung der französischen

Politik im Elsaß und in Lothringen. Das trotzdem gefällte Urteil, das über vier der Angeklagten Freiheits- und Geldstrafen verhängte und auch die beiden vom Volke Gewählten ihrer staatsbürgerlichen Ehrenrechte beraubte, wurde im ganzen Lande mit selten erlebter Einmütigkeit und Leidenschaft abgelehnt. Eine Welle stürmischen Protests erzwang die vorzeitige Freilassung der vier Verurteilten. Er fand seinen Widerhall in der großen Weltpresse wie auch im französischen Parlament, das aber die Mandate von Ricklin und Rosse für ungültig erklärte, die geforderte Amnestie verweigerte und auch die Revision des Kolmarer Urteils ablehnte.

In unerwarteter Weise wurde die Wiederaufnahme des Verfahrens aber doch erzwungen. Im Anschluß an den Kolmarer Prozeß waren in einem Abwesenheitsverfahren einige im Ausland lebende Elsässer und Lothringer zu schweren Strafen verurteilt worden, unter ihnen auch der frühere Landessekretär des „Heimatbundes", Dr. Karl Roos. Durch freiwillige Rückkehr ins Elsaß erzwang er einen zweiten „Komplott"-Prozeß, den Frankreich aber nicht nochmals im Elsaß in Szene zu setzen wagte, sondern in Besançon in der ehemaligen Freigrafschaft Burgund durchführte. Auf Grund der unwiderleglichen Zeugenaussagen und der überlegen geführten Verteidigung sprachen die Geschworenen Dr. Roos frei und empfahlen der Pariser Regierung selbst eine neue Politik gegenüber dem Elsaß und Lothringen. Poincaré, der nach dieser nochmaligen Niederlage selbst die Notwendigkeit einer Amnestie für die Verurteilten von Kolmar aussprach, zog sich bald darauf aus dem politischen Leben für immer zurück. Doch das bedeutete keinen Wandel im Verhältnis Frankreichs zu den elsaß-lothringischen Problemen, wenn auch die meisten späteren Pariser Regierungen ihnen gegenüber nach außen mehr oder minder starke Zurückhaltung übten und wie ganz Frankreich ihre Hoffnung nur noch auf die Zeit, auf die Verwelschungsarbeit der Schule, die zersetzende Arbeit reich dotierter Zeitungen und Zeitschriften in beiden Sprachen und auf amtlich geförderte assimilationswillige Parteien setzten.

* * *

Im Abwehrkampf gegen klares Unrecht und offene Gewalt hatte sich die Einigkeit des Volkes im Elsaß und in Lothringen bewährt. In vielen großen und kleineren Protest- und Bekenntniswahlen hat sich der Wille zur Behauptung Jahre hindurch immer wieder aufs neue erfolgreich ausgewirkt. Doch diese Kampfkraft erwies sich als nicht stark genug, die inneren Gegensätze zu überwinden. Selbst in der Sprachenfrage, wo im Verlangen nach Schutz und Pflege des Deutschen im Grunde genommen völlige Einigkeit bestand und kaum noch offene Verteidiger des Assimilationskurses zu finden waren, kam es nicht zur ersehnten Einheitsfront. 1926 hatten Lehrerschaft und Berufsstände gemeinsam in öffentlicher Massenversammlung in Straßburg Anklage gegen das Elend der französischen Schul- und Sprachenpolitik erhoben. In der Kammer zu Paris hatten um diese Zeit elsässische und lothringische Abgeordnete einen Ausschuß von Fachleuten für die praktische Verwirklichung einer oft versprochenen „Zweisprachigkeit" gefordert. Vergebens! Frankreich verschloß sich auch die ganze weitere Zeit hindurch allen Klagen, allen Vorstellungen, allen Forderungen. Zehn Jahre später mußten sich Elsässer und Lothringer gar gegen die Drohung einer Pariser Regierung Blum mit allen Mitteln, auch denen zweier gemeinsamer „Landestagungen" aller vom Volke Gewählten in Metz und Straßburg und einer gewaltigen Unterschriftensammlung im ganzen Lande, gegen die Drohung zur Wehr setzen, auch die letzten Reste eines völlig unzulänglichen Deutschunterrichts aus den Volksschulen zu verbannen.

Bis zum Ende der Franzosenzeit ist mit den Methoden des parlamentarischen Getriebes und Geschiebes, mit Hunderten von „Entschließungen" und „Wünschen" in Kammer, Senat, in Generalräten, Kreistagen und Gemeinderäten, mit Wahlprogrammen und Protestwahlen nicht mehr erreicht worden als da und dort einmal ein winziges, bedeutungsloses Zugeständnis auf dem Papier und viele unehrliche französische Versprechungen. Aber doch ist dieser beständige Kampf in seinen vielfältigen Formen im Rahmen der großen deutsch-französischen

Auseinandersetzung insofern nicht vergeblich gewesen, als er den letzten Beweis dafür erbracht hat, daß die französische Nation nicht bereit war, dem deutschen Volke, auch den deutschen Elsässern und Lothringern, die uneingeschränkte Gleichwertigkeit und Gleichberechtigung zuzuerkennen.

Diese Erkenntnis war im Elsaß und in Lothringen immer weiter verbreitet worden. Während die Schwachen, Weichen, Charakterlosen daraus geradezu eine Pflicht zum Kompromiß und zum Zurückweichen herauslasen, wurden die Gesunden, Kraftvollen nur in ihrem stolzen Willen zur zielbewußten Verteidigung des geistigen, seelischen und auch wirtschaftlichen Erbes gestählt. Während in den großen Parteien dieser wahrhaft elsässische und lothringische Geist gar nicht oder nur in geringem Maße zur Führung zu bringen war, haben in kleineren politischen Gruppen und in volksverbundenen Blättern die „heimatrechtlichen“ Ziele ihre Auswirkung gefunden: in der autonomistischen „Landespartei“ von Dr. Roos und ihrer von Paul Schall kämpferisch geleiteten „Elsaß-Lothringer Zeitung“ („ELZ“), einem der besten volksdeutschen Organe überhaupt, in der „Jungmannschaft“ und späteren „Elsaß-Lothringer-Partei“ von Hermann Bickler, in der „Elsässischen Arbeiter- und Bauern-Partei“ der Straßburger Abgeordneten Hueber und Mourer, im autonomistischen Flügel der katholischen „Elsässischen Volkspartei“, in der von den oberelsässischen Abgeordneten Rosse und Stürmel geschaffenen und geführten „Jung-Volkspartei“, in der „Christlich-Sozialen Volkspartei“ Viktor Antonis und seinem Wochenblatt „Jung-Lothringen“, in den Straßburger Monatsheften“ (seit 1937) des mit der jungen Generation verbundenen Dr. Friedrich Spieser und den um seine Person und seine Hünenburg als Mittelpunkt gereihten Volkstumsbestrebungen. Daneben haben eine „Elsaß-Lothringische Wissenschaftliche Gesellschaft“ mit ihrem „Jahrbuch“ und wertvollen Einzelschriften, die Heimat-, Ge-

schichts- und Altertumsvereine und ihre Veröffentlichungen wie das wertvolle „Colmarer Jahrbuch", das Jahrbuch des „Geschichtsvereins von Münster Stadt und Tal", das „Archiv für elsässische Kirchengeschichte", auch Zeitschriften wie „Die Heimat" und „Elsaßland", nicht zuletzt aber auch ein so geist- und ideenreiches satirisches Kampfblatt wie Schlegels „Narrenschiff" (als Nachfolge des „Schliffstaan" aus den Anfängen der Autonomistenzeit) ebenso den Lebenswillen einer deutschen Volksgruppe bekundet, die von der Welt vergessen war und nach dem Willen ihrer französischen Herren und „Befreier" ausgelöscht werden sollte.

Gegenüber diesem Lebenswillen der Elsässer und Lothringer waren die Franzosen machtlos. In ohnmächtiger Wut haben sie fast 22 Jahre hindurch alles versucht, ihn zu brechen. Außerhalb Frankreichs hat man davon höchstens bei besonderen Höhepunkten Notiz genommen, so bei der gesetzwidrigen Unterdrückung der heimattreuen Blätter durch Poincaré im Spätherbst 1927, bei den Haussuchungen und Verhaftungen heimattreuer Männer und Frauen in den folgenden Monaten, von den Verhandlungen der „Komplott"-Prozesse von Kolmar (Mai 1928) und Besançon (Juni 1929), von den stürmischen Kammerdebatten in Paris, von manchen Protestwahlen und dann im Kriege vielleicht noch vom Todesurteil gegen den Elsässer Karl Roos und der standrechtlichen Erschießung dieses aufrechten Kämpfers für deutsches Volkstum und deutsches Recht.

Wie viele aber, selbst im Reich, hörten oder wissen vom ersten Opfer im Kampfe um elsässische Freiheit, vom Tode des Elsässers Loegel, der im kaum bekannten Neutralistenprozeß des Beginns der Franzosenzeit angeklagt war! Wer erinnert sich noch der Leidenszeit eines R. C. Ley, der unter Einsatz seiner Person und seines Vermögens gleichfalls für ein neutrales Elsaß-Lothringen gekämpft hatte und von den Franzosen lange Monate hindurch unter unwürdigsten Bedingungen eingekerkert war, bis es durch eine von Elsässern im Reich und auch in der Heimat durchgeführte Pressekampagne gelang, dem Schwererkrankten und dauernd an seiner Gesundheit ge-

schädigten elsässischen Kämpfer die Rückkehr in die Freiheit und auf deutschen Boden zu sichern! Wie groß waren die Opfer an Freiheit, Besitz und Stellung, die viele der führend hervorgetretenen Streiter für die Heimat bringen mußten, die Angeklagten des Kolmarer Prozesses — die Ricklin, Rosse, Stürmel, Mourer, Schall, Hauß, Schlegel usw. —, von denen einer der treuesten, Eugen Würtz, wenige Jahre später an den Folgen der Krankheit vorzeitig sterben mußte, die er sich während der Untersuchungshaft in einer mit Absicht für ihn gewählten feuchten Gefängniszelle erworben hatte! Wie viele Ungenannte haben ihre berufliche Stellung, ihren persönlichen Besitz, ihre ganze Kraft im Kampf um die Heimat eingesetzt und aufgeopfert.

Die letzte schwere Etappe in diesem leidvollen Kampfe wurde in diesem Kriege erreicht, als Hunderte von Elsässern und Lothringern in französischen Gefängnissen eingekerkert wurden, an ihrer Spitze die bekanntesten Vorkämpfer des Heimatgedankens: Paul Schall und Hermann Bickler, die bisherigen Abgeordneten Rosse, Mourer und Stürmel, ferner Renatus Hauß, Schlegel, Meyer von der „Elsaß-Lothringer Zeitung", Peter Bieber, Rudi Lang, Archivdirektor Brauner, Spitaldirektor Dr. Oster, Bibliothekar Dr. Lefftz und andere, die mit dem im Februar 1939 verhafteten Dr. Karl Roos dem Nanziger Militärgericht unter der Anklage des Hochverrats oder der Spionage zu deutschen Gunsten ausgeliefert worden waren. Schon Ende Oktober 1939 verurteilte dieses Gericht nach einem Scheinprozeß Dr. Roos zum Tode; aber bis zum Februar 1940 ließ man den Verurteilten in der Todeszelle in Ungewißheit über sein Schicksal, bis man ihn in der Frühe des 7. Februar standrechtlich erschoß.

Viele Hunderte, ja Tausende von Elsässern und Lothringern, unter ihnen Frauen und Greise, haben die Franzosen in Konzentrationslager gesteckt oder ihnen Zwangsaufenthalt in entlegenen Gegenden Frankreichs angewiesen und so das Elend einer deutschen Volksgruppe noch verschärft, deren Wirtschaft unter einer verblendeten französischen Innen- und Außenpolitik erlegen war, die



Foto: Dr. Paul Wolff-Rondophot, Berlin.

Alte Fachwerkhäuser in Straßburg.



Foto: Weltbild GmbH., Berlin.

In der Altstadt von Kolmar.

zu Hunderttausenden für Kriegsdauer außer Landes ins Exil hatten gehen müssen, und deren Männer für eine ihnen fremde Sache im französischen Heer kämpfen sollten. Den Ausklang der Franzosenzeit bildete dann im Zeitpunkt der Niederlage Frankreichs im Juni 1940 die Sprengung Hunderter von Brücken und anderer Bauten, die Zerstörung von Bahnlinien, Straßen, Kanälen, Hafenanlagen, technischen Betrieben, Gruben, Hüttenwerken, von Lebensmittelvorräten und Brennstofflagern, Mühlen, Zuckerfabriken, das Abschlachten der Viehbestände.

* * *

Die Elsässer und Lothringer können auf ihren volksdeutschen Kampf der Jahre 1918 bis 1940 allzeit mit Stolz zurückblicken. Nachdem 40 000 Feldgraue aus dem Elsaß und aus Lothringen im vergeblichen Kampfe um Deutschlands Freiheit Seite an Seite mit den Deutschen anderer Stämme ihr Leben für die gemeinsame deutsche Sache gelassen hatten, haben ihre Kameraden und Söhne auch unter den schwierigen Umständen eines von der Nation scheinbar aufgegebenen Landes mehr als zwei Jahrzehnte hindurch den Kampf mit anderen Mitteln weitergeführt. Wenn auch die Freiheit des Elsasses und Lothringens dann nur durch den Einsatz und Sieg der ganzen deutschen Nation erkämpft worden ist, so ist doch die Erhaltung des eigenbewußten Volkstums das ureigenste Verdienst der Menschen der nun für alle Zeiten in den Schoß des Reiches zurückgeholten Lande am Oberrhein, an der Saar und an der Mosel.

Deutschland ist erwacht, und so konnte auch das Elsaß, konnte auch Lothringen erwachen. Der Weg in die Zukunft ist frei!

Der Elsässer

von

Dr. Friedrich Spieser

Das Bild, das man vom Elsässer in der Welt draußen hat, ist vielfach verzerrt. Viel Pressegeschrei ist über ihn hinweggegangen. Die Franzosen mußten ihn anders vor der Welt darstellen als er war, wenn sie ihren Machtanspruch auf den Rhein im Zeitalter der Selbstbestimmung der kleinen Völker und Minderheiten moralisch bemänteln wollten. Der Elsässer hatte in der Weltöffentlichkeit eine Art Abwandlung des Franzosen zu sein. Deshalb war keine Lüge zu dumm, keine Dorfgeschichte zu lächerlich, um, ins Riesenhafte gesteigert, in der Zeit nach 1870 Unterschied und Abstand „von den Deutschen" zu beweisen. Der Umstand, daß deutsche Zeitungen in der damaligen Zeit die Diskussion aus der französischen Presse unbesehen aufgriffen und dieselbe Wichtigkeit für den kleinen Unsinn des elsässischen Alltags bekundeten, trug leider nicht zur Klärung und Richtigstellung bei. Die innerpolitischen Spannungen, der Kulturkampf des Zentrums und auch die sozialistischen Kampfrufe wurden von der französischen Propaganda, auch im Elsaß, geschickt mit einer außenpolitischen Note versehen, die Verwirrungen in der elsässischen Bevölkerung gestiftet haben.

Wie kerndeutsch aber der Elsässer in seinem Wesen zu allen Zeiten gewesen und geblieben ist in den tausend Jahren seiner Reichsgeschichte, die er bald draußen, bald drinnen erlebte, bis auf den heutigen Tag, das kann die vorübergehende Einstellung einer dünnen Schicht, einer verbildeten Bourgeoisie, in den liberalistischen Jahrzehnten vernachlässigten Deutschtums nicht hindern — ist doch ihre frankophile Haltung selber wieder nur eine echt deutsche Schwäche gewesen, die im übrigen nicht volksfeindlicher gemeint war als das „Gefranzösel" an deutschen Höfen im 18. Jahrhundert, wennschon es hier an der Grenze gefährlicher werden konnte.

Wohl war die Auflockerung der geschlossenen Volksgemeinschaft durch den Liberalismus, welcher der Eitelkeit des Individuums den Spielraum freier Betätigung gab, auch dort, wo es im Grunde nicht für sich entscheiden konnte, ohne die Volksgemeinschaft zu bedrohen, eine Gefahr auch für weite Kreise außerhalb der elsässischen Bourgeoisie. Geltungsbedürfnis und Nachahmungstrieb machten die Absätze mancher Elsässerinnen nach Pariser Mode unwillkürlich höher und ihr Wesen gezierter, und mit einer leichten Verachtung für das Herkömmliche brachten sie fremde Brocken in ihre bisher so kernige, ihnen jetzt auf einmal zu bäuerisch erscheinende Redeweise. Selbst Dichter wie Stoskopf und Greber förderten durch ihre abgeschmackte, elsässisch sein sollende Brotsuppensprache mit welschen Brocken die gedankenlose Verunglimpfung der eigenen Väterart, riefen aber damit gleichzeitig die wacheren Kräfte der Heimat und des Volkstums kämpferisch auf den Plan.

Man darf deshalb feststellen, daß alle französischen Anstrengungen mit gesellschaftlichen Snobismen und lehrhafter Kulturkolportage diesseits der Vogesen nur die Oberfläche des elsässischen Wesens berührten. *In der Tiefe seines Volkstums wurde der elsässische Volksstamm durch die Begegnung mit französischem Wesen und Getue weder verändert noch auch nur wesentlich beeinflußt.* Alles blieb eitler Firnis. Denn der Elsässer ist ein bodenständiger, im guten Sinne konservativer Mensch und ist viel verwurzelter mit seinem Vätererbe und lebt viel stärker aus seines Blutes Art als er selber weiß.

Andere germanische Stämme, die Lombarden in Italien, die Burgunder und Westfranken in Gallien, die Normannen und Wandalen auf ihren südstrebigen Zügen und die splitternden Reste der edlen Goten haben ihr germanisches Volkstum verloren, während der alemannisch-fränkische Elsässer in seiner unablässigen Auseinandersetzung mit dem Franzosentum, ja in Zeiten der Knechtung durch den übermächtigen Feind des Reiches mehrere Menschenalter lang in dieser Gefahr seine Deutschheit zäh bewahrt hat.

Zweifellos haben das harte Schicksal an der Grenze und die bezaubernd freundliche Landschaft in diesem von den Gütern der Erde so reich gesegneten Land zwischen Rhein und Vogesen gleicherweise ihren starken Anteil an der Prägung des elsässischen Menschen. So wie in dieser Härte und Lieblichkeit von Schicksal und Landschaft eine rätselvolle Spannung beschlossen liegt, so im Charakter des Elsässers. Er ist kämpferisch und versöhnend, soldatisch-autoritär und bürgerlich-demokratisch, hart und weich zugleich. Er ist sehr wohl ein besonderer Typus, wenngleich wir viele Züge seines Wesens auch bei den übrigen Anwohnern des Rheins und bei andern deutschen Stämmen treffen, wenngleich wir auch den Bauern vom Arbeiter und Städter in Denkweise und Haltung wohl zu unterscheiden wissen.

Gewiß ist das Charakterbild der elsässischen Menschen kein einheitliches, und sobald man einen Zug herausgreift, der besonders hervorzustechen scheint, drängen sich Gegenbeispiele auf, die eine Verallgemeinerung verbieten möchten.

So klein das Land ist, so stark ist es auch gegliedert, sei es in der Landschaft, in der Wirtschaft, in der Mundart, im Bekenntnis oder in der rassischen Substanz. In manchen Gegenden beträgt z. B. die Anbaufläche 6%, in andern 84% des Quadratkilometers Bodenfläche. So verschieden ergiebiger Boden bringt auf die Dauer verschiedenartige Menschen. Die Bäuerlichkeit eines Landes sinkt im gleichen Maße, wie die Industrialisierung fortschreitet. Im Elsaß hat sich durch die Auswertung der Bodenschätze und durch den Ausbau der verschiedenartigsten Industrien das Übergewicht der Zahl auf die Seite der Städter und Kleinstädter gelegt. Ihre Gemeinsamkeit ist gelockert, Gegensätze bilden sich heraus.

Die Vogesen geben wohl der Landschaft ein starkes, fast einheitliches Gepräge, bei näherem Zusehn aber ist der Sundgau, der nach der Burgundischen Pforte hin mit seinem Hügelgelände sich öffnet, eine Landschaft für sich. Ihre Menschen sind anders, vielleicht derber, herzhafter als die des Gebirges, anders, vielleicht aufgeschlossener als die der Ebene, etwa zwischen Ill und Rhein. Völlig

verschieden vom Sundgau und von den weidbaren Hochvogesen wie auch von den etwas eintönigen Ufern der Ill, über denen sich, auf Schwarzwald und Vogesen stützend, die nirgends vergleichbare, lichte, klarblaue Kuppel des elsässischen Himmels als größtes Wunder der Ebene wölbt, erscheint das höhenzügige Kochersberger Land bei Truchtersheim oder das lieblich gewellte Hanauer Land mit dem Bastberg und dem Blick auf die sanfte Laubwaldkette, welche, beinahe wie ein anderes Gebirge aus rotem Sandstein, die Fortsetzung der südlichen Granitvogesen bis in die Pfalz hinein bildet. Dort unten bei Weißenburg „peksern“ die Leute, sie zahlen „das Pund“ mit „Penninge“, während der überwiegende Teil der elsässischen Bevölkerung „Pfund“ und „Pfenni“ sagt. Andrerseits trinkt man „Win“ fast im ganzen Unterelsaß, die Oberelsässer trinken „Wi“, nur im nördlichen Elsaß wächst wenig „Wejn“. „I di Killich“ geht man z. B. im Münstertal in den Südvogesen, auch im Sundgau, im übrigen Elsaß gehn sie „in d' Kirich“ oder gar „in da Karch“. In Kolmar essen sie „Ardäpfl“ oder „Hardäpfel“ (Erdäpfel), in Straßburg sind es „Grumbeern“ (Grundbeeren); „Kartoffeln“ sagt man in der Schule dazu, aus denen die Köche dann in manchen deutschen Hotels die berühmten pommes frites machen.

Man kann aber nicht behaupten, daß das Erscheinungsbild, die Größe, Augen-, Haut- und Haarfarben der Elsässer und Elsässerinnen zu den von Dorf zu Dorf zu beobachtenden Abwandlungen der Mundart in Beziehung gebracht werden könnte, vielmehr trifft man ganz blonde und blauäugige Menschen ebenso im äußersten Süden wie an der Nordgrenze, im Gebirge wie in der Ebene, auf dem Land wie in der Stadt; genau so die dunklen Typen, die vorherrschen, besonders im Gebirge und im Ried, den Rhein hinauf. Es gibt große, die dunkel, kleine, die blond sind, wiewohl es sich umgekehrt auch im Elsaß gehört. Der vorwiegend „dinarisch-alpine“ Mischling im Gebirge mit seinen vielleicht begrenzteren Interessen, aber seiner größeren Vitalität und Beweglichkeit, stünde — wollte man die sehr wechselnden, auch mit „westischen“ Elementen durchsetzten Erscheinungen auf eine Formel brin-

gen — dem vorwiegend nordisch-dinarischen der Ebene und des Hügellandes gegenüber, dem man stärkere Zielstrebigkeit und ein umfassenderes Lebensgefühl zuschreiben könnte. Jedoch sind der Varianten so viele, in dieser alemannisch-fränkischen Grenzbevölkerung genau wie in allen andern deutschen Gauen, daß jede Klassierung schon an der Besinnung auf die rassische Einheitsformel — innerhalb des arischen Bereichs — für die acht Urgroßeltern eines jeden fragwürdig wird.

Nimmt man noch hinzu, daß oft im gleichen Haus Leute von so verschiedenen Glaubenswelten leben, daß sie selbst nach dem Tode nicht zusammenzubringen sind, womit dann auch oft genug die politische Einstellung Hand in Hand geht, so erscheint die Frage erlaubt, ob man überhaupt vom elsässischen Menschen, vom Elsässer schlechthin sprechen könne.

Daß man es tut, läßt auf das Vorhandensein sehr starker, alle genannten Gegensätze überbrückender Eigenschaften schließen. Es müssen sich im Laufe der Geschichte über alle Besonderheiten der territorialen Verhältnisse, der Mundarten, des Bekenntnisses, der Landschaft und der Beschäftigung hinweg so starke gemeinsame seelische Erlebnisse in das Bewußtsein der gesamten elsässischen Bevölkerung geprägt haben, daß sie stärker empfunden werden als die trennenden Dinge im engen Raum. Es ist hier im kleinen ebenso möglich, vom Elsässer zu reden, wie im großen ja auch schlechthin vom Deutschen geredet werden kann, der aus allen seinen landschaftlichen und rassischen Varianten heraus — wir dürfen heute das Elsaß wieder mit dazunehmen —, in der gemeinsamen Sonderung vom Nichtdeutschen, vom Fremdtum, vom Polentum, vom Tschechentum, vom Welschtum, sich seines eigenen gemeinsamen Volkstums bewußt geworden ist, und der im deutschen Großreich politisch diese Gemeinsamkeit des Schicksals sichtbar erleben durfte.

Dem Elsässer, der in den letzten Jahrhunderten nicht das Glück hatte, dabei zu sein, als die deutschen Brüder überm Rhein zum Reiche wieder reif wurden, sondern wie der verlorene Sohn draußen an den Toren, schier

verhungernd auf alleiniger, verlorener Wacht stehn und dann seinen ungesegneten Weg wie ein Verstoßener suchen mußte, sind schon einige Knorren ins Wesen gewachsen.

„Querköpfe sind wir“, dichtete Friedrich Lienhard in einem Kampflied wider welsches Zwitterwesen im Elsaß. Dem Außenstehenden erscheint der Elsässer oft unsicher in seinem politischen Wollen, er deutet die Querköpfigkeit als mangelnde Klarheit und wendet das elsässische Scherzlied vom lebensüberdrüssigen reichen Bauern, vom „Hans im Schnokeloch“ auf ihn an, von dem es so schön heißt: „Un was er hat, das will er nit, un was er will, das hat er nit!“ Aber konnte denn der Elsässer in französischer Knechtschaft wollen, was er hatte? In seiner andersartigen Deutschheit mußte er doch das, was er von Frankreich hatte, „nicht haben wollen“, und was er wollte, ja das hatte er tatsächlich bei Frankreich wirklich nicht, seine Freiheit, zu sein, wie er war, deutsch. Gerade dies politisch gedeutete Verslein vom Hans im Schnokeloch besagt eigentlich sehr klar, daß der Elsässer bei allen seelischen Spannungen, denen er ausgesetzt war, immer sehr genau wußte, was er wollte und was er nicht wollte.

Sein Wollen ging immer darauf aus zu bleiben, was er war, vor allem Mensch zu sein. Die elsässische Menschlichkeit könnte man das nennen, worum es je und je, bewußt oder unbewußt, ging und geht. Man kann von da aus viele Züge aufzeigen, die insgesamt darauf zulaufen und einigermaßen ein Bild vom elsässischen Menschen geben.

Der Elsässer liebt ein gerüttelt Maß voll Bewegungsfreiheit. Er hat den Wunsch zu wissen, wofür er arbeitet, denn es ist ihm Bedürfnis, denkend und schauend die Welt zu erleben. Er hat Selbstbewußtsein, ja auch ehrlichen Stolz, der seinem Schaffgeist und Vorwärtskommen entspringt. Er ist beweglich in allen Lebenslagen, doch oft starr in der Verteidigung seiner Anschauungen. Er befindet sich viel häufiger in der Verteidigung als im Angriff, denn er ist von Natur friedfertig. Er ist der treueste Soldat, denn er ist gläubig und offenherzig, er hat Schneid und Unternehmungsgeist, bisweilen bis zur Abenteurer-

lust. Elsässer trifft man in aller Welt an, doch ihre Leistung vollbringen sie eher in der Heimat. Er hat Freude am Leben und an gediegener Lebenshaltung. Mit kaltem Spott begegnet er anmaßendem Wesen und hohler Phrase. Die unsterblich langweilige Sorte von Hergelaufenen hat er übersatt, die viel Wind, aber keinen Regen machen können. Der Elsässer ist großzügig im Verzeihen, hat er aber Feindschaft, so kann es wirklich eine langwierige Feindschaft werden. Seinem Wesen nach zieht er es meist vor, den gesunden Menschenverstand walten zu lassen. Er weiß um die menschliche Unzulänglichkeit. Seine deutsche Gemütswärme unterscheidet ihn in besonderem Maße vom Franzosen, mit dem ihn weder Sprache noch Blut noch eine Ähnlichkeit des Empfindens verbindet. Der Elsässer hat ebenso starken Familiensinn wie Heimatliebe. Es ist von elsässischen Soldaten in der französischen Armee bekannt geworden, daß sie vor „Heimweh" krank wurden. In dieser Umgebung der französischen Kaserne mag sich allerdings das Innere eines volksdeutschen Menschen schon umkehren.

Der Elsäser liebt Anstand, Sauberkeit und Pflichterfüllung. Die „Rechtschaffenheit" steht beim Landvolk hoch im Kurs. Er gibt nicht viel auf äußere Form, liebt die nackte Wahrheit und scheut um ihretwillen Derbheit und Grobheit nicht. Die rechte Ordnung, wo sie das Leben erleichtert und nicht zu Pedanterie und lästigem Zwang wird, ist ihm Bedürfnis. Er hat Hochachtung vor wirklicher Leistung, läßt sich aber nicht leicht ein X für ein U vormachen. Er ist gehorsamer Untertan und loyaler Bürger, weil er ein ausgeprägtes Rechtsempfinden und Gerechtigkeitsgefühl hat. Er denkt sozial, weil er die Freiheit liebt. Er ist insofern demokratisch, als er das Königtum der Persönlichkeit für sich in Anspruch nimmt. Er hat Sinn für staatliche Autorität, weil seinem konservativen Denken Ordnung die Voraussetzung für jede Freiheit ist. Weil er die Freiheit als Ordnungsprinzip empfindet, ist er sozial. Er liebt diese Freiheit, welche ihm seine elsässische Menschlichkeit zur Gewissensfrage macht, wohl deshalb, weil er im Grunde bäuerlich denkt. Von der Scholle her ist er gewohnt, sich das selbständige

Urteil des freien Mannes zu bilden. Nur ungerechter Druck kann ihn zum Rebellen machen.

Er begeistert sich wie andere Deutsche am Guten und Schönen, er ist aber so oft enttäuscht worden, daß er zurückhaltend geworden ist, auch wo das Herz weiterstürmen möchte. Er ist Kritiker, Satiriker, Spaßvogel und liebt es sehr, das schöne Spiel mit Wortformen und guten Wendungen zu treiben, dafür haben die satirischen Wochenblätter wie das heimattreue Witzblatt „Das Narrenschiff" unzählige Beweise geliefert. Vielleicht ist er auch Kritiker, weil er im Lauf seiner Geschichte wenig selber zu sagen, immer nur anderen zu gefallen hatte. Der Elsässer spürt genau, wer eine Wurst gegen einen Schinken tauschen möchte. In solchen auf Erfahrungen in diesem reichen Land gegründeten Erwartungen, begeistert er sich selten für eine Sache gleich oder ganz. Nirgends weiß man besser als im Elsaß, von wie vielen Dingen man erst nach längerer Zeit sagen kann, was Brauchbares dran ist. Er liebt die Heimat in seltener Anhänglichkeit. Wo gibt es noch einen Himmel wie den elsässischen, unter dem die Farben mehr Kraft, die Berge zarteren Duft, die Wälder mehr Heimlichkeit und die Hänge goldeneren Wein hätten? Mag sein, daß ihm sein bodentreuer Hang zur Überlieferung aus dieser Naturverbundenheit erblüht, denn hier ist jeder Stein Geschichte. Konservativ ist er aber auch aus seiner Skepsis heraus, das Erprobte erscheint ihm auf alle Fälle sicherer als das Neuartige, an dem er sofort nach den Schwächen sucht, ohne die für seine geschichtliche Erfahrungsweisheit nichts Irdisches und vor allem nichts Unbewährtes sein kann. Er tut — zu seinem Schaden oft — eher etwas mit Bewitzelung ab, das gar nicht der Ablehnung verdiente, als daß er sich blenden ließe. Er kann in dieser spottsüchtigen Vorsicht gegen Menschen und Dinge blasiert wirken und zum platten Abgeklärten werden, der sich in Geistreicheleien und Selbstironie verliert, ursprünglich aus lauter Angst, sein Inneres preiszugeben, „Gemüt zu haben" oder aber nicht voll genommen zu werden. Häufig, so scheint es, tritt ein Mangel an Selbstvertrauen in Erscheinung, das der Elsässer allerdings sofort in höchstem Maße hat, wenn

Not am Mann ist. Er ist hilfsbereit, entschlossen, wagemutig, wenn sein persönlicher Einsatz verlangt, sein soldatisches Herz gefordert wird, seltener mutig allerdings — das trifft aber nicht nur für den Elsässer zu —, wenn Zivilcourage am Platze ist. Doch wo es sie gibt, da kann man sie wirklich mit der ganzen Wucht des alemannischen Dickschädels am Werke sehn.

Der Elsässer hält nicht viel vom Strohfeuer der Begeisterung, er wartet bei dem Neuen, das in seinen Bereich tritt, gerne ab, bis das Gesetz der Wahrheit sich durchsetzt. Es ist interessant zu beobachten, wie er z. B. die religiösen wie politischen Bewegungen im Lauf der Jahrhunderte nie ganz übernommen hat, sondern in seinen Bereich hineingenommen und umgebaut, was ihm gemäß war, das andere übergangen. Er ist fortschrittlich, macht aber seine Revolutionen gewissermaßen vernünftig ab. Im Elsaß gibt es nicht leicht Bilderstürmer, bezeichnend für sein Temperament ist die Gemächlichkeit, mit der etwa die Reformation im Elsaß eingeführt worden, die humane Großzügigkeit, die von den Hanau-Lichtenbergern oder dem Pfalzgrafen von Lützelstein in jener Zeit der großen Auseinandersetzungen geübt wurde. Sie ließen den Leuten Zeit, sich umzustellen, unterbanden den Zank um diese Dinge, die jeder für sich abzumachen hatte. Auch Martin Bucer, der Straßburger Reformator, war eher eine ausgleichende, weitherzige Persönlichkeit als dogmatischer Eiferer. In Philipp Melanchthon, dessen Vorfahren aus dem nördlichen Elsaß stammen sollen, kommt diese vermittelnde Geisteshaltung zum Ausdruck, die wir im Elsaß überall so stark verspüren. Sie ist wohl schon bei den großen Schlettstadter Humanisten ein Wesenszug, der sich in großartiger Weise mit dem deutschen Nationalismus eines Wimpfeling vertrug, welcher die scharfe Trennung der Nationen nach Sprache und R a s s e hervorhob.

Es ist sicher nicht so, daß jene Elsässer durch das Studium des Altertums zu ihrem Ideal von einem veredelten Menschentum gekommen sind, sondern weil sie es als deutsche Menschen im Elsaß in sich trugen, haben sie dort nach verwandtem Geist gesucht. An diesem freien Geist wuchsen auch die elsässischen Städte, so

unter Jakob Sturm, dem Stättmeister größten Formats, die Stadt Straßburg, zu bewundernswerten Gemeinwesen. Auch heute noch schlägt dem Elsässer das Herz höher, wenn er die Worte des großen Erasmus von Rotterdam über Straßburg liest: „Endlich habe ich gesehen eine Monarchie ohne Tyrannei, eine Aristokratie ohne Fraktionen, eine Demokratie ohne Tumult, Vermögen ohne Luxus, Wohlstand ohne Hoffart. Was könnte man Glücklicheres denken als diese Harmonie? O göttlicher Plato, warum genossest du nicht das Glück, solch ein Gemeinwesen zu treffen. Hier, ja hier, wäre dir gegeben gewesen, einen wahrhaft glücklichen Staat zu gründen!"

Veredelung des Menschen durch Harmonie, durch das sanfte Gesetz, wie Adalbert Stifter sagen würde, ist immer wieder Prägung elsässischer Deutschheit, ob wir Oberlin, Lienhard oder Albert Schweitzer zu Rate ziehn. Es ist in der Grundhaltung der politischen Menschen dieses Landes nicht anders. Wie oft wollte das Elsaß „Brücke" sein, im großen wie im kleinen! Wozu die Zerstörung, wenn Einsicht, Klugheit und guter Wille tatkräftig zusammentreten! Das ist elsässische Geisteshaltung. In köstlicher Form ist sie aus der französischen Revolution überliefert, als die Jakobiner den Turm des Straßburger Münsters abreißen wollten, um einen Tempel der Vernunft daraus zu machen. Da entschied mit Überzeugungskraft ein witziger Elsässer: „Nein! Wir setzen die phrygische Mütze auf den Turm, das ist viel einfacher und die leuchtet viel weiter ins Land." So blieb unser Münster erhalten.

Es ließe sich manches Besondere über den elsässischen Arbeiter oder über den elsässischen Bürger sagen, doch will man das Herz des Elsässers verstehn, so tut man gut, ihn dort am ehesten zu suchen, wo er noch am unbelastetsten von fremdem Firnis und nivellierendem Stadtleben, noch ursprünglich und noch ganz er selber ist, auf seiner Scholle. Denn auch der Teil der elsässischen Bevölkerung, der heute in der Kleinstadt oder auch in den größeren Städten wohnt, kommt allergrößtenteils von der Scholle oder hat in seinem Umkreis zu ihr nicht weit.

Ein Gang durch den oberrheinischen Herbst gehört zum Schönsten, was in deutschen Gauen zu erleben ist. Über den farbigen Hängen schweben die sagenspinnenden Efeutürme alter Burgen, dahinter die dunklen Ketten der Vogesen. In den Weinbergen singen die Arbeiter, damit nicht zu viel Beeren in den Mund wandern, aber auch weil es herrlich ist, hier zu singen. Dort wo aus den Regimentern von wohlgeordneten Rebstöcken der Fahrweg in malerischer Kurve aufblinkt, zwischen den Sandsteinmäuerchen, die den fruchtbaren Abhang stützen, verrät auch schon die Spitze eines Kirchturms das nahe Dorf. Wagen und Wägelchen stehen mit Fässern und Bütten beladen vor den Kellertoren, die zum Zeichen des Wohlstandes einmal ein Steinmetz fein profiliert oder mit einem Wappen versehn hat. Von den Fensterbänken grüßen Geranien herab, ein Lorbeerstock im Hof bezeugt, wie fest in diesen Häusern alles seinen Platz hat, so wie er, der Lorienstrauch am schmucken Treppengeländer. Alles ist hier bedacht, vom Keller bis hinauf unters Dach, das mit schmuckem Giebel über die Gasse schaut.

Von den alten Mauern und Türmen, die den Reichtum der mittelalterlichen Weindörfer bekunden, und die von Freiheit und vom Wehrgeist der Alten in Zeiten freier Reichsstädte noch zeugen, scheint es nicht weit in die Ebene, wo Dorf an Dorf vom Gebirge bis an den Rhein die Fruchtbarkeit rühmt. So geht es aber bis hinaus nach Mülhausen und Basel und wieder bis hinab ins Zaberner Hügelland, ins Hanauer Land, ins Ackerland bei Straßburg und weiter bis in die sanften, welligen, von Obstbäumen übersäten Ackergründe von Wörth und Weißenburg, wo der Hopfen mit dem Wein und die Zuckerrübe mit dem Tabak, die Maiskolben mit dem Weizen wetteifern, wo Spargel und Kraut, Raps und Dickrüben, Kartoffeln und Klee sich mühen, einander den Rang abzulaufen, alles auf engem Raume, indessen das verlorenste Fleckchen Erde noch Pfirsiche, Äpfel, Birnen, Zwetschen und Nüsse bereit hält und überall noch Platz für tausend Kräuter, Gräser und Blumen übrig bleibt.

Was sind das für überladene Gärten, die Feld und Anwesen trennen, mit der pfleglichen Blumenfreude be-

häbiger Bäuerinnen, mit den dreizehn Gewürzkräutern einer stolzen Küche und dahinter der sattgrüne Grasgarten, in dem unter gestützten Bäumen die Hühner, die Schweine, die Schafe, die Enten, die Gänse Auslauf haben oder die Fohlen ihr hölzernes Viereck. Und dort, hinter der Hecke, der Morgensonne zugewandt, ein Bienenhaus, in dem das Lied vom rastlosen Schaffen, vom elsässischen Bauern summt!

Die elsässischen Bauernhäuser sind gewiß sehr verschieden. Anders als in den Weingegenden, wo des Fasses Wölbung die runden Tore zu Hof und Keller bestimmt haben mag, steht im Gebirge das langgestreckte am Steilhang. Dort hat es möglicherweise, wo im Winter der Schnee hoch liegt und lange die Türen versperrt, Wohnung für Menschen und Tiere unter e i n e m Dach. In der Regel steht es an der freundlichen Dorfstraße, macht ihre Krümmung mit, kehrt aber sein Besonderes neckisch heraus aus der füglichen Reihe der andern, trägt einen Spruch:

> Bin gebaut nach eignem Sinn,
> g'fällt dir's nit — schau anders hin.

Etwas Humor gehört im Elsaß immer dazu. Hat das Haus ein Dächel mehr am Giebel oder zwei Zierbalken weniger im Fachwerk als der reichere Nachbar, so schadet's nichts, ist doch kühner das Dach oder breiter der Sims, den einst besonderer Stolz verschnörkelt hat. Seine Hofanlage ist alt, bildet jedesmal, wie zur Burg geschaffen, ein schützendes Rechteck, das Wohnhaus für sich, die Ställe, die Scheunen, die Schuppen für sich, doch mit der Hauptfront hübsch um den Innenhof geschart.

Eine stolze Toreinfahrt neben dem Wohnhaus und ein kleines Pförtchen neben dem großen Hoftor gehören unbedingt zu diesen meistverbreiteten elsässischen Bauernhöfen. Wenn noch nicht der Ungeist der letzten Jahrzehnte in den Bauern gefahren und seinen Geist mit Backstein und Zement beschwert hat, so grüßt von allen Seiten das freundliche Fachwerk mit den gekalkten Wänden den Eintretenden. Sicher rankt dann an der sonnigsten Wand auch ein Rebstock, oder eine Rose greift nach

dem oberen Stockwerk bis dorthin, wo das zackige Dächlein über der Giebelwand das Band der Fenster beschützt.

In der Stube mußt du dich setzen. Gäste versuchen den Wein, das geht hier nicht anders. Die Uhr sagt mit ruhigem Pendel, daß „Berg und Tal nit zamme kumme, awer d' Lit", und „so jung doch nimme wie hit". An der gekalkten Wand, wenn sie die Jungen noch nicht tapeziert haben — 's wär' schad — da läuft unter den Fenstern über Eck die Bank hin, vor der ein schöner Holztisch steht, grad gegenüber vom Alkoven, der dem Bauer und der Bäuerin hinter dem großen blau und weiß karierten Vorhang Schlafstube ist. Ich weiß einen Bauer, dem blieben die Gäste zu lang, da verschwand er, streckte unversehens den Kopf durch den geteilten Vorhang und scherzte mit elsässischer Trockenheit: „Wann ihr heim gehn, machen ihr grad 's Licht üs . . ." So ist man im Elsaß.

Auf dem alten Eisenofen in der andern Ecke der Stube ist das Paradies abgebildet. Man kann sich seine Gedanken drüber machen, wenn man auf der Holztruhe sitzt und sein Winterpfeiflein raucht. Es gibt Stuben, da hängen die Familienbilder neben den Heiligenbildern an der Wand. Sie sind auch heilig. Der Urgroßvater auf einer schlechten Zeichnung, zur Erinnerung festgehalten, der hat „unter dem dritten Napolium gedient". Darunter der Großvater in seinen Jugendjahren als stolzer preußischer Gardekürassier, der Vater als Feldgrauer . . . Ein eisernes Kreuzlein hängt darunter. Er ist für Deutschland gefallen. Der Sohn hängt nun auch da, als französischer Soldat. Etwas spöttisch zieht er den Mund. Ja, so sah er noch vor wenigen Monaten drein, als ihn die Welschen noch in der Gewalt hatten. Es war schauderhaft. Ein Vetter in Deutschland stand ihm gegenüber im Feld. Jetzt pflügt er den Väterboden und denkt nach, wie alles so hat kommen müssen, und weiß, wohin er gehört. Eigentlich hat er es immer gewußt, aber wer durfte es sagen? In der freien Republik der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, ja besonders der Brüderlichkeit, da lernt ein Elsässer 's Maul halten!

Hatte man im Elsaß nicht immer deutsch geredet, deutsch gesungen, deutsch gedichtet? Auf dem Brett über

der Kammertür liegt neben dem Gesangbuch ein handgeschriebenes Heft. Es stehen viele schöne Lieder drin, aber keine aus der Schule. Es sind lauter Volkslieder aus mündlicher Überlieferung. Die meisten hat die Tante gewußt, von der noch die vertrockneten Glücksblättlein und Bildchen im Heft stammen und die ledig starb. Aber es sind immer drei oder vier Sänger im Dorf, die jene Lieder noch alle auswendig zusammenbringen. Die sterben nicht aus. In der winterlichen „Maistub", dann, wenn man sich gegenseitig besucht, steigen diese Liedlein alle aus ihren versteckten Winkelchen wie der Märchenzauber einer vergessenen Welt und erfüllen Stube, Herz und Gemüt. Der Hochfelder Arzt, Dr. Cassel, hat Hunderte von solchen Herrlichkeiten aufgeschrieben. Er hatte sie von Bauern, Schäfern, Musterungsbuben, Fuhrknechten und Handwerkern, die sie sonst schön für sich behielten. „Nachtigall, ich hör' dich singe, 's Herz im Leib tut mir verspringe", so heißt eines von jenen alten im Elsaß. Die Jüngeren im Dorf singen lieber den „Jäger in dem grünen Wald, der sucht des Tierleins Aufenthalt" oder das von der Nonne, die ins Kloster ging, und von den drei Grafen im Schifflein auf dem Rhein.

Gewiß hat die Franzosenzeit das deutsche Volkslied im Elsaß stark in den Hintergrund gedrängt. In der Schule, wo deutsch den deutschsprachigen Kindern nur noch in drei gekürzten Wochenstunden, dazu als Fremdsprache gegeben wurde, wenn sie mehrere Jahre ausschließlich die welsche Stiefmuttersprache als einzige Quelle ihres Wissens hatte brauchen müssen, da war's ums deutsche Lied begreiflicherweise schlecht bestellt. Um so mehr konnte ein wahrer Sangeshunger plötzlich aufbrechen. Es braucht sich nur ein Grüppchen, etwa des von den Franzosen schließlich verbotenen elsässischen „Wanderbundes Erwin von Steinbach" — von den Franzosen als die heimliche Hitlerjugend angesehen —, an der Linde, am Laufbrunnen oder auf dem Dorfplatz aufzustellen und etwa mit einer Geige oder Flöte ein paar frische Liedlein aufzuspielen. Schon bildet sich ein Kreis und wächst zur lauschenden, dann mitsingenden Dorfgemeinde. Ein deutsches Volkslied nach dem andern erklingt und ist oft er-

klungen. Da hat sich im Dämmer des Abends, wenn sich keiner mehr beobachtet fühlte, gar manch runzliges Männlein eine Tränenperle aus dem Augenwinkel gewischt und noch einmal mit den Jungen die Stimme erzittern lassen.

„Alle Wasser, die fließen zusammen in das Meer,
Und so hat auch mein Trauern kein Ende mehr . . .“

Die Schulkinder standen mit aufgesperrtem Mund, wie in einen Traum versetzt. Im französischen Elsaß ist so das deutsche Volkslied ungezählten Menschen Brot und Trost gewesen. Auch das ist eine Seite des Elsässers, daß er da mitgetan hat, von weit her ist er oft gekommen, um Singfahrt und Singtreffen mitzumachen, damit deutsche Art auch im Gesang erhalten bleibe. Gleicherweise hielt er an seinen alten Volksbräuchen fest. Es gibt ihrer noch etliche, die gehen bis in die frühgermanische Zeit zurück, so z. B. das „Scheibenschlagen“, das man zu Beginn des Frühlings in verschiedenen Ortschaften über die Jahrhunderte beibehalten hat. Gut trockene Holzrädchen werden mit einem Loch in der Mitte, durch das eine Haselgerte zu stecken ist, in einem Feuer, das man abends auf einem Berg ansteckt, glühend gemacht. Ein Wunschsprüchlein begleitet den Schwung, mit dem es von der Gerte gelöst ins Tal geschleudert wird. Es ist herrlich anzusehn, wie es glühend durch die Nacht fliegt. Burschen und Mädchen, die sich im darauffolgenden Jahr heiraten wollen, springen gemeinsam über die Weißdornglut. So lebt im Elsaß, wo man nach Kossiña das älteste Hakenkreuz bei Schlettstadt gefunden hat — innerhalb des deutschen Raums —, die Erinnerung an Lichtfeier und Sonnenrad allfrühjährlich wieder auf. Daß auch die Überlieferung des Weihnachts- und Lichterbaumes jedenfalls im Elsaß sich am lebendigsten erhalten und von da aus später im christlichen Sinne entwickelt hat, ist bekannt.

In andern Gegenden freut sich alles auf die „Kirw“ oder auf den „Meßdi“ im Herbst. Da werden dann Kuchen wie an einer Hochzeit in allen Formen gebacken, nicht nur Kugelhopf oder Dickkuchen oder Streuselkuchen oder Kränze oder Biskuit oder „Türt“ und Pasteten, nein, das alles miteinander, und viele, und noch etliche dazu für



Foto: Hans Retzlaff, Berlin.

Oberseebach im Elsaß.



Foto: R. Reimesch-Bavaria.

Bauernhäuser in Sesenheim.

die ärmeren Leute, — eigentlich ganz arme hat's im Elsaß selten gegeben —. Mit besonderer Liebe werden Käskuchen, Flammkuchen, Torte von dürren Zwetschen, andere von Äpfeln und Rosinen gemacht. An einer „anständigen „Kirb" (oder „Kirw" oder „Kilwe") soll es im Elsaß eigentlich immer so viel Kuchen geben, daß sie gar nicht alle gegessen werden können, die letzten werden grau.

In Rappoltsweiler gibt es noch heute den „Pfifferda", an dem das alte Zunftfest in buntem Zug wieder auflebt. Der Elsässer hat zwar im allgemeinen die Volkstracht abgelegt, doch kommt sie bei besonderen Gelegenheiten mit viel Gepränge wieder zu Ehren. Bei vielen Bauern hängen noch in den oberen Stuben die Schränke voll schönster Trachtenkleider, und die Bäuerin erklärt uns stolz, welche Farbe an diesem und welche an jenem Feiertag angelegt wurde oder noch angelegt wird. Einige Dörfer haben zäh am alten schönen allsonntäglichen Bild festgehalten und ihre Tracht bewahrt, auch noch in französischer Zeit, so Hunspach, Oberseebach, Ingolsheim, Uhrweiler, Mietesheim, Engweiler, Bläsheim, Meistratzheim und Schleithal. Ganz wunderschön sind ihre Trachtenfeste in Weißenburg. Alte und neu einstudierte Volkstänze wirken in diesen Heimattrachten doppelt prächtig.

Was ist der Elsässer doch für ein Feste liebender Mensch! Man sollte nicht denken, daß ein solcher Schaffer, dessen Wagen im Sommer schon um 3 oder 4 Uhr in der Früh mit trabendem Pferdegespann aufs Feld rollt, und den man abends um 10 Uhr noch hantieren hört, sich so viel Zeit zum Festefeiern nehmen kann. Gewiß, heutzutage muß man, auch im Frieden, etwas Rücksicht auf die Zeiten nehmen, da und dort ist auch die Zahl der Äcker durch Teilung unter Geschwistern zusammengeschrumpft. Aber die Lust des Gaumens verliert doch niemals, wer ein richtiger Elsässer ist.

Nicht weniger weiß der Elsässer seine Weine und Weinlein zu unterscheiden und in der richtigen Zeit und Pausenfolge zu probieren. Man muß das erwähnen, denn ohne seinem Weinverstand begegnet zu sein, kann man den Elsässer nicht verstehn. — „Weisch, wie der schmeckt?" sagte der Bürgermeister selig aus Reichenweier zum da-

mals jungen Architekten Paul Schmitthenner, als er ihn nach einer Besichtigung des Dolders (Stadtturms) in seinen Weinkeller und schließlisch ans siebente Faß geführt und ein Schlückchen daraus prüfend in den Mund genommen. „Weisch, Paul, weisch, wie der schmeckt? Der schmeckt grad as wenn einm d' Engele üs 'm Himmel uf d' Zung brinzle."

Es gibt im gesegneten Elsaß allerdings auch Übertreibungen in diesen lukullischen Freuden, weniger beim Bauern, der eigentlich immer ein weiser Mann ist, und nicht beim Arbeiter, als beim Bürger, der bei aller Selbstkritik, mit der sich der Elsässer seine Schwächen in kindlicher Offenheit selbst zu vergeben pflegt, oft nicht mehr aufkommt gegen das grausame Verlangen seines Gaumens. Für jene nicht ganz seltenen Leute ist der Magen der Mittelpunkt ihres Lebens. Sie reden meist vom Essen und schätzen alle Menschen nach dem ein, was sie sich oder andern vorsetzen. Ihre gleichgesinnten Gäste sagen, wenn sie von ihrem Tische kommen, dies seien noch Elsässer, denen sei das Essen kein Verzehren von Nahrungsmitteln, um satt zu werden, sondern „eine heilige Handlung".

Die vordergründige Rolle, die Essen und Trinken im Elsaß, wie übrigens auch bei den Flamen und Holländern, spielt und die mit dem elsässichen Sprichwort beschönigt wird: „Güet asse un güet trinke halte Lieb un Seel zsamme" schließt hier allerdings nicht, wie man denken sollte, geistige Regsamkeit aus. Das Elsaß kennt auf künstlerischem und wissenschaftlichem Gebiet nicht nur eine, sondern mehrere Blütezeiten. Der Elsässer scheint, zumal ja jener bourgeoise Freßtyp nur einen Bruchteil des Volkes und der Gesellschaft ausmacht, durch seine große geistige Beweglichkeit, Zähigkeit, Sensibilität und Hellhörigkeit geradezu prädestiniert zu schöpferischer Leistung. Es ist hier nicht der Ort, auf alle wesentlichen Einzelleistungen von Elsässern früherer und neuerer Zeit einzugehn, aber es steht außer jedem Zweifel, daß das Elsaß einen ganz beträchtlichen Anteil an der deutschen Kultur hat, wovon schon eine flüchtige Fahrt durch den Gau jeden Besucher überzeugen kann.

Dieser Zugehörigkeit zum deutschen Kulturvolk ist er sich immer bewußt gewesen. Tief eingewurzelt war auch, in den Jahrhunderten des Kampfes um Sein oder Nichtsein seiner Wesenheit mit dem nach dem Rhein drängenden Franzosentum, die Reichsgesinnung des Elsässers. Als die einst freien Reichsstädte gezwungen werden sollten, dem Reich abzuschwören und über sich nur noch den König von Frankreich anzuerkennen, haben sie dies, in herrlichen Bekenntnissen zum Reich, abgelehnt. „Nimmer wider das Reich" war die Grundhaltung des Elsaß, die am stärksten durch den Kampf der Münstertäler gegen die Anmaßungen Frankreichs zum Ausdruck kommt. Auch ein Straßburger Rat hat es abgelehnt, eine französische Abordnung zu empfangen, welche sich nicht dazu bequemen wollte, deutsch im deutschen Straßburg zu reden, dies zu einer Zeit, als an den deutschen Höfen überall Franzosenbewunderung und welsche Sprache Trumpf war. „Wir reden deutsch, und wenn die Welschen darüber des Teufels werden!" Dieser Ausspruch des elsässischen Gelehrten Eduard Reuß um 1838 zeigt, daß der Widerstandswillen auch durch die französische Revolution nicht gebrochen war. Moscherosch, der Mahner und Erzieher zu nationalem Denken im Elsaß, erzählt in Philander von Sittewalts wunderlichen Gesichten die für das Elsaß bezeichnende Sage von Großgeroldseck: sooft das Reich in Not ist, treffen sich auf dieser elsässischen Burg die deutschen Helden der Vergangenheit und halten Rat, wie das Reich wieder zu retten sei. Und in diesen verlassenen alten Ritterhallen, durch die der wipfelwiegende Westwind braust, steht der Widerstand neu auf und zieht in die Herzen der Lebenden und bringt ihnen die Siegeszuversicht.

Als die Zeit für das deutsche Elsaß ihr vernichtendes Urteil gesprochen zu haben schien, als Frankreich mit Hilfe der ganzen Welt das Elsaß zu einem auf ewig französischen Land erklärte, dessen Bewohner „vom deutschen Joch befreit" worden seien, da zog auch von jenem Geist der deutschen Helden auf Geroldseck wieder in die Herzen der Männer im Elsaß, die noch auf das altdeutsche Rauschen in den Bergeichen und mächtigen Buchen zu

hören wußten, und es sagte ein einfacher Bauer im Elsaß — er sprach's für viele Ungezählte —, als mit dem Nationalsozialismus sich ein politisches Morgenrot am östlichen Himmel auch des Elsaß ankündigte: „Der alte Barbarossa“ — so hieß es in der Schule vor dem Weltkrieg, „der hat hinab genommen des Reiches Herrlichkeit — er wird einst wiederkommen . . .“ Auch im Elsaß wird Deutschland wieder auferstehn.

So klar wie jener ahnende Bauer es sah zu einer Zeit, als im Reich selbst wenige an diese Rückkehr des Elsaß zu glauben wagten, fühlte und bekannte leider nicht das ganze elsässische — und lothringische — Volk. Es wäre ein Kunststück gewesen, eine psychologische Unmöglichkeit. Es ist nun einmal deutsche Mitschuld und *elsässische Tragik, daß dieser Stamm immer gerade dann, wenn das deutsche Volk im übrigen Deutschland sich innerlich oder äußerlich erhob aus der dumpfen Nacht völkischer Zerrüttung oder Gleichgültigkeit, außerhalb des Reichs stehen mußte.* So hat es nicht die Goethezeit und die für das Deutschtum so wichtig gewesene Romantik miterlebt, nicht die Befreiungskriege, nicht die Volkwerdung in den Schlachten von 1866 und 1870 oder gar die Erhebung gegen Versailles durch Führer, Partei und Nation, es stand draußen, ja sogar dagegen, eingespannt in fremdes Erleben, angewiesen auf fremde Schau und Propaganda, vielfach auch irre geworden durch die Haltung des Reiches selbst. Allein die Tatsache, daß man im Weltkrieg dem treuen elsässischen Soldaten nicht mehr glaubte trauen zu dürfen und ihn von der Westfront an die Ostfront schob, ihn, dem die Soldatenehre das peinlich behütete Mannesrecht bedeutet, hat ihn vielfach dem Reich entfremdet. Und nach dem Weltkrieg war er einer unerhört raffinierten französischen Werbearbeit ausgesetzt, ohne vom Reich aus ermutigt zu werden, Widerstand zu leisten. Es war ja den Bestimmungen von Versailles gemäß und auch der politischen Lage nach bis zum Krieg von 1939/40 auch gar nicht möglich. In ehrlicher Überzeugung meinten viele, es sei dem Frieden besser gedient, wenn

wir Elsässer, statt unser Volkstum zu verteidigen, was an der Grenze gefährlich sei, „ganz einfach“ Franzosen würden. So dachten auch viele im Reich.

Man darf aber keinen Augenblick vergessen, daß diese unpolitischen Leutchen gar nicht in der Lage waren, sich ein Bild von Deutschland zu machen, das ihnen täglich verzerrt wurde, auch nicht Schuld oder Verantwortung trugen, daß die Franzosen mit diesem Volksstamm umspringen konnten wie sie wollten und es nicht ohne Geschick auf die innere Gewinnung einer um ihr Vaterland betrogenen Bevölkerung anlegten. Es genügt zu wissen und genügt auch vor der Geschichte, daß die wahrhaft politischen Köpfe im Elsaß das Franzosentum ablehnten und dafür alles an Not und Opfern auf sich nahmen, was der Kampf um die Erhaltung eines deutschen Elsaß mit sich bringen mochte. Wer diesen Kampf nachträglich beurteilt, muß wissen, daß er tief im Volke als Volksbewegung wurzelte und so stark war, daß zu manchen entscheidenden Zeiten die Führer der weltanschaulich gegensätzlichsten Parteien Hand in Hand zu gehen von den Wählern gezwungen wurden.

Und wäre dies alles nicht gewesen, so müßte vor dem deutschen Volke dies eine genügen, um den Elsässer, wie er nun einmal gewachsen ist und dasteht, wieder als vollwertig in die deutsche Volksgemeinschaft aufzunehmen: das Elsaß hat seinen Schlageter: Dr. Roos ist bewußt für ein deutsches Elsaß, für Deutschland und seinen Führer in den Tod gegangen. Mit Dr. Roos, dem elsässischen Freiheitshelden von 1940, hat Frankreich jeden Anspruch auf das Elsaß, jede berechtigte Anhänglichkeit aus Irrtum oder tragischer Verflechtung erschossen.

Der Elsässer von heute ist zwar noch der Skeptiker und der mit tausend Vorurteilen auf allen Seiten Behaftete. Er steht verarmt, im Gefühl von tragischer Schuld und mit dem heißen Wunsch, endlich in sein wahres Vaterland zurück zu dürfen, an deiner Schwelle, o Deutschland!

Land und Leute in Lothringen

von

E. M. Mungenast

Über Lothringen flammt die Julisonne. In der Natur hat die Zeit der Reife begonnen. In den Gärten mit ihren Sonnenblumen, mit ihrem Rittersporn, ihren Rosen und Königskerzen stehen die schwerbehangenen Obstbäume. In den Weinbergen schmoren die Trauben. Alles glüht und duftet. Nur selten ertönt ein Vogelruf. Die meisten Tiere sind mit ihren Jungen beschäftigt. Viele Vögel sind in die Mauserzeit eingetreten, halten sich versteckt und schweigen. Aber in der Sonne, auf altem Gestein zwischen Mauerpfeffer und glitzernden Gräsern, aalen sich die Eidechsen, und in der Nähe der Gewässer wimmelt es zur Abendzeit von den kleinen possierlichen Erdkröten und schlanken langbeinigen Fröschen.

Nach Eintritt der Dämmerung ertönt aus dem Walde der Ruf der Eule. In den Feldern und Gärten beginnt es lebendig zu werden. Eine Igelfamilie kommt aus ihrem Schlupfwinkel hervor und macht Jagd auf Kröten, Frösche, Schnecken, Kerbtiere und Mäuse. Auch die Fledermäuse sind erschienen. Sie jagen Insekten, jagen Nachtfalter, die der Duft des Jasmin von weither angelockt hat.

Es gibt prächtige Jagdfalter zwischen der Maas und den Vogesen. Unter anderen auch den großen Totenkopf, der, seine Heimatgebiete am Mittelmeer verlassend, bis hinauf an den Oberrhein und Lothringen findet. Steigt nun der Mond auf und gießt seine silbrige Bläue über das Land, so kann der einsame Wanderer die schweren Falter vor den Blüten schwirren sehen. Sie stehen in der Luft und saugen schwirrend den Honig aus den Blütenkelchen. Auf den Teichwiesen unken und orgeln die Kröten, über den Mondwald segelt die mächtige Nachtschwalbe und schnurrt ihr heiseres Err-örr. Allenthalben herrscht Leben. Auf unhörbaren Läufen, Klauen, Füßen, Pfoten, Ständern und Sohlen schnürt und zieht es umher: Rehe, Füchse, Dachse, Wildschweine, Wildkatzen, Marder und droben im Was-

genwald die Hochgeweihten, die zur Brunftzeit im September den Nebelwald mit ihrem Geschrei erfüllen. Alle diese Tiere verlassen zur Nachtzeit ihre Schlupfwinkel und kehren in die Reviere zurück, die der Mensch ihnen streitig gemacht hat. Wenn aber der Morgen graut und wenn die Hähne in der Runde krähen, ziehen sie wieder zu Holze oder zu Bau, und wenn der Mensch sich erhebt, sein Tagewerk beginnt und auf die Äcker und Felder hinauszieht, sieht er nicht einmal die Fährten und Spuren, die das Nachtgezücht hinterlassen hat.

Gottesgarten zwischen Maas und Vogesen!

Lothringen ist in der Hauptsache eine Hochebene, deren Mächtigkeit man natürlicherweise am besten auf ihren Rändern ermessen kann. Sie zieht sich in gewaltigem Gewoge von den Vogesen, der Wasserscheide zwischen Lothringen und dem Elsaß, nach Westen und wird von vielen Bach- und Flußläufen tief eingeschnitten. Am tiefsten und breitesten sind die großen Täler der Maas und der Mosel. Während jene unmittelbar im südlichen Grenzgebiet Lothringens, auf der Hochebene von Langres, entspringt, hat diese ihr Quellgebiet in den Südvogesen bei der Burgundischen Pforte. In sie, in die Mosel, fließen und sickern in der Hauptsache alle Wasser westlich der Vogesenkämme, und gerade diese Bäche und Flüßchen geben Lothringen das Gepräge: nachdem sie durch Tobel und Schluchten des Wasgenwaldes gebraust und sich durch die finsteren Hänge gedrängt, fließen sie wie schläfrig zwischen umbuschten Ufern durch die Wiesentäler der lothringischen Hügelwelt, bilden Weiher und Teiche und entfalten in der einsamen, schwermütig aussehenden Hochebene eine Anmut von eigenartigem, unvergeßlichem Reiz. Sie vertiefen gleichsam den Ernst und die Melancholie dieser Einsamkeit der Hügelwelt, in der die Städtchen, die Dörfer, Weiler und Gehöfte verborgen liegen. Der eine Hügel ist bewaldet, der andere leuchtet golden von wogendem Korn. Dort steht ein Mirabellenhain, hier ein Eichen- und Buchenwäldchen. Und wenn man wähnt, in weltentrücktem Tale zu weilen und den nächsten Hügel überschreitet, sieht man ein Städtchen oder ein Dorf vor sich liegen, das, kaum daß man es durchschritten und den nächsten Hügel über-

gangen hat, den Blicken entschwunden ist und einen glauben macht, es liege weit — weit hinter einem. Hier und da liegt ein Gehöft auf einem Hügel. Es sieht mit seinen flankierenden Türmen wie eine geköpfte Trutzburg aus. Eine Heerstraße, schnurgerade und mit silbergrauen Pappeln besetzt, führt in der Nähe vorbei. Kein lebendes Wesen ist zu entdecken. Der Bauer ist mit seinen Knechten und Mägden irgendwo auf den Feldern. Tiefe, raumvolle Stille umfängt den Wanderer. Plötzlich naht sich mit pfeifenden Schwingen ein Taubenschwarm. Er nimmt die Richtung auf das Gehöft, erreicht es, umkreist es einmal und läßt sich auf dem eisengrauen Dach nieder. Es ist fast immer sehr still auf dem Gehöft, auch dann, wenn alle Bewohner anwesend sind. Nur hier und da hört man das Brüllen des Viehs, das Wiehern eines Pferdes, das Knarren des Scheunentors oder das Klappern der Holzschuhe auf dem Pflaster. Gegen Abend oder in der Frühe mag einmal das halblaute Trällern einer Magd oder ein fröhliches Kinderlachen in die Stille dringen. Ernst und schweigsam ist hier der Lothringer, wenngleich bei besonderen Gelegenheiten zu lauter Fröhlichkeit durchaus aufgelegt und fähig.

Und dann kommt plötzlich Wald, viel — viel Wald, ja, sogar richtiger Altwald, der sich in manchen Strecken, mit undurchdringlichem Schwarzdorn besetzt, als Urwald erweist. Nur selten pirscht hier ein Förster neugierig umher. Sumpf und Moor glostet in den zundrigen, fauligen Gründen. Wuff - wuff schnaubt es plötzlich von einer Rotte Schwarzwild, die ein mächtiger Keiler anführt. Mitten im Wald stößt man auf altes Gemäuer, auf vermodernden Marmor aus der Römerzeit, auf einen verwilderten Park, auf ein zerfallendes Schlößchen. Das alles liegt weit ab von allem Verkehr, von allen Tagesneuigkeiten und aller Schulweisheit. Fledermäuse, verwilderte Katzen, Marder und anderes Getier haben die adligen Bewohner von früher und die geizigen Großgrundbesitzer von später abgelöst.

Auch mitten in den Städten Lothringens kann man viele solcher verfallenden Schlösser und Paläste aufstöbern. Die Vorhänge bleiben einem wie Spinngeweb in den Händen, die kostbaren Sessel lassen ihre golddurchwirkten Bezüge

wie flügellahme Gespenster hängen, die Spiegel sind erblindet, die Dorüren verblaßt und zerblättert, die Wandbespannungen und Teppiche sind zu Dorados für Motten geworden. Vor diesen Palästen pulsiert das Leben der Gegenwart, ist die Straße mit Motorenlärm erfüllt. Hier im Wald aber, im verwilderten Park, wirbelt ein Karussell Kaninchen auf der zerbröckelnden Schloßauffahrt und fegt wie elektrisiert unter die Erde, als, wie von Dämonenhand gelöst, ein Stück des Hausgiebels niederstürzt und mit dumpfem Gepolter auf die bemooste und von Farnen dicht überwucherte Steinbalustrade fällt. Niemand sieht nach diesem Schloß. Die Besitzer leben irgendwo in Frankreich und lassen alles zerfallen. Noch ein paar Jahrzehnte, und der Wald hat das Schloß unwiderruflich unter sich gezwungen. Aber es scheint, daß die Welt der Besitzer ebenso unwiderruflich vermodern und vergehen wird, daß sie die Güter des Landes Fledermäusen und verwilderten Katzen überlassen hat. Nur hier und da erscheinen junge Burschen und Mädchen aus dem nahen Dorf, betrachten neugierig den Leichnam aus Stein und fauligem Holz, betreten ihn aber wohlweislich nicht, da er über ihnen zusammenstürzen könnte. —

Die Bewohner Lothringens sind vorwiegend moselfränkischen Geblüts und haben sich Art und Charakter trotz vieler Einflüsse im Laufe der Jahrhunderte bewahrt, bis auf den heutigen Tag. Unter deutschem Einfluß war das Land immer menschenreich, war das Land immer ein rechtes Kinderland. Familien mit zehn, fünfzehn und gar zwanzig Kindern waren keine Seltenheit. Anders in den Franzosenzeiten! Da entvölkerte es sich: Zehntausende verließen es und suchten in fremden Ländern Schutz. Im Laufe der Jahrhunderte waren es Hunderttausende. Die berühmtesten und bekanntesten Auswandererzüge verließen zur Zeit des Großen Kurfürsten die lothringische Heimat und siedelten sich in Preußen an. Manch tapferer Offizier und Soldat der Preußenkönige ist Nachfahre dieser Lothringer. Französische Unduldsamkeit und gallischer Haß hatten sie vertrieben. Die Kardinale Richelieu und Mazarin ließen das Land und die Städte systematisch verwüsten. Neue Scharen der „verhaßten und bockbeinigen

Lothringer" gingen bei Nacht und Nebel über die Grenze und suchten mit ihren Familien ihr Heil in den Ländern des allerdings ohnmächtigen und von Zwietracht zerrissenen Reichs. Im 18. Jahrhundert nahmen die Auswanderungen phantastische Formen an: unübersehbare Scharen wanderten gen Osten aus, nach Ungarn, in das Banat und in die Batschka, nach Tirol und weit nach Rußland hinein, bis an die Wolga. Um so fester und treuer hielten die, die daheim geblieben waren, am geliebten Boden.

Lediglich in den südwestlichen Bezirken Lothringens ist der gallo-romanische Einschlag zu verspüren. Gesamtlothringen erweist sich jedoch als ein festgeschlossener Block, neunzig vom Hundert sprechen Deutsch, weil Deutsch ihre Muttersprache ist. Auch die restlichen zehn vom Hundert verstehen und sprechen Deutsch. Diejenigen, die in der Tat jedoch keines sprechen oder verstehen, sind keine Lothringer, sondern nach 1918 eingewanderte und angesiedelte Franzosen, Obdachlose aus den verwüsteten Weltkriegsgebieten. Die französische Regierung brachte sie ins Land, da sie Zehntausende von Familien ausgewiesen und über die Kehler Rheinbrücke ins Reich gejagt hatte. So bevölkerten jene die entvölkerten kleinen Orte und entvölkerten Straßenzüge der größeren Städte. Siedlungen mit eingeführten polnischen, marokkanischen und sogar negroiden Arbeitern vervollständigen das Bild. Aber diese und die Siedler aus Frankreich vermochten bis auf den heutigen Tag den Charakter des moselfränkischen Lothringers nicht zu verändern, auch die rücksichtslose Politik nicht, die Paris in der Sprachenfrage und vor allen Dingen in den Schulen und in den Gerichten betrieb. Der Lothringer blieb der stille, ruhige, am Alten hangende Bauer und Handwerker, blieb den alten Sitten und Gebräuchen treu, sang seine Lieder in deutscher Sprache wie vor Jahrhunderten und wehrte sich mit wechselndem Glück gegen die aggressiven Maßnahmen der anmaßenden Herren aus dem Westen. In den größeren Städten und ihren Hinterländern hatten diese Herren natürlich mehr Erfolg als beispielsweise im mehr dörflichen Osten des Landes, wo Eltern und Großeltern überhaupt kein Französisch verstanden oder gar sprechen konnten.

Äußerlich trat im Lande jedoch ein bemerkenswerter Wandel ein!

Voller Scham und Trauer wanderte der Besucher des Jahres 1940 durch die altvertrauten Orte und Bezirke. Denn nicht nur Häuser, Gehöfte, Dörfer und Städte waren verwahrlost und verkommen, auch das Land war, soweit das Auge reichte, versteppt und verkrautet. Dort, wo noch im Jahr 1918 Weizen und Hafer wogten, wo sich Rinderherden und glänzende Pferdekoppel tummelten, wo große Hammelherden weideten und, soweit das Auge reichte, Erbsenfelder, Gemüse und Früchte grünten und leuchteten, war jahrzehntealte Steppe, Einöde und Wüstenei zu sehen. (Heute im Jahre 1941 hat deutscher Fleiß gründlich Wandel geschaffen. Felder und Äcker sind, soweit das Auge reicht, bestellt, und auf den Weiden und Wiesen tummeln sich wieder die ersten Rinderherden und ersten prächtigen Pferdekoppeln.) Diesen kraftstrotzenden Boden, der keinerlei künstlichen Dünger benötigt und für den der Bauer sechs bis acht schwere Pferde vor *einen* Pflug braucht, hat der Lothringer verkommen und liegen lassen *müssen*, weil ihm Frankreich nichts abkaufte, ihn vielmehr seinem Schicksal überließ, genau wie das Schloß im Wald.

So ist auch der ehemals reiche Bauer Lothringens verarmt, und zwar auf einem Boden, wie ihn in seiner Fruchtbarkeit höchstens nur die reichgesegnete badisch-elsässische Rheinebene kennt. Viele Geschlechter zogen fort, manche starben aus, manche blieben tatenlos auf ihren Geldsäcken sitzen, aber die meisten, die noch da sind, beschränkten sich auf ihren Eigenbedarf. Und der Besucher, der die herrlichen Eichenwälder in Nordlothringen sucht, gewahrt mit schmerzlichstem Entsetzen, daß sie sinnlos umgehauen worden sind, und daß an ihre Stelle kümmerliches, aus dem Wurzelwerk der alten Riesen sprießendes Gestrüpp getreten ist. Und er wagt es, die Größe des Unwillens Gottes über die Sünde wider das Land und alle Natur zu ermessen und die schwere Strafe und Buße zu begreifen, die er nach einer Zeit unendlicher Geduld dem großen Sünder auferlegte.

Nicht anders verhält es sich mit dem großen lothringischen Industriegebiet zwischen Maas und Mosel. Auch

hier alles verkommen, verwahrlost und verlottert und auf dem Stand des Jahres 1918 verblieben, also auf jenem Stand des Fortschritts und der geistigen Regsamkeit, in dem der Deutsche ihn seinerzeit verlassen mußte. Es ist, als ob für jene Sünder der menschliche Forschergeist und Entdeckerfleiß seit zwanzig Jahren stillgestanden sei. Und diese Sünder waren seinerzeit an der Spitze der aus aller Herren Ländern zusammengewürfelten alliierten Heere kampflos in Lothringen eingezogen, „dessen Freiheit", wie Monsieur Poincaré in Metz erklärt hatte, „so lang unterdrückt war und dessen Rechte die ganze Welt für immer festlegen wird"!

Noch nie ist Lothringen erbärmlicher und zynischer belogen und betrogen worden als von diesem „großen Juristen" Poincaré. Nach zweiundzwanzigjähriger französischer Herrschaft sind die Bauern und Handwerker verarmt und auf einen unwürdigen Lebensstand zurückgedrängt worden. War es zum Beispiel vor 1918 jemals vorstellbar und denkbar, daß es zum Mittagessen in einem Bauernhaus eines damals blühenden Dorfes im Metzer Land nur Pellkartoffeln gab, und daß die Bauersfrau die Pellkartoffeln einfach auf den Tisch schüttete, und daß die ganze Familie die Kartoffeln mit den Händen aß, also ohne Schüsseln, ohne Teller und ohne Eßbestecke? Heute, nach zweiundzwanzigjähriger französischer Herrschaft, ist so etwas möglich!

Welch ein Leben und Treiben hatte früher, unter deutscher Herrschaft, in deutscher Zeit, auf den Marktplätzen geherrscht! Das Beste vom Besten war gerade gut genug! Gut gekleidet, gut genährt, mit schönen Pferden, mit blitzendem Geschirr, mit blank geputzten Hufen und Stiefeln, mit vergnügtem Augenzwinkern und mit einem gutmütigen Witzwort auf den stets zum Lachen bereiten Lippen kam der Bauer in die Städte, um zu kaufen und zu verkaufen! Ebenso sauber und zufrieden erschien der Handwerker, wenn man ihn rief! Und genau so der Gewerbetreibende, der Arbeiter! Sie erarbeiteten sich eigene Häuser. Man kann sie noch heute sehen, kann eintreten und nach den Alten fragen! — Dabei hatte Frankreich den Krieg gewonnen, hatte Deutschland alle großen Neubauten

und Neuanlagen in Lothringen auf Reparationskonto erbauen müssen! Und heute? Verarmt und schäbig kommen fast alle daher. Ihre Werkstätten sind veraltet, ihr Unternehmungsgeist durch die vielen Enttäuschungen gelähmt, ihre Kinder hatten keine Zukunft, ihre wenigen Arbeiten wurden schlecht bezahlt. Die Drohnen jedoch, die hab- und geldgierigen Notabeln, hatten lange vor Kriegsausbruch im Jahre 1939 ihre Konten abgehoben und waren mit Kind und Kegel nach Innerfrankreich abgereist, Land und Leute ihrem Schicksal überlassend.

Doch, neues Leben blüht aus den Ruinen!

Allenthalben beginnen sich fleißige Hände zu regen, wird der Schmutz, der Unrat, der Unfug und der Plunder weggeräumt, beginnt Lothringen sein Antlitz wieder dem Licht zuzuwenden und neue Hoffnungen und neuen Mut zu fassen. Das Reich braucht Wein und Mirabellen, Erdbeeren und Melonen, braucht Weizen, Hafer, Erbsen, Heu und Stroh. Es braucht Erz und Kohle, braucht Fische und Pferde, braucht Fleisch und Wolle. Der Lothringer ist der geborene Pferde-, Schaf- und Fischzüchter. Die großen Weideplätze in den stillen Wiesentälern mit den schläfrigen Bachläufen werden sich wieder beleben, die großen Weiher — Lothringen besitzt die größten in Europa — werden wieder von Karpfen, Hechten und Forellen wimmeln. Alle paar Jahre läßt der Bauer den Weiher ab, bestellt ihn mit Hafer, erntet, füllt ihn wieder mit Wasser und zieht eine neue Fischbrut heran. Unzählige Eisenbahnwagen sind früher nach Nord- und Mitteldeutschland gerollt und haben Karpfen, Hechte und Forellen, haben Mirabellen, Melonen und Erdbeeren und haben Hammel- und Schweinefleisch in die Städte gebracht. Berühmt sind auch die lothringischen Poularden, Kapaune und Täubchen, sind die Schnecken, Froschschenkel und all die vielen Leckereien wie kandierte Früchte aller Art, Pralinen und all die feinen Süßwaren, die Lothringen nach altbewährten Rezepten hergestellt und in den Handel gebracht hat, zum Beispiel glasierte Kastanien und gummierte Mirabellen, Trauben und Aprikosen. Generationen von Zünften haben an diesen kleinen feinen Kunstwerken gearbeitet und sie vollkommen gemacht.

Aber der Bauer mußte ihnen die Rohstoffe liefern, und die überwiegende Mehrheit der lothringischen Bevölkerung ist bäurisch: die Waldbauern des Bitscher Landes, die Gebirgsbauern im oberen Saartal, die Weinbauern des Moseltals und dazu all die vielen Getreide- und Gemüsebauern in allen Breiten und Geraden. Unmittelbar bis an die Städte wohnt der Bauer. Es gibt keinen Übergang. Hier Stadt und der nächste Schritt: Land!

Eine Ausnahme macht das Industriegebiet im Ornetal. Hier, wo Esse an Esse und Werk an Werk steht, wo zahllose Schornsteine rauchen und wo die gewaltigen Hochöfen zur Nachtzeit den Himmel mit rotem Licht erhellen, hat vor der Majestät der Technik alle Eigenart kapitulieren müssen. Hier knirschen und rasseln die Eisenerzloren und die langen Kohlenkipper. Da und dort ist eine weite Senke noch mit Wald ausgefüllt: mit dichtem Eichen- und Buchenbestand. Aber Bauern wohnen dort nicht. Tag und Nacht quietscht und schreit es von Eisen und Bremsen in dem einsamen Wald. Schwebebahnen schaukeln zwischen den Wipfeln, Bremsberge steilen die Höhen hinan und führen schwerbeladene Wagen talabwärts, leere bergan. In der Mitte des Waldes wird der gelbe, vielbegehrte Jaumont-Stein gebrochen. Noch um die Jahrhundertwende war es stiller in diesen Wäldern gewesen, hatte die Wildtaube dort gebrütet und das Wildschwein in den sumpfigen Niederungen gehaust und sich die Eicheln und Eckern zu Gemüte geführt. Aber die Axt und der Lärm haben die heimischen Tiere vertrieben. Ja, und gegen die Jahrhundertwende war man dort noch dem Wolf begegnet, der aus den Ardennen und Argonnen quer durch Lothringen in die Vogesen wechselte. Sechzehn Wölfe wurden in den neunziger Jahren noch vor den Toren von Metz erlegt. Jetzt ist Meister Isegrim ausgestorben. —

Über Lothringen flammt die Julisonne!

Am Rand des dampfenden Waldes trommelt ein Specht, ein Windstoß hatte die Waldwipfel geschüttelt, ein Platzregen den Straßenstaub aufgewirbelt, aber keine Kühlung gebracht. Die Kirchenglocken des nahen Städtchens mit dem alten Zinnenschloß läuten, die Bauern sputen sich und verlassen die Felder. Um den Gipfel des Donon wogt

ein Wolkengebirge und schiebt sich mit dunkelroten Blitzen heran, gleich muß der Sturm losgehen. Das Gewitter sucht seinen Weg über den Wasserläufen und lenkt zum Moseltal hin. Oder wendet es sich auf halbem Weg und gleitet mit seinem Getöse zum weltentlegenen Selletal? Die Julisonne verblaßt. Der Himmel wird bleigrau, und da sich die Gewitterwolken immer schneller heranschieben, gemahnt die unendliche Einsamkeit der Hügelwelt und das sonderbare Zwielicht, das sich nun über sie ergießt, an die Visionen einer großartigen, schauerlich schönen Sagenwelt. Nun ist das Wetter da. Aber es tobt und stürmt nicht. Die Blitze zucken, aber die Donner rollen in unendlicher Höhe wie in riesigen Wolkensälen, und die Blitze sind eigentümlich blaßrot, wie seidig. Schwere Tropfen beginnen zu fallen. Ganz senkrecht und windlos fallen sie herab und rauschen, wenn sie aufschlagen. Das blasse Blitzen, das himmelhohe, ferne Donnern und das die Luft eigentümlich bewegende Rauschen ziehen in westlicher Richtung weiter. Bald scheint wieder die Sonne und läßt den Regen sogleich verdampfen. Das Glockenläuten wird wieder hörbar, verstummt aber bald. Dafür beginnt der Specht wieder zu trommeln. Gemächlich setzt der Wanderer seinen Weg durch das geliebte Land fort.

In seiner Brust regen sich mächtige Gefühle.

Verwehte und verstürmte Jahrhunderte sieht er im Geiste auferstehen: er gedenkt jenes großen Frankenreiches, das einst die Antike abgelöst und, im Kampf um die eigensten Lebensgefühle und Formgebungen, erst nach fünfhundertjährigem Bestehen zerfiel. Dieses riesige Frankenreich, das von den Pyrenäen bis nach Italien und von Dänemark, von der Elbe bis nach Kroatien gereicht hatte, war in dem halben Jahrtausend seines Daseins nicht nur eine Summe blutiger Königsgeschichten, sondern die erste, stürmische Regung germanischen Kulturwillens und damit der wirkliche Überwinder der sterbenden Antike gewesen. Ja, in diesem Frankenreich hatte sich zum erstenmal die germanische Welt im großen erprobt, und dieses germanische Weltgefühl hatte sich nach unerhörten Blutopfern durchgesetzt, und zwar so nachhaltig, daß, nachdem das von ihm geschaffene Frankenreich zerfiel, die einzelnen

Teile sofort lebensfähig sich auf der angewiesenen Lebensbahn weiterentwickeln konnten. Das Germanentum hatte damit seine staatsbildenden und weltumfassenden Kräfte bewiesen und hatte dem gesamten Abendland seinen Stempel aufgeprägt.

Der Wanderer begreift die Zeichen der blutigen Merowingerzeit, ja, und gleichzeitig geht ihm der Sinn der endlosen Kriege auf, und je mehr er sich in diese Betrachtungen vertieft, um so klarer wird ihm die Weltaufgabe des germanischen Geistes, und während er die Runde vom Wasgenwald bis zum Moseltal durchmißt, hat er das erschauernde Gefühl, mitten in einem Urland europäischer Kultur zu stehen.



Foto: R. Reimesch-Bavaria.

Hunaweier mit den Rappoltsweiler Schlössern.

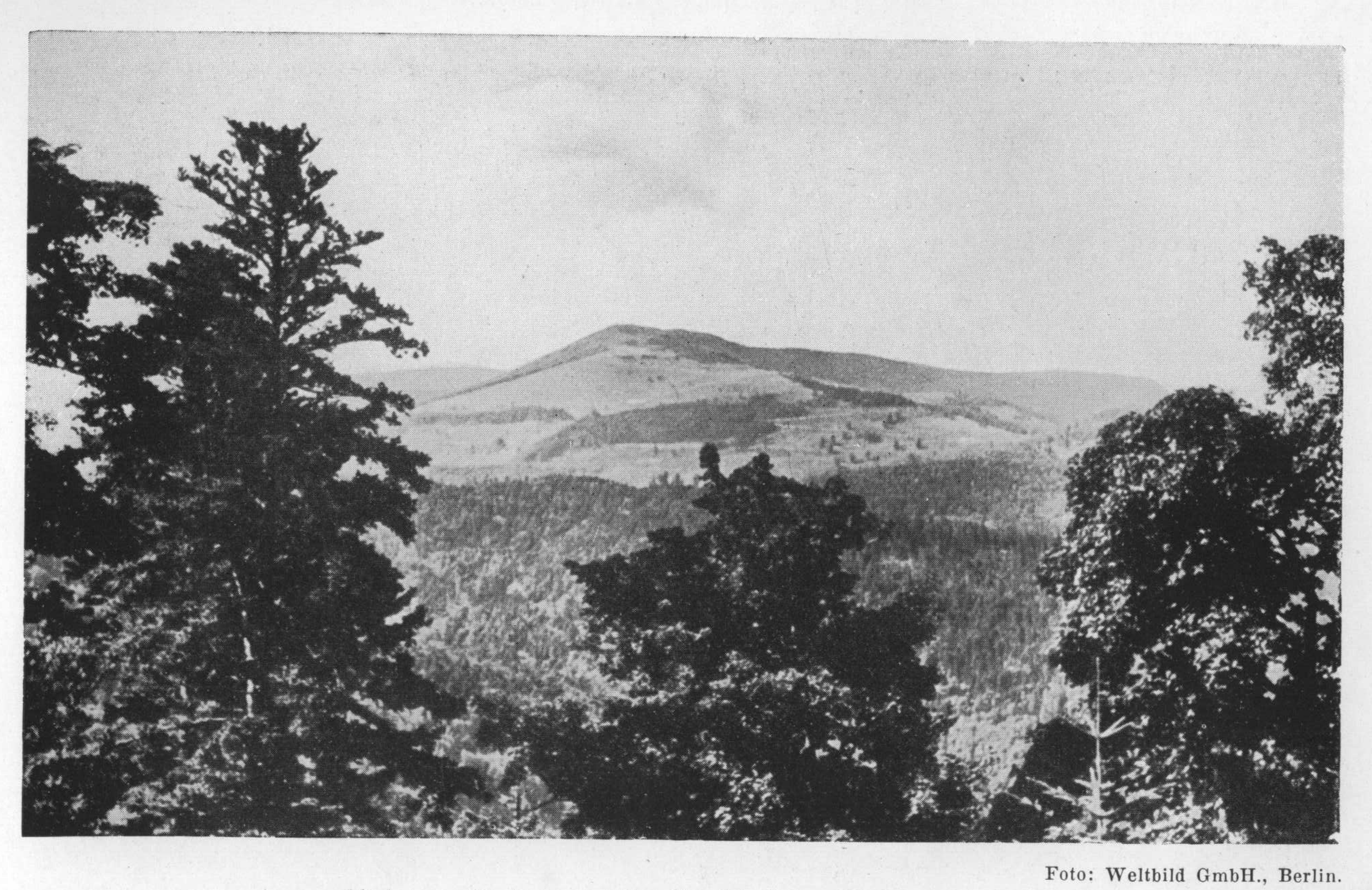


Foto: Weltbild GmbH., Berlin.

Blick vom Hartmannsweiler Kopf auf den Kleinen Belchen.

Die deutsche Kunst in Elsaß und Lothringen

von

Professor Dr. phil. h. c. Dr.-Ing. e. h. Daniel Krencker

Bei meinen Ausführungen spreche ich mehr vom Elsaß als von Lothringen. Das ergibt sich daraus, daß das Elsaß der Lage nach bevorzugt war als Durchgangsland für Handel und Wandel am Rhein. Es konnte so infolge der engeren Nachbarschaft und Verwachsenheit mit den süddeutschen Nachbarn und dem Mittelrhein sich an dem Tisch deutscher Gaben durch Geben und Nehmen glücklicher und reicher entwickeln und eine ganz andere Rolle im deutschen Geistesleben spielen.

Schöpferisch große deutsche Zeit war in diesem einstigen Kernland des Deutschen Reiches am Rhein mehrere Jahrhunderte hindurch. In hohem Ansehen stand die höfische und die kirchliche Kunst in der bewegten Zeit der alten deutschen Kaiser, vor allem der Hohenstaufen. Im Reigen der deutschen Landschaften war das Elsaß auf geistigem und künstlerischem Gebiet in der goldenen Zeit um Dürer führend. Das deutsche Bürgertum brachte es in Straßburg zu nicht geringeren Leistungen als das in Nürnberg und Augsburg. Das reichte bis in die Tage, als infolge der dynastischen Kämpfe und der Zwietracht deutscher Fürsten Ludwig XIV. das gottgesegnete Land für Frankreich annektieren konnte. Zwei Jahrhunderte lang herrschte dann im Elsaß und in Lothringen, gefördert durch politische Macht, französische Kunst. Sie war dem Stil nach hochstehend. Aber trotz der unzweifelhaft achtbaren Stärke des Einbruchs hat sie es nicht vermocht, den deutschen Charakter der Städte und erst recht nicht den der Dörfer im Elsaß auszulöschen.

Und wie steht es mit dem Einwand, der angesichts des Straßburger Münsters von Gegnern des Deutschtums gern gebracht wurde, die Deutschen hätten die Gotik den Franzosen abgeschaut? In der Tat sind die Anfänge der Gotik und die schöpferischen Gedanken, die dazu führten, auf

französischem Boden zu finden, aber dort, wo, wie in Burgund oder in der Normandie, vor allem in der Seinegegend um Paris, germanische Völker (Burgunder, Franken, Normannen) nach den Zeiten der Völkerwanderung das Schicksal des Landes und Volkes mitbestimmten. Dort entsteht die Gotik in einer geistig und religiös „übervölkischen“ Zeit. Von Anfang an haben zudem deutsche Steinmetzen und Baumeister in den französischen Bauhütten schöpferisch mitgearbeitet. Die neue Kunst war ihnen Gemeinschaftskunst geworden, als sie sie nach Deutschland brachten. Was so der Deutsche in seiner Heimat sich zu Eigenem formte, was deutsche Bischöfe und Ratsherren von Straßburg an ihrem gewaltigen Münsterbau wagemutig vollführten, ist deutsches Erlebnis und Ahnenerbe, trägt lebendigen Ortsgeist, weil deutsches Herzblut daran haftet und nur deutsche Hirne und Fäuste von Generationen es aufbauten. Es ist so groß im Erlebnis der deutschen Geschichte, daß es müßig dünkt, wenn man im politischen Tageskampf bei stilistischen Fragen sich spitzfindig über die Herkunft der Formen deshalb streitet, weil man dem anderen den ihm gebührenden Anteil nicht gönnt.

* *
*

Zwei Bauwerke aus vordeutscher Zeit beschäftigen unsere Phantasie. Hoch oben am Rand der Vogesen auf dem Odilienberg, wo das Kloster der heiligen Odilia steht, liegt die „Heidenmauer“, ein Monument von urtümlicher Kraft. Sie ist 11,50 km lang, besteht aus großen unbehauenen Steinen, die mit eichenen schwalbenschwanzförmigen Klammern miteinander verbunden waren. In ihrem Bering sind Wohnstätten nicht gefunden. Man sagt, es wäre eine Fliehburg der Kelten gegen die Germanen gewesen. Neuerdings wird sie als Zwingburg eines Herrenvolkes erklärt, das etwa im 7. Jahrhundert v. d. Z. sich anschickte, von da oben die Ebene zu beherrschen.

Wo in der Krämergasse zu Straßburg der Anblick des Münsters einem den Atem verschlägt, liegen tief im Boden

die Spuren eines der Tore des römischen Lagers, das 24 Rundtürme zählte. Daß ein Minervatempel dort stand, ist Sage. Wir wissen sonst wenig von dem Lager, vor dem außen an den Straßen für Händler, Veteranen und Kneipwirte Siedlungen lagen. Eine Tonrohrleitung, die eine lange Strecke an der Römerstraße nach „Tres Tabernae“ (Zabern) entlangging, brachte gutes Trinkwasser nach der Stadt.

Metz, die Hauptstadt der Mediomatriker, war reicher in römischer Zeit. Es hatte ein steinernes Amphitheater, das bei Anlage des neuen Bahnhofes ausgegraben wurde. Nicht unweit der Stadt stehen ansehnliche Reste einer römischen Wasserleitung, deren hohe Bögen einst das breite Moseltal überspannten. Grabungen mancherorts stellten Siedlungen und römische Villen mit Mosaikfußböden fest. In Saarburg stand ein Tempel des Mithras, des persischen Sonnengottes, den die römischen Legionäre so sehr verehrten. Neben Weihungen an einheimische Götter fand man Reste von Jupitersäulen, auf denen hochoben ein bärtiger Gott mit dem Blitz in der Hand auf einem schweren Roß über ein Ungetüm stürmisch hinwegreitet, wie der germanische Wotan durch die Wolken. Im Vergleich mit den großstädtischen Römerbauten in Trier und Umgebung sind die Reste römischer Baukunst im Elsaß und Lothringen gering.

* * *

Von der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends ab sind die Alemannen und Franken Herren des Landes. Von der Baukunst der Franken, der Merowinger und der Karolinger, ist nichts Wesentliches erhalten. Straßburg wird früh ein Bischofssitz. Eine Marienkirche wird im Jahre 728 erwähnt. Die Herrscher hatten ihre Königshöfe und Pfalzen in Marlenheim, Königshofen und Kolmar, Selz und Brumath.

Frühe kleine Kirchen standen der Sage nach in Straßburg, ansehnliche Klöster entstehen auf Grund von Schenkungen durch die Könige und die Herzöge des Landes.

Ich nenne nur Weißenburg, Murbach, Maursmünster. Kloster Murbach war ein starkes Kulturzentrum im 8. Jahrhundert. In einem elsässischen Kloster übersetzt Otfried von Weißenburg die Evangelien in deutsche Sprache. Starke Einflüsse gehen in früherer Zeit aus von den Benediktinerklöstern der Reichenau und von St. Gallen.

Mit dem 11. Jahrhundert beginnt im Elsaß die große mittelalterliche Baukunst. Die Bischöfe stehen im Bunde mit den deutschen Kaisern. Blühend ist der Handel, weltweit sind die Beziehungen. Es ist die Zeit der Entstehung und Reife des romanischen Stils, die Zeit der sächsischen und fränkischen und vor allem der Staufenkaiser. Aus dieser Zeit liegt bis heute ein seltener Zauber über dem Elsaß und seiner Baukunst.

Diese steht stark unter dem Einfluß dessen, was in Straßburg vor sich geht. Als in Worms und Mainz schon die Kaiserdome aufwuchsen, beginnt Bischof Werinhar, ein Habsburger, 1015 eine dreischiffige, flachgedeckte Basilika von gewaltigen Ausmaßen. In römisch-altchristlicher Art lag im Osten ein breit ausladendes Querschiff mit angeschlossenem rundem Chor, unter diesem eine Krypta. Es ist bauliches Gedankengut noch aus der Karolingerzeit. Zwei Dinge sind ungewöhnlich: auf dem außen viereckig gestalteten Chor stand vermutlich ein kräftiger Turm, und im Westen stand als neues großes Vorbild eine Doppelturmfront. Zwischen den Türmen lag eine gewölbte Halle. Die Doppelturmfront wird auf elsässischem Boden besonders heimisch.

Kaiser Heinrich II., dessen Name mit dem Dom zu Bamberg und den Bischofsdomen in Basel und Verdun in Verbindung steht, nahm als Freund Werinhars lebendig Anteil an dem großen Bau. Von diesem sind nur Fundamentreste und ein Teil der Krypta erhalten. Wer den Zauber der noch altausgemalten Kirchen der Reichenau kennt, kann sich vorstellen, wie bunt einst auch der Bau des Werinhar gewesen sein mag, in dem Bernhard von Clairveaux, der feurige Treiber zum zweiten Kreuzzug, einmal die Messe las. Brände zerstörten oft die Kirche.

Um 1200 begann der Umbau des Ostteils. Statt der flachen Holzdecken wollte man der vielen Brände halber

ein Gewölbe, wie es in den hohen Mittelschiffen in Cluny und am Rhein mit Geschick schon erreicht war. Wer das romanische Querschiff des Straßburger Münsters, das diesen Umbau zeigt, betritt, der erlebt auch als Laie an stehengebliebenen Konsolen, unterbrochenen Wandvorlagen, am Wechsel der Rundbögen mit den Spitzbögen und manchen Unklarheiten den dramatischen Durchbruch vom romanischen zum gotischen Raum, den mühsamen Weg von der einst flachen Holzdecke zu einem hohen, durch große Kreuzgewölbe gesicherten Raum. Große Pfeiler, die eine Vierung mit Kuppel tragen, werden eingebaut, wie sie auch die anderen Kaiserdome besitzen. Es ist die Stelle, wo außen am Ende des Längsschiffs vor dem Chor der achteckige schwere romanische Turmaufbau liegt. Der Einbau von hohen runden Säulen in die Mitte der Querhäuser ermöglichte die Überwölbung der Seiten durch je vier Kreuzgewölbe. Die Krypta wird mit dem hohen Chor und der Chortreppe weit ins Querschiff über die ganze Vierung nach Westen vorgezogen. Damit wird das große, einst freie, breitdurchgehende feierliche Querschiff zerteilt. Der nördliche und südliche Arm stehen für sich als Kapellenräume allein und haben nur noch durch die imposant hohen Durchblicke Fühlung mit dem Chor.

Von den Rundpfeilern ist der jüngste, der in der Mitte des südlichen Raumes, der „Engelpfeiler“, einzigartig geschmückt. Das jüngste Gericht ist dargestellt. Unten stehen vier Evangelisten auf reichen, mit ihren Symbolen geschmückten Konsolen, darüber vier Engel mit Posaunen, die die Toten aufwecken. Man sieht diese aus ihren Särgen heraussteigen unter der Gestalt des Weltenrichters, der oben in der dritten Reihe thront, umgeben von drei Engeln, die Folterwerkzeuge tragen. Die Skulpturen sind von frommem Adel und von großer Spannung erfüllt. Die bedeutende Persönlichkeit des Meisters muß im Banne der Bildwerke von Chartres und Reims gestanden haben. Die frühe Gotik kündigt sich hier an. Es führt von hier ein Weg zu den großen deutschen Meisterwerken in Bamberg, Naumburg, Magdeburg, Meißen.

Die Vierungskuppel, die sich mit ihren spärlichen Fenstern vor dem Chor erhebt, ist verkümmertes Erbe byzan-

tinischer Kreuzkuppelkirchen. Es wäre die geeignete Stelle gewesen, hier einen gewaltigen, hohen Vierungsturm aufwachsen zu lassen, etwa wie die größte Klosterkirche der Zeit, Cluny, einen besaß. Die Gotik stößt dies Erbe ab, die Stelle nimmt beim Kölner Dom heute nur ein Dachreiter ein.

Am Querhaus in Straßburg gestalteten verschiedene Meister. Der letzte, ein schon fast gotisch empfindender, hat es eingewölbt. „Übergangsstil“ nennt man das Resultat. Das Querhaus hat eine nördliche und südliche Fassade. Es sei nur von der südlichen, der jüngeren, etwas gesagt. Sie nimmt Rücksicht auf die Zweiteilung des Innenraums durch den Engelpfeiler, hat ein Doppelportal und zwei Rosen. Das weitberühmte Südportal ist reich mit Skulpturen geschmückt. Manches, was in der französischen Revolution zerstört wurde, fehlt oder ist durch Neues ersetzt. Auf den Türstürzen und in den Bogenfeldern wird das Leben der Maria ergreifend erzählt, besonders bedeutend durch das Zusammenspiel der in gespannter Andacht herumstehenden Personen ist der Tod der Maria. In den Rücksprüngen der Portale standen einst Apostelfiguren, vor dem Mittelpfeiler sitzt Salomo als Richter, über seiner Schulter beherrscht von Christus im Brustbild mit der Weltkugel. Andere deuten die sitzende Figur als deutschen Kaiser, als Karl den Großen oder gar Friedrich II. Rechts und links des Portals stehen jene unvergeßlich schönen Gestalten von schlankem Wuchs, Königinnen gleich, die eine, die Ecclesia, triumphierend, sieghaft aufgerichtet, die andere, die Synagoge, erschüttert von der Niederlage mit zerbrochener Lanze. Sie stehen weit auseinander und doch im zarten Zusammenspiel. Die zarten Falten des Gewandes schmiegen sich an den noch unsichtbaren hochgewachsenen Körper. Auch hier ist ein Schritt zur Gotik gemacht. Es ist die Glanzzeit staufisch-mittelalterlicher Kunst, in der, von Westen befruchtet, neue Gedanken die Baukunst erfüllen. Es ist kein Wunder, daß die Arbeit einer Tochter Erwin von Steinbachs, der sagenhaften Bildhauerin „Sabine“ zugeschrieben wird. Das Querhaus mit seinen noch etwas schwerfälligen Wölbversuchen ist

Spiegelbild der gesamten elsässischen stark konservativen romanischen Kunst, die Verbindung hat mit den künstlerischen Zentren von Italien und Burgund, der Schweiz und des Rheins und sich nur langsam den Ideen des Westens aufschließt. „Gotik unter Protest" hat Dehio, ein guter Kenner dieser Dinge, den Übergang zur Gotik im Elsaß genannt. Die langsame Hinneigung zum neuen Stil erkennt man in der neuen dreischiffigen Andreaskapelle und im Kapitelsaal darüber, dem letzten Rest des schönen großen Bruderhofs, der im Osten als Kreuzgang sich anschloß, ebenso auch in der zweigeschossigen Johanneskapelle im Norden.

Wir erleben nun die kritische große Stunde, in der das Langhaus in rein gotisch-französischer Art entsteht, wie sie sich vornehmlich in der Abteikirche St. Remy in Reims, dem genialen Werk von Pierre de Montreuil, verkörperte. Wie Querhaus und Chor, so hält sich auch das Langhaus an die alten Fundamente des Werinharschen Baues. Von 1235—1275 wird das reingotische Langhaus errichtet, während die alte Front des romanischen Baues noch stehen bleibt. Im Jahre 1275 sind nach einem Bericht in der Zeit Rudolfs von Habsburg die Gewölbe fertiggestellt. Was hier geschaffen wurde, war auf deutschem Boden der erstmalige große Wurf, der den Sieg der Gotik auf deutschem Boden verkündigte, wie es gleichzeitig der fertige Chor des Kölner Domes tat. Der Baumeister, der das Langhaus vollendete, war Rudolf d. Ä. Es entstand hier etwas Einmaliges, Selbständiges, das das neue Werk im Gesamteindruck von französischen Kathedralen ebenso wie von deutschen Domen unterscheidet. Es ist die seltene Weite des Raumes und eine bewußte ruhige Proportionierung. Dem Querschnitt liegt ein gleichseitiges Dreieck zugrunde, bei dem der Schlußstein der Gewölbe des Hochschiffs die Spitze und der Ansatz der Außenwände am Boden die Enden der Basis bilden. Es liegt noch die Weiträumigkeit des Werinharschen Baues zugrunde, ebenso aber ein Letztes der schweren Behäbigkeit der elsässischen romanischen Kirchen der Zeit. „Das Werk ist die vollkommenste Synthese von weltbürgerlicher Kultur und Heimatkunst" (Dehio).

Der Erbauer des Langhauses hätte wohl sicher gern den älteren Ostbau abgebrochen und durch einen hochgotischen Chor mit einem Umgang mit Kapellenkranz ersetzt, wie der Kölner Dom ihn bekam nach französischem Muster. O. Kletzl glaubt vor kurzem den Nachweis gebracht zu haben, daß das Domkapitel in Straßburg um das Jahr 1330 die Absicht hatte, so etwas durchzuführen. Ein alter Pergamentplan der Straßburger Domhütte zeigt nämlich auf der Rückseite den Grundriß des Chores der Kathedrale von Orleans.

Was uns heute in dem Langhaus so wohl tut, das ist, daß keine Bänke darin stehen, daß die Pfeiler frei sind von Figurenwerk und der Raum frei ist von der verwirrenden Fülle von Altären, die einst darin standen. Uns fesseln die schlanken feingliedrigen Bündelsäulen, die feinprofilierten Arkadenbögen, die hohe Wand des Mittelschiffs mit ihren buntschimmernden Maßwerkfenstern, lichtdurchlässig selbst dort, wo die Arkaden des Triforiums liegen, die feinrippigen Gewölbe, die Kapitelle, auf denen Blätter und Blumen des heimischen Waldes und Gartens wie angeflogen haften. Uns fesselt der Durchblick auf die *Figuren deutscher Könige und Kaiser in den alten Glasfenstern* des nördlichen Seitenschiffs. Diese uns symbolischen Fenster haben den Wechsel der Geschichte überstanden. Ein steinerner reich gestalteter Lettner stand einst als Abschluß zwischen Chor und Langhaus, seine Figuren, von denen einige erhalten sind, hatten großen künstlerischen Wert. Auf einem alten Stich steht links vor dem Lettner noch eine Marienkapelle. Diese war nach der Inschrift auf einem erhaltenen Bruchstück ein Werk Erwins. Als nach der Besitzergreifung Straßburgs durch Ludwig XIV. das Haus dem katholischen Kult wieder übergeben war, wurden Lettner und Marienkapelle sowie ein Brunnen im vorderen Seitenschiff abgebrochen. *Das Langhaus des Straßburger Münsters ist der schönste Raum hoher gotischer Kunst.*

Nachdem 1275 die Hochschiffgewölbe geschlossen waren, wird die alte romanische Westfront abgebrochen, um eine *Fassade* zu errichten, wie sie die modernen franzö-

sischen Kathedralen schon zeigten. Der Bischof Konrad III. von Lichtenberg, dessen schönes Grabmal in der Johanniskapelle steht, ist die treibende Kraft. Aus der alten Straßburger Bauhütte sind verschiedene Pergamentrisse erhalten, die Entwürfe zu der neuen Fassade zeigen. Im Anfang gehen diese stark auf Anlagen des Westens in den Elementen zurück. Von den vielen Pergamentplänen ist der sog. Riß „B" wichtig, weil er im ganzen mit dem unteren ausgeführten Teil der Fassade, wie sie E r w i n v o n S t e i n b a c h zugeschrieben wird, übereinstimmt. Die Zeichnung zeigt eine logisch klar entwickelte, symmetrisch abgewogene nach oben zu aufgelockerte Fassade mit zwei Türmen. Die Mitte beherrscht eine Rose. Zwischen den Türmen erscheint statt des Giebels des Mittelschiffs eine durchbrochene Galerie mit sieben phialengeschmückten Türmchen.

Die wirkliche Ausführung sieht aber anders aus. Es steht nur ein Turm, und das Ganze ist erfüllt von mancherlei Dissonanzen, harten Übergängen und Eigenwilligkeiten. Man spürt die Hand mehrerer Meister, die in trotzigem Eigenwillen nicht das vollendeten, was der Vorfahre geplant hatte. An die Stelle nur harmonischer Schönheit tritt heroische Kraft. Wo Erwins Tätigkeit genau ansetzt, ist ungewiß, sie reicht über die drei Portale bis zur Rose. Die schlanken Arkaden, die einem Gitter gleich frei vor der Wand schweben und eine nur in Straßburg erreichte melodische Zartheit dem Bauwerk verleihen, sind Erwins bewundertes Werk. Man weiß von diesem Meister, dessen Name jedem Deutschen ein Vermächtnis ist, recht wenig. Sein Grabstein ist erhalten mit dem Todesjahr 1318. „Magister Erwin gubernator fabrice ecclesie" wird er darauf genannt. Am Mittelportal stand einst eine Inschrift, wonach der Magister Ervinus von Steinbach A. D. 1272 das ruhmreiche Werk begann.

Nach Erwins Tode kamen andere Meister, darunter sein Sohn, Werkmeister Johannes, und ein Meister Michael von Freiburg, ein Neffe des berühmten Peter Parler, der den Dom in Prag baute, und ein Klaus von Lore. Die letzteren sind nach neueren Untersuchungen von Dr. Kletzl „die Junker von Prag", über die viel Sagenhaftes ver-

breitet war. Sie sollen zwischen die Türme das Zwischengeschoß eingesetzt haben in der Absicht, aus der Mitte noch einen leichten Giebel aufsteigen zu lassen. Eine geschlossene „Wandfassade“ ohne jegliche Türme sei ihr Ziel gewesen.

Die Bürgerschaft aber wollte einen Turm. Schon seit 1286 hatte sie nach langen Kämpfen dem Domkapitel die Verwaltung der Münsterbauhütte entrissen. Den unteren Teil des Turmes, die hohe nach allen acht Seiten des Achtecks geöffnete Halle mit den vier Wendeltreppen, den vier „Schnecken“ an den Ecken, baut Ulrich von Ensingen, eine temperamentvolle Natur, der Meister des Ulmer Doms, 80 m hoch. Die obere Pyramide baut wieder nach andern eigenen Plänen Johannes Hülz aus Köln, der schon als Parlier unter Ulrich tätig gewesen war. Was die beiden bauten, ist kühnstes unerhörtes Wagnis. Auf der höchsten Spitze sollte eine Marienfigur stehen. Im Juni 1439 wurde der letzte Stein am Turm versetzt.

Eine Glanzleistung spätgotischer Steinmetzkunst ist die Lorenzkapelle (um 1500) mit ihrem reichen Portal an der Nordseite des Münsters. Es ist die Arbeit von Jakob von Landshut, der in seiner Vaterstadt die Portale der Martinskirche fertiggestellt hatte, jener wunderbaren Hallenkirche des Baumeisters Hans Stettheimer, deren übersteigert hohe Säulen der Spätgotik den letzten sieghaften Ausdruck verleihen.

Sehr früh schon hatte sich die Straßburger Bauhütte von westlichen Einflüssen befreit; seit 1459 steht sie an der Spitze aller deutschen Bauhütten, ihr gebührte diese Auszeichnung. Vom Straßburger Münster aus strahlen manche Kräfte weit ins deutsche Land aus bis hin zu den Backsteindomen des Nordens.

Die Disharmonie der Fassade mit der eigenartigen Plattform und dem einen Turm wurde immer wieder empfunden, auch von Goethe in seinem jugendlich begeisterten Aufsatz „Von deutscher Baukunst D. M. Ervini Steinbach 1773“, in dem er im damals welschen Straßburg angesichts des Münsters sein deutsches Herz fühlte.

Die Frage des zweiten Turmes wurde oft diskutiert. Wir wissen es nicht, glauben es aber, daß aus dem Wesen

der Spätgotik heraus die Erbauer des Turmes nur an den einen dachten. Joh. Georg Heckler, ein Werkmeister, machte in der Mitte des 17. Jahrhunderts einen Plan für den zweiten Turm, und noch einmal wurde die Idee lebendig, als die Türme des Kölner Doms der Vollendung entgegengingen. Die Jakobiner der französischen Revolution wollten den Turm abbrechen, weil er gegen die Gleichheit der Menschen verstoße. Bei der Belagerung von Straßburg 1870 verletzte eine Kugel die obere Spitze. Der letzte deutsche Münsterbaumeister vor dem Weltkrieg J. Knauth rettete mit großem Mut und Geschick mit äußerst schwierigen konstruktiven Unterfangungen den Turm aus größter Gefahr. Nachdem er das Rettungswerk vollbracht, verwiesen ihn die Franzosen des Landes. Gebrochenen Herzens starb er im Schwarzwald. An dem Septembertag, an dem Adolf Hitler das Münster 1940 betrat, stieg der Geist des letzten deutschen Dombaumeisters wieder in Ehren auf.

Das reiche Figurenwerk der drei Portale der Westfront ist in Wort und Schrift oft herrlich besungen worden. Es ist, trotz vieler Beziehungen zur französischen Statuarik, ein Hohes Lied auf das Können deutscher Bildhauer, das reichste Figurenwerk, das je gestaltet wurde, an dem leider die Helden der französischen Revolution sich wüst versündigt haben. 235 Statuen schlugen sie ab.

Über dem Mittelportal baut sich ein durchbrochener Giebel auf, ein Meisterwerk der Steinmetztechnik. Hoch oben sitzt Maria mit dem Kind. Das Münster ist eine Marienkirche. Darüber steht die wunderbare Rose in rechteckig strenger Umrahmung, ein „heiliges Auge“, ein Motiv, das im oberrheinischen Raum seit langem beliebt war. Wundervoll und andachterheischend ist es, wenn die Abendsonne ihre warmen Strahlen in das dämmrige Innere des Gotteshauses wirft. Unter Baldachinen stehen auf den Strebepfeilern der Fassade hoch oben Reiterfiguren von Königen und Kaisern. Darunter erscheint Rudolf von Habsburg, in dessen Zeit dieses gewaltige Westwerk begonnen wurde. Ein Reiterstandbild Ludwigs XIV. fügten die Franzosen ein.

Was der Zeit Weltgeschehen war, breitet sich in dem Werk der Bildhauer wie ein Heldenepos über die weiten Flächen des Münsters. In den oberen Teilen wird das Thema „Himmelfahrt und jüngstes Gericht“ angeschlagen. Nicht alles, was geplant war, fand Ausführung. Im Turm oben sieht man noch einen Kaiser und einen Mönch „in stummer Klage über den Niedergang der führenden Gewalten auf der Höhe des Mittelalters, die sich einander befehdet und sich gegenseitig ohnmächtig gemacht haben“. Viele plastische Steinmetzscherze von unten bis oben hinauf zur Brüstung der Türme zeugen vom gesunden und derben Witz der Arbeiter am Bau. Viele Bewunderer haben in den roten Sandstein des Turmes ihren Namen eingeritzt, auch der junge Goethe.

* * *

Wir gehen zeitlich wieder zurück, um die Baukunst des weiteren Elsasses zu überblicken. In frühromanischer Zeit treten uns die beiden aus der altchristlichen Baukunst überlieferten und auch aus der Karolingerzeit bekannten sakralen Bautypen, der Zentralbau und der Längsbau, entgegen, der erstere in dem altertümlichen Kirchlein in Avolsheim bei Molsheim (10. bis 11. Jahrhundert). An einem runden überkuppelten Mittelraum liegen im Kreuz vier hufeisenförmige Apsiden. Die ehemalige Benediktiner-Nonnenkirche in Ottmarsheim im Oberelsaß ist eine verkleinerte Kopie der Aachener Palastkapelle, die der Raumform nach altes byzantinisches Gut bedeutet. Der elsässische Papst Leo IX. hat den Bau in Ottmarsheim bei einem Besuch in seiner Heimat 1049 geweiht. Die Emporen dienten den Nonnen. Die Frage ist gestellt worden, ob der Bau nicht auch als Pfalzkapelle und zur Bestattung der Habsburger, die dort saßen, gedacht war. Ein früherer Längsbau in Gestalt einer schlichten archaisch anmutenden Pfeilerbasilika mit flacher Decke ist der „Dompeter“ bei Avolsheim aus dem 11. Jahrhundert.

In der hochromanischen Zeit, die mit der Glanzzeit der Hohenstaufen zusammenfällt, bietet das Elsaß

sehr viel. Es ist mit sein köstlichster Denkmalbesitz. An dem reichen Bestand kann man die ganze Entwicklung der sakralen Baukunst, sowohl der inneren Raumgestaltung wie auch der äußeren Erscheinung nach verfolgen. Es ist wie auch anderweitig jener Prozeß, wie aus den holzgedeckten Pfeiler- und Säulenbasiliken das wird, was wir in Vollendung im gewölbten Langhaus des Straßburger Münsters erlebten. Statt der flachen Holzdecke tritt erst das noch römische Gratgewölbe, dann das Kreuzgewölbe mit anfänglich schweren Gurten und Rippen über dem hohen Mittelschiff auf. Man erlebt mit Spannung, wie es auf den bisher glatten Hochschiffwänden lebendig wird, wenn zur Aufnahme der Gurten und Rippen der Gewölbe Pfeiler, Säulen oder Bündelsäulen sich vor die Wand legen, an ihr hochwachsen. Manche davon stehen auf den Deckplatten der schönbelaubten Säulenkapitelle der unteren Säulen, andere, die von oben herunterwachsen, machen halt auf Konsolen. Zuletzt wachsen die Säulen, sich einzeln vorlegend oder in Bündelsäulen, von unten bis oben durch. Die lebendige Verbindung zwischen Boden und Decke ist damit geschaffen. Dann ist erst der Wald da, die Bäume mit ihren Ästen, mit dem man den gotischen Dom so gern vergleicht. Ganz ist dies erst der Fall in der S p ä t g o t i k, wo die Säulen alter Form mit ihren Kapitellen verschwinden und die Rippen der Gewölbe ohne Kapitell oder kaum noch bemerkenswerten Kapitellen aus der Wand und den Stützen herauswachsen. Unter dem Einfluß der Gotik werden die Gurten und Rippen der Gewölbe eleganter, die Bündelsäulen oder anders gebauten Stützen dünner und schlanker. Das in der elsässisch-romanischen Baukunst liegende behaglich Schwere ist dann verloren. Parallel damit kann man die Entwicklung verfolgen von romanisch schwerem „Gebundenen System" bis zur freien Beherrschung des Raumes durch Spitzbogen und gotisches Rippenwerk.

Und als letztes kommt die Hallenkirche, bei der das antike enge Basilikaschema überwunden wird und die Seitenschiffe der Höhe nach sich dem Mittelschiff angleichen, die Säulen immer schlanker und höher werden, wo die Fenster des Mittelschiffs im Obergaden wegfallen und

das Licht nur noch von den meist hohen Seitenfenstern der Außenwände kommt*).

Dem Laien fällt am stärksten die vornehmlich durch Türme bedingte äußere Gestalt der Kirchen auf. Ein Einzelturm im Westen oder auch über dem Chor im Osten ist bei romanischen Dorfkirchen im Elsaß das übliche. Vom 12. Jahrhundert ab wächst auch im Elsaß die Lust an mehreren Türmen. Die Türme beeinflussen stark das Bild der Städte unserer Heimat und machen diese uns liebwert.

Wir unterscheiden noch die Zweiturmfront, das Westwerk und den Vierungsturm. Zweiturmfronten mit zwischen den Türmen liegender offener Vorhalle hatte das alte Straßburger Münster, zeigen St. Fides in Schlettstadt, St. Leodegar in Gebweiler. Für den hohen Aufbau im Westen, für ein „Westwerk" ist die Benediktinerkirche in Maursmünster das beste Beispiel. Ein schwerer, hoher Mittelturm wird von zwei kleineren Achtecktürmen flankiert. Sie erheben sich auf Giebeln über der hohen von Lisenen und Bögen belebten Wand, in der unten zwischen den Türmen die Vorhalle liegt. In Straßburg hat St. Thomas ein Westwerk, aus dem der mittlere schon gotische Turm hochschießt. St. Stephan hatte ein Westwerk in der ganzen Breite der Basilika.

Nichts kennzeichnet diese deutsche Kunst im Gegensatz zur italienischen so stark, wie diese kraftvollen Aufbauten im Westen, die größer sind als die praktische Notwendigkeit der Glockenstube es erfordert. Dieser Kraftaufwand entspringt unbewußter überschäumender Schöpferkraft. Im Elsaß werden jene Steigerungen, wie sie in Norddeutschland sich finden (Liebfrauenkirche Magdeburg), nicht erreicht. Nur mit dem Westwerk des

---

*) Bei der Gesamtbetrachtung können folgende Denkmäler als Beispiele dienen: St. Peter und Paul in Neuweiler, die Kirchen in Andlau und Lauterbach, St. Johann in Zabern, St. Peter und Paul in Rosheim, St. Arbogast in Rufach, St. Peter und Paul in Weißenburg, St. Marien in Kolmar, die Kirche in Niederhaslach, Jung St. Peter und St. Thomas in Straßburg und die Dominikanerkirche in Gebweiler.

Straßburger Münsters tritt uns das Größte entgegen, was an Westwerken je geschaffen wurde.

Den Vierungsturm sehen wir an der Stelle, wo Langschiff und Querschiff sich treffen und unten vor dem Altarraum der Schwerpunkt der Kirche liegt. Fast alle Denkmäler des Übergangsstils haben im Elsaß einen meist achteckigen Vierungsturm. Manche haben steinerne Helme. Wo eine Kirche viele Türme hat, muß er sie in der Masse beherrschen. Es entsteht dadurch bei diesen oberrheinischen Kirchen ein zentralistischer Zug. Ein Vierungsturm allein steht über St. Georg in Hagenau und St. Peter und Paul in Rosheim. Einer der stattlichsten steht noch von einer Kirche in Ge/berschwei/er. Die Westseite zeigt sich in diesem Falle als Fassade. Mit einer Zweiturmfront zusammen stehen Vierungstürme in St. Fides und St. Georg in Schlettstadt. St. Arbogast in Rufach, St. Martin in Kolmar sind gotische Beispiele dafür. Zusammen mit einem Westwerk stehen Vierungstürme bei St. Thomas und St. Stephan in Straßburg.

Die Türme der herrlichen Murbacher Klosterkirche stehen ausnahmsweise auf den Enden des Kreuzflügels nahe dem Chor, bestimmt für den Eindruck auf den, der von unten her das Tal hochsteigt. In der Spätgotik mit ihrem ganz anderen Raumgefühl geht der Sinn für die starken Zusammenballungen von Massen verloren. Das malerische asymmetrische Prinzip beginnt. Der graziöse Turm des Münsters in Thann, dem ursprünglich ein anderer symmetrischer zugedacht war, steht seitlich allein.

Ein schöner romanischer Kreuzgang ist bei Jung-St. Peter in Straßburg, ein schöner gotischer im Unterlindenkloster in Kolmar erhalten. Im Innern von Jung-St. Peter steht noch ein gotischer Lettner.

Ein Charakteristikum der romanischen Zeit im Elsaß ist die überreiche Bauplastik. Über die Elemente rein ornamentaler und architektonischer Dekoration hinaus findet man mancherorts einen figürlichen Zierat voll kindhaft naiver, volkhafter Freude an alten Vorstellungen und neuen humorvollen Erfindungen. Wir finden germa-

nisch-heidnisches Völkerwanderungsgut, Erinnerungen an Heldensagen, Bilder vom Kampf und Streit der Ritter, Tiersagen, volkhafte Szenen und neben christlich ernsten biblischen Darstellungen und heiligen Dingen viel fratzenhaft-dämonischen Spuk. Die Freude an überreicher dekorativer Plastik, für die in romanischer Zeit Schlettstadt, Andlau, Pfaffenheim, Rosheim u. a. Beispiele abgeben, zeigen in spätgotischer Zeit noch eindringlich die Darstellungen auf dem Riesenportal von St. Theobald in Thann.

Nach der Reformation lebt die Gotik im Elsaß zum Teil noch weiter. In der Jesuitenkirche in Molsheim (1612—1618) mischt sich Renaissance und Spätgotik. Der Raum ist weit, Netzgewölbe bilden die Decke. Ähnlich ist die gleichzeitige Jesuitenkirche in Köln mit ihrem Mischstil. Die Patres glaubten dem Volksgeschmack durch Festhalten am deutschen gotischen Stil näher zu bleiben.

Das Elsaß kann in den Zeiten des Barocks und des Rokoko nicht mit der Fülle üppiger Klosterbauten auftreten wie Schwaben und Bayern. Einen Vergleich hält einigermaßen die einzige größere, 1750 vollendete, im Ried so schön gelegene Benediktinerabtei zu Ebersmünster aus. Im Innern ist sie prunkvoll, bleibt aber doch bescheiden gegenüber einem Ottobeuren oder Weingarten. Der Raum ist weit, wie das Barock ihn liebt. Der Bau steht bemerkenswerterweise unter dem Einfluß süddeutscher Barockkünstler. Die Jesuitenkirche in Kolmar aus derselben Zeit zeigt den Schritt zum kühleren französischen Barock. Noch weiter nähert sich klassizistischer Kühle die stattliche und vornehme „Neue Kirche“ *) in Gebweiler. Die ernste Stimmung der alten Murbacher Klosterkirche, aus der die Herren hier nach Gebweiler zogen, um das Leben eines weltlichen Ritterstifts zu führen, ist hier verflogen. Der Architekt war ein Franzose aus Besançon. Die Fassade ist echt französisch wie jene der St. Madeleine in Besançon oder von St. Vincent in Metz. Manche alte ehrwürdige romanische oder gotische Kirche des Elsaß erhält solche Fassaden von kühler akademischer französischer Haltung (St. Stephan in Rosheim, St. Peter und Paul in Neuweiler). Trotz allen

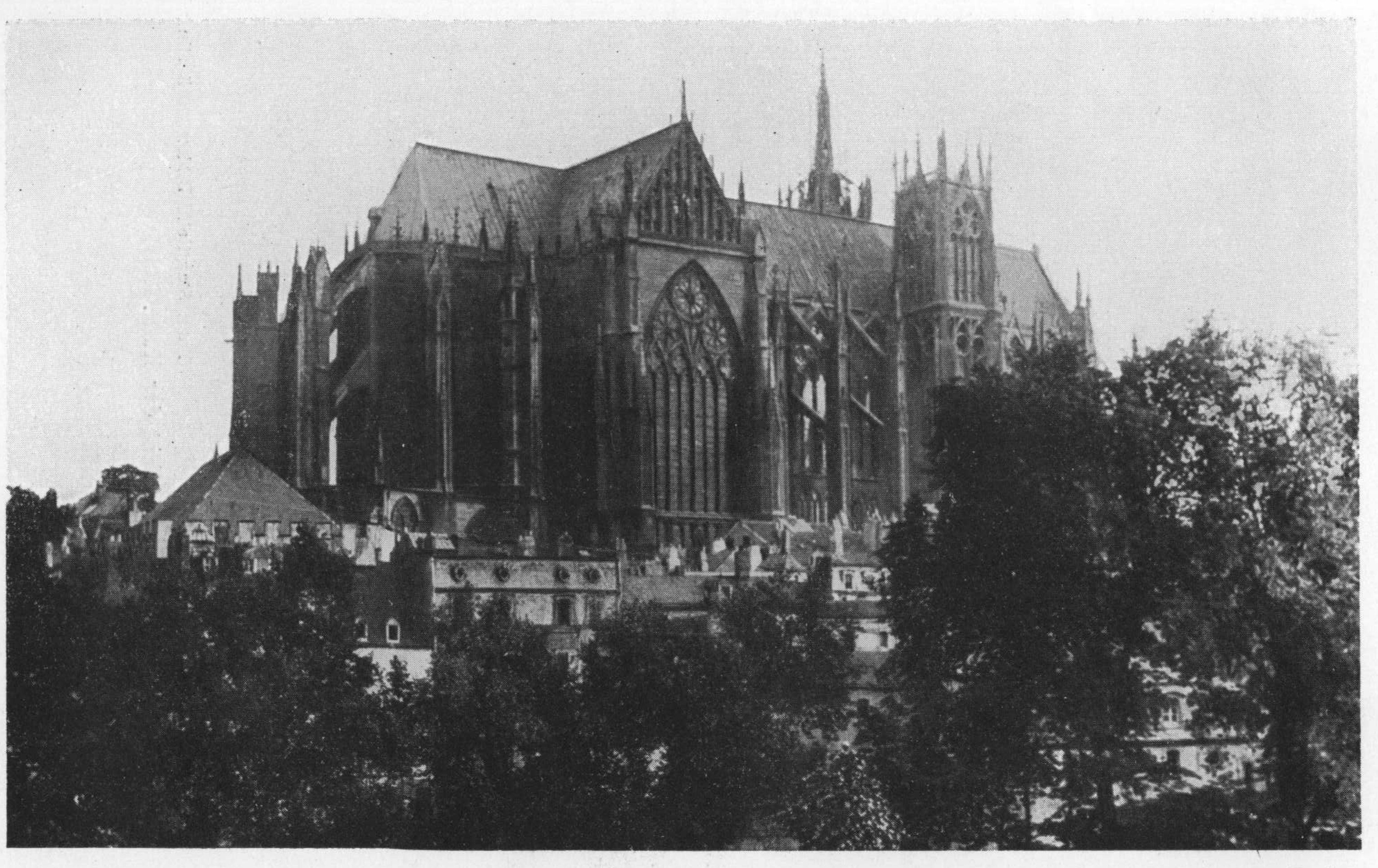


Foto: Ragimund Reimesch, Berlin.

Die stadtüberragende Kathedrale in Metz.

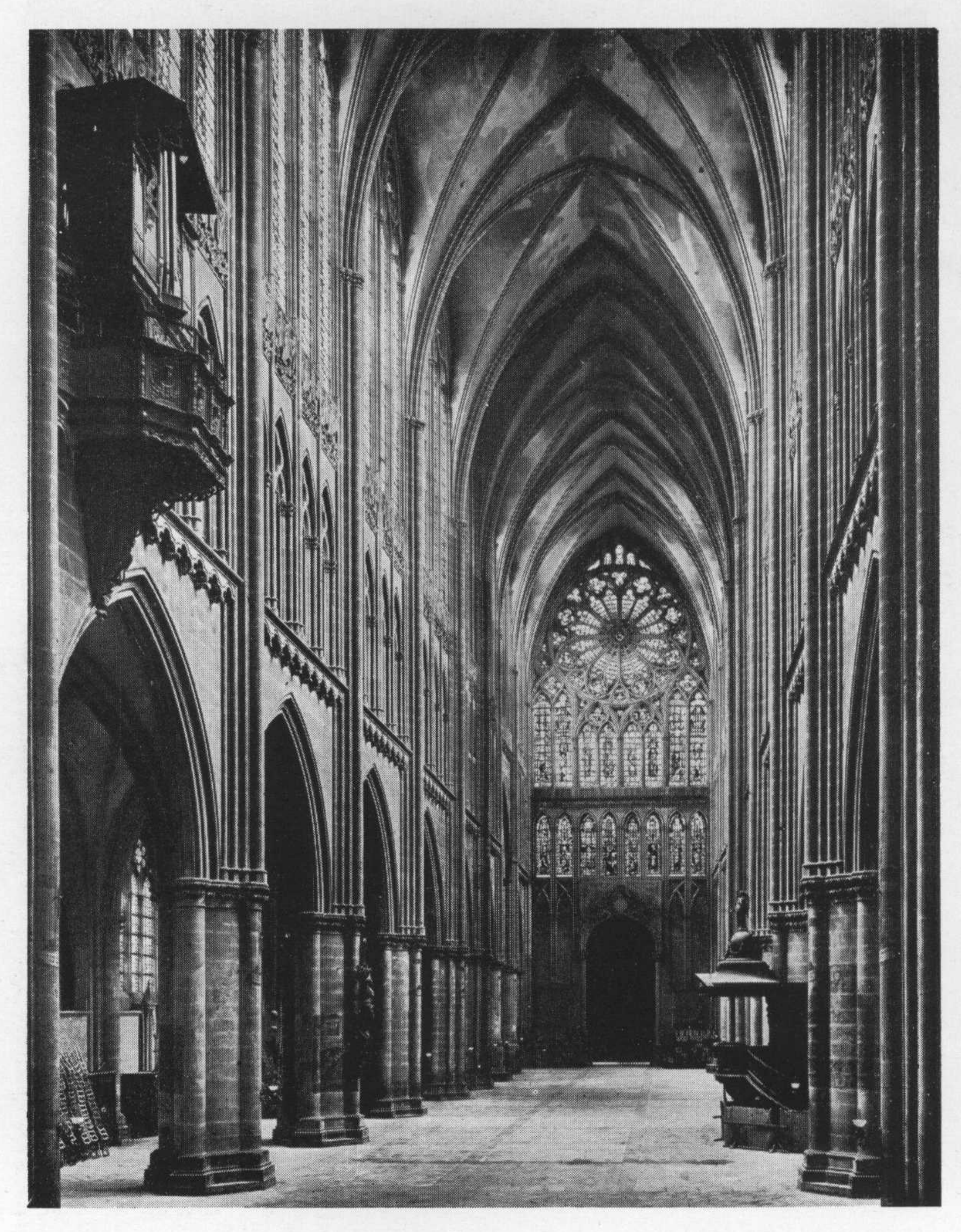


Foto: Staatliche Bildstelle, Berlin.

Die Innenansicht der Kathedrale.

hohen Geschmacks, den wir bewundern, hat diese Kunst als kirchliche Kunst die Seele des Elsässers — so dünkt mich — wenig erfaßt.

Es ist eigenartig, daß noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts vielleicht aus diesem Grunde wieder in reiner Gotik gebaut wird. Die Abteikirche in Maursmünster erhält einen gotischen Chor. An der Stiftskirche in Andlau wird das Innere gotisch überarbeitet, und am Straßburger Münster werden nach der Süd- und Nordseite zum Abschluß der häßlichen Krämerbuden statt beabsichtigter klassizistischer Kolonnaden gotische Abschlußwände mit reichlichem Maßwerk angelegt. Nachdem die Krämerbuden, die sie verdecken sollten, beseitigt sind, haben diese Wände keinen Sinn mehr.

* * *

Das Elsaß ist reich an Burgen wie kein ander Land. Vornehmlich sind es Zeugen der Hohenstaufenzeit, der Blütezeit des Rittertums, des Minnesangs und der Zeit der Kreuzzüge. Spätere Geschlechter haben viel geändert und umgebaut. Der gotische Stil folgte dem romanischen. Der Dreißigjährige Krieg zerstörte die Burgen und Schlösser. Bei den Herren der Burgen handelt es sich fast ausnahmslos um deutsche Geschlechter, vornehmlich um die Staufen und Habsburger, die die Burgen als Lehen vergaben. Die Namen elsässischen *Adels haften an vielen, die sie als Stammburgen oder als* Lehen besaßen. Es sind zu nennen: Die Rappoltsteiner, die Fleckensteiner, die Lichtenberg und Landsberg, die Herren von Andlau, von Egisheim und von Dagsburg. Manche Burgen waren im Besitz der Bischöfe von Straßburg und Basel, die sie wieder als Lehen an adlige Ritter vergaben. Gelegentlich taucht auch der Bischof von Metz oder ein lothringischer Herzog als Herr auf. Im glücklichen 16. Jahrhundert, in dem die elsässischen Städte so prachtvoll gedeihen, erfahren manche Burgen, während die Macht der andern nach Erfindung der Pulvergeschütze gebrochen war, noch neuzeitliche Befestigungen. Und als das Land nach dem Dreißigjährigen Kriege französisch wurde, sind manche der Burgen im Sinne modernsten

Festungsbaues noch umgestaltet worden. Die zu Lichtenstein, Lützelstein, Bitsch spielten 1870/71 noch eine bescheidene Rolle.

Von älteren burgähnlichen Anlagen wie der Merowingischen Königspfalz in M a r l e n h e i m, mit vier Burgen, die sie einst schützten, ist nichts erhalten. Die Wasserburg E g i s h e i m ist die Stammburg des alten elsässischen Grafengeschlechts. Dieses leitet sich ab von Eticho, der Herzog über das Elsaß war, als es noch in fränkisch-merowingischer Zeit zu Austrasien, dem Ostreich, gehörte. Nach alten Abbildungen war es eine achteckige Anlage mit einem Achteckturm in der Mitte. Dehio bringt sie in Verbindung mit Friedrichs II. Schloß „Castel del Monte" in Apulien. Er erörtert die Möglichkeit der Verpflanzung von Gedankengut aus dem Orient oder dem Staufischen Unteritalien nach hier. Dem Geschlecht der Egisheim gehört auch „Hohegisheim" an, die „Drei Exen" genannt, Dagsburg, Wahlenburg, Weckemund, drei Burgen, die nahe beieinanderstehen. Vom Tal her sieht man die drei Türme nebeneinanderstehen, die wohl einst zu einer größeren einheitlichen Burg gehörten.

Die Kaiserpfalz in H a g e n a u, Lieblingsresidenz der Staufischen Kaiser, ist 1678 von den Franzosen zerstört worden. Dort lagen einst die Reichskleinodien. Eine klare Vorstellung von der sicher glänzenden und umfangreichen Anlage haben wir leider nicht mehr.

Die reiche, fruchtbare Elsaß-Ebene bedurfte der Burgen als Schutz gegen Angriffe von Westen. Sie sichern den Ausgang der Täler, sichern die Vogesenpässe und sperren die Wege, die von Burgund, Lothringen und Frankreich kommen. Auch Klöster, wie Murbach, bauen sich Burgen zum Schutze ihres Besitzes. Ich will einige Burgen aufzählen: an der Schweizer Grenze im Sundgau liegt die B u r g „L a n d s k r o n", aus Jura-Kalkstein gebaut, zum Bistum Basel gehörig. Friedrich II. eroberte sie 1215. Später ist sie badisch und österreichisch. In der Mitte des 17. Jahrhunderts kommt sie in den Besitz der Franzosen, die sie zu einer Festung umbauten. 1814 wird sie von den Verbündeten gesprengt. Über einer der Schieß-

öffnungen ist das Wappen mit dem deutschen Reichsadler zu sehen.

Bei Thann liegt die „Engelburg“, altes Reichslehen im Besitz der Grafen von Egisheim und von Dagsburg. Von Friedrich II. wird sie dem Straßburger Bischof zuerkannt, österreichische Herzöge wohnten hier. 1674 wird sie von den Franzosen gesprengt. Vom runden Bergfrit liegt wie die Trommel einer gestürzten Säule ein gewaltiges Stück mit großer runder Öffnung zu Boden. Man nennt es „Hexenauge“. Durch die freie runde Mitte kann man hindurchgehen. Man vergleicht den gewaltigen Brocken gerne mit dem gesprengten Turm des Heidelberger Schlosses. Über Kaysersberg, dem malerischen kleinen Städtchen im rebenreichen Land, ragt eine Reichsburg auf, die Friedrich II. für 40 Ritter einst gebaut hat. Die Hohlandsburg bei Kolmar gehörte dem Landsknechtsführer und Türkenbezwinger Lazarus Schwendi, der in Kolmar sein Denkmal hat, weil er die Tokaier Rebe ins Elsaß einführte.

Von romantischem landschaftlichem Zauber erfüllt sind die drei Rappoltsweiler Schlösser: „Giersberg“, das tiefstgelegene, ist klein, aber schwer zugänglich auf seinem hohen schmalen Felsgrat. „Hoh-Rappoltstein“ liegt 100 m höher, hat einen runden Berchfrit, der mit schönen Buckelquadern mit Randschlag aufgemauert ist. Alte Zinnen liegen oben. Am größten ist die „St. Ulrichsburg“, das Stammschloß der Rappoltsteiner. Wichtig ist der große Pallas mit seinen reizvollen romanischen Bogenfenstern mit eingestellten kleinen Säulchen und dem Kugelschmuck der Leibungen. Schön ist der Blick von oben auf das unten gelegene Rappoltsweiler, in dem die Rappoltsteiner sich ein Schloß bauten, als es mit den Burgen zu Ende war. Der „Metzgerturm“ der alten Befestigung trägt heute noch ihr Wappen.

Die „Frankenburg“, der „Ramstein“ und die „Ortenburg“ sichern bei Schlettstadt das Weiler- und Lebertal. Von der ersteren steht noch ein hoher Bergfrit. Reste alter Ringwälle, ähnlich der Heidenmauer, finden sich dort. Die Ortenburg steht auf hohen Granitfelsen. Der 32 m hohe Bergfrit und andere Teile der

Burg sind aus glatten Granitquadern errichtet. Aus der Staufenzeit stammen auch die „Landsberg". Aus diesem Geschlecht stammt Herrad von Landsberg († 1195), die einst Äbtissin des berühmtesten elsässischen Klosters St. Odilien war und als Verfasserin des „hortus deliciarum" bekannt ist. „Hoh-Andlau", Stammsitz der Grafen von Andlau, bei Barr in glücklicher Weingegend gelegen, hat noch einen mehrstöckigen Pallas mit gotischen Fenstern und Kaminen. Bei den Ottrotter Schlössern „Lützelburg" und „Ratsamhausen", die nur 40 m voneinander entfernt sind, wächst der berühmte „Ottrotter Rote".

Die größte von allen ist die „Hohkönigsburg" bei Schlettstadt, eine alte Staufenburg. Nach dem Untergang der Staufen kommt sie in andere Hände. Die „Tiersteiner" erhalten Ende des 15. Jahrhunderts die Burg als Lehen und bauen sie zu der Größe um, die wir heute sehen, zu dem, was Bodo Ebhardt mit der Herstellung zu geben versuchte. Sie bekommt eine Länge von 265 m. Es war die Glanzzeit der Burg. Die Schweden steckten sie in Brand. Die Stadt Schlettstadt schenkte sie Kaiser Wilhelm II. im Jahre 1899. Bodo Ebhardt baute sie wieder auf. Manche Gelehrte, Ästheten und Romantiker haben die Wiederherstellung sehr gescholten. Dem Volke und der Jugend gab sie aber viel. Es ist nicht zu verkennen, daß sie ein weithin sichtbares deutsches Mal von politischer Wichtigkeit geworden war.

„Girbaden", am Eingang des Breuschtals gelegen, ist die zweitgrößte Burg. Sie war Lehen des Straßburger Bischofs. Groß- und Klein-Geroldseck bei Zabern waren zum Schutz der Abtei Maursmünster errichtet. Burg Nideck mit hohem Berchfrit und mit Steinmetzzeichen der alten Straßburger Bauhütte ist in ganz Deutschland bekannt durch Chamissos reizendes Gedicht vom „Riesenfräulein".

„Hohbarr", die Burg der Bischöfe von Straßburg, das „Auge des Elsasses" an der wichtigen „Zaberner Steige" mit großem Bergfrit und romanischer Kapelle, weithin berühmt, liegt auf drei Felskuppen hingestreckt.

Einer der Bischöfe stiftete die „Hornbrüderschaft“, eine Gesellschaft von Zechern, die oben sehr lange bestand.

In den Nordvogesen ist der „Wasigenstein“ zu nennen. Die Burg war Reichslehen in der Mitte des 13. Jahrhunderts. Auf langem, schmalem Sandsteinrücken liegt sie schön anzuschauen in zwei Teile gespalten, die eine Schlucht trennt. Stufen und Gemächer sind in den Felsen gehauen, Reste des Rittersaales sind vorhanden. An diese Stelle im Wasigenwald wird nach dem Waltharilied des 10. Jahrhunderts der heldisch-grimme Kampf verlegt von Walther dem Goten aus Aquitanien, der die burgundische Königstochter Hildegard liebt und viele Schätze bei sich führt, gegen Hagen und Gunther, die mit ihnen am Hofe Etzels als Geisel gelebt hatten. Die „Wasenburg“ bei Niederbronn hat ein wunderbares reiches und schönes Fenster im hohen Pallas. Eine römische Inschrift an Merkur, die der Fels unten trägt, wird von Goethe in Dichtung und Wahrheit erwähnt. Schloß und Bergfeste „Lichtenberg“ sind Stammsitz des altelsässischen Geschlechts, aus dem auch Jakob von Lichtenberg stammt, dessen angebliches Brustbild mit dem seiner Geliebten „Bärbel“ von der Hand eines großen Meisters noch später erwähnt wird. Einmal zerstörte der Bischof von Metz die Burg. Die Herren von Lichtenberg besaßen viel Land im unteren Elsaß. Daniel Speckle, der bekannte Straßburger Festungsbaumeister, erneuerte Ende des 16. Jahrhunderts die Befestigung zeitgemäß.

Mit der „Hohenburg“ ist der Name Franz von Sickingens verbunden. Das Tor führt noch heute das Wappen dieses Geschlechts. Die kühn auf einem ungeheuren weitüberhängenden, unendlich malerischen Felsblock erbaute „Dagsburg“ ist heute verschwunden. Eine moderne Kapelle kann den Verlust nicht ersetzen. Sie steht in geschichtlicher Erinnerung verbunden mit dem Namen des elsässischen Papstes Leo IX., einem Verwandten des Kaisers Konrad II. Die originellste aller Burgen ist der „Fleckenstein“. Sie steht 43 m hoch auf einem 55 m langen und nur 8 m breiten roten Sandsteinklotz. Treppen, Wohnräume, innere und äußere lange Gänge mußten aus den Felsen gemeißelt werden.

Die Fleckensteiner waren ein im Elsaß und der Pfalz mächtiges Geschlecht. Merian und vorhin schon Speckle geben davon eine etwas übertriebene, aber charakteristische Zeichnung.

Zum Sinnbild des deutschen Volkstumskampfes gelangte durch die Bestrebungen von F. Spieser die Hünenburg, deren Turm — als Ehrenmal der im Weltkrieg für Deutschland gefallenen Elsässer ausgebaut — neuerdings die irdischen Überreste des elsässischen Freiheitskämpfers Karl Roos birgt.

* * *

Von besonderem Zauber sind im Elsaß die schönen Dörfer mit den behäbigen Bauernhäusern, mit ihrem fröhlichen Fachwerk, der schmucken hohen Durchfahrt, den Sprüchen und Namen über den Toren und den schönen Holzgalerien unter dem Giebel und nach den Höfen zu. Dort hängen die Tabakblätter zum Trocknen und das Welschkorn. Man möchte die Dörfer alle nennen, aber man kann keine der schönen bevorzugen. Es ist wertvollstes, prachtvolles alemannisches Volksgut, das Rettung verdient.

Von den Dörfern gehen wir zu den Städten und Städtchen. Eines der traulichsten ist das kleine Reichenweier mitten in Weinbergen an den Hängen der Vogesen gelegen, mit alten Befestigungen und Toren, schönen alten Häusern und historischen Erinnerungen. In solcherlei Städten ist Reichtum an malerischen Plätzen, an Rathäusern, an Brunnen, an schönen Treppen, an Toren und Türmen, an malerischen Gassen mit einladenden Wirtshausschildern, an Fachwerk- und steinernen Giebelhäusern, an Erkern und Balkonen und an mannigfachem holzgeschnitztem und eisengeschmiedetem Werk. Manches Haus ist von Reben umsponnen, und manche Blume leuchtet aus Gärten oder herab von Altanen.

Das ist das Erlebnis der Heimat, das auch aufsteigt, wenn man durch die deutschen Städte am Neckar und Main wandert. Nie war das Elsaß deutscher in der Baukunst und in handwerklichem Brauch als in den zwei

Jahrhunderten, bevor die Franzosen unter Ludwig XIV. das Land in Besitz nahmen.

Viele Städte haben ihr altes Rathaus, in dem sich der Gemeinsinn und die Baulust der Bürger der einst reichen Städte äußert. Im Erdgeschoß sind oft Hallen zum Aufstapeln der Waren. Manche sind wie die Loggien italienischer Rathäuser mit Arkaden nach außen geöffnet, und die Decken zeigen Sterngewölbe, andere, größere Hallen, sind geschlossen und durch Zufahrten zu erreichen. Kräftig gezimmerte Holzstützen tragen dann die Decken (Ensisheim, Molsheim, Mittelbergheim, Barr, Kolmar, Rufach). Oben liegt ein großer Saal mit getäfelten Wänden, reichen Türumrahmungen und Holzdecken und meist spätgotischen mehrteiligen Fenstern, die einst Butzenscheiben trugen. Ein traulicher Altan (Ensisheim) oder lange steinerne Balkone, die von Konsolen gestützt werden, mit zierlichem spätgotischem Maßwerk in den Brüstungen (Molsheim) geben die Verbindung mit dem davorliegenden Marktplatz. In Mülhausen und Molsheim führen doppelläufige Freitreppen mit reichem Geländer zu diesem herab. Die eine ist überdeckt durch ein schützendes Dach auf feinen Säulchen, die andere hat ein Türmchen über dem Eingang und eine Uhr. Das Mülhauser Rathaus war mit Fresken und Sprüchen goldenen Inhalts geschmückt. Meist legt sich auf den biederen gotischen Kern dieser Rathäuser wie ein zarter Schleier die neue italische Welt der antiken Säulen und Pilaster und Gesimse. Manche Rathäuser haben ein geschlossenes Walmdach (Mülhausen), andere zeigen fröhliche Renaissancegiebel (Molsheim). Keines sieht dem andern gleich.

Zu nennen sind die alten Lagerhäuser, Getreidehallen, Zeug- und Kaufhäuser, Schlachthäuser, in Straßburg etwa die „Große Metzig" und das alte Kaufhaus bei der Rabenbrücke mit seinen gotischen Staffelgiebeln, wo die Waren auf Schiffen auf der Ill herankamen und durch Krane hochgezogen werden konnten.

Die in der Revolutionszeit abgebrochene „Pfalz" in Straßburg, die von alten Stichen bekannt ist, war ein prunkvolles Rathaus mit Freitreppen, reichen gotischen

Fenstern, Ecktürmen, Zinnenkranz und Staffelgiebel, malerisch wie das Rathaus in Breslau. Neben der „Pfalz" lag die „Kanzlei" und gegenüber die „Münze".

Der „Neue Bau", 1585 errichtet, und später auch Rathaus, zeigt in vornehmer Form das neue künstlerische Zeitgefühl, das abgehend von der Gotik die Horizontalen bevorzugt und mit italischen Formen ernst zu machen versucht. Die Arkadenbögen des Erdgeschosses führten zu großen Hallen. Die beiden Obergeschosse, die schön gemalte und getäfelte Säle enthielten, sind stark horizontal gelagert und durch zarte Pilaster rhythmisch gegliedert. Keine Zwerchgiebel unterbrechen das lange Dach. Renaissancestimmung liegt über dem Bau. Er steht aber dennoch den alten Holzbauten des Mittelalters näher, als dem italienischen Palazzo Pubblico, denn die Wände sind immer noch durch die Fensterpfeiler so stark aufgelöst, wie es die reichen Fachwerkhäuser, etwa das Kammerzellsche Haus in Straßburg, zeigen. Mit diesem einen glänzenden und neuen Geist verratenden Bau hat man unbewiesen die Namen von Daniel Speckle und Hans Schoch in Verbindung gebracht. Speckle († 1589) war Straßburger und Stadtbaumeister, großer Festungsbauer, der das epochemachende Werk über „Architectura von Vestungen" herausgegeben hat. Festungswerke auf dem Hohbarr und der Ruine Lichtenberg werden ihm zugeschrieben. Hans Schoch, im badischen Oberrhein geboren, ist als Stadtbaumeister Straßburgs Nachfolger von Speckle und Erbauer der „Großen Metzig" und des Friedrichsbaues vom Heidelberger Schloß. Georg Riedinger, ein Straßburger, war der Erbauer des ansehnlichen Schlosses in Aschaffenburg. Straßburg gibt in dieser Zeit überschüssige Kraft an Deutschland ab.

Wendel Dietterlin, der große Maler, Architekt und Radierer, starb 1599 in Straßburg. Er malte die Fresken im „Neuen Bau" zu Straßburg und das große Deckenbild im berühmten Lustbau zu Stuttgart. Seine theoretischen Bücher und Entwürfe, die eine ungezügelte Phantasie und eine reichlich bizarre barocke Formenwelt zeigen, hatten großen Einfluß auf die Baukunst Deutschlands.

Ich muß davon absehen, die behäbigen, einladenden Bürgerhäuser dieser glücklichen Zeit, die zu Tausenden in gesunder Schöne und mit manch launigem Zierat behaftet landauf landab mit echt deutschem Gesicht stehen, aufzuzählen. Sie haben reiche steinerne Renaissancegiebel, hohe deutsche Dächer, reiche Torfahrten und Wendeltreppen, köstlich blumengeschmückte Erker, Galerien, Altane und lustige Türmchen und schön geformte Fenster. Kommt und seht! Nur eine Wanderung etwa durch die Straßen von Kolmar, der Perle der Städte des Oberelsaß, kann das beglückende Erlebnis und den Zauber vermitteln.

Das städtische alte Bürgerhaus war mit seinen Geschäfts- und Lagerräumen bis ins 17. Jahrhundert aus Fachwerk. Ein bekanntes reiches Beispiel vom Ende des sechzehnten Jahrhunderts ist das Kammerzellsche Haus beim Münster in Straßburg, ein Eckhaus. Viele andere könnte man aus Kolmar und anderen Städten noch nennen. Es zeigt die beim elsässischen Fachwerk beliebte plastisch hervortretende Umrahmung der Fenster. Die Wand ist durch die durchgehenden Fensterstreifen ganz in Glas aufgelöst, unterbrochen nur durch die schmalen Holzstiele. Die Hölzer der Fachwerkbauten zeigen entweder die schlichten Flächen, wie sie der Axtschlag des Zimmermanns bringt, oder naiv oder künstlerisch geschnitztes reiches Ornament mit erzählendem, oft recht humorvollem Figurenwerk. Fachwerk findet man auch viel in Höfen, wo malerische Holzgalerien in verschiedenen Geschossen übereinander das vordere Haus mit dem hinteren verbinden.

Steinern waren vor allem die Häuser, wo die vornehme Geistlichkeit und die Herren des Adels abstiegen, so z. B. der dreistöckige Böcklingsche Hof am Stephansplan in Straßburg (1598 gebaut), der später der elsässischen Ritterschaft gehörte. Über dem reichen Toreingang stand auf dem Dach ein Renaissancegiebel und rechts und links je ein hoher schlanker Erker.

Liebliche Werke deutscher Art sind auch die öffentlichen Zierbrunnen der Städte, in deren Ornamentik so oft und reizvoll die Gotik sich von den neuen Formen

küssen läßt. In naiver spielerisch abgewandelter Art verarbeitet der Elsässer Bildhauer das römische Formgut genau so, wie es Dürer mit der antiken Säule nicht anders machen konnte. Den schmucksten Brunnen dieser Zeit finden wir in Oberehnheim. Am Brunnenrand stehen außen Kassetten, drei korinthische Säulen tragen ein steinernes Baldachindach mit einem Sterngewölbe darunter, in dem das eiserne Rad für die Ketten hängt, mit denen die Eimer hochgezogen werden. Am Rande des Gebälks oben steht ein Kerl mit dem Wappen der Habsburger.

Mit dem französischen Regiment hörte die alte deutsche stolze bürgerliche Holzbaukunst auf. In der Zeit Ludwigs XV. erhalten viele Häuser ein neues Aussehen. Die bürgerliche Baukunst bleibt einfach und vornehm. Neuangelegte Häuserfronten verändern vielfach den Charakter alter Straßen. Die enge Wendeltreppe machte bequemeren, großräumigeren Treppenhäusern Platz. Bis weit aufs Land verbreitet sich, wie auch in Deutschland, das Mansarddach. Es wäre falsch, würde man sich im Elsaß nicht auch freuen können an diesem Gut, das Frankreich damals nicht ihm allein, sondern auch weithin deutschen Ländern in mehr oder wenig von diesen zu Eigenem verarbeiteter Art gebracht hat.

Es kommt mit der politischen Macht auch der Wille zu repräsentativer rein französischer Baukunst zur Geltung. Von den Plänen Blondels ganz zu schweigen, der u. a. den Barfüßlerplatz (bisher Kleber-, jetzt Karl-Roos-Platz) in Straßburg großzügig mit einheitlichen Bauten des neuen französischen Stils mit einem Triumphtor im Osten und großem Halbkreis im Westen umgestalten wollte. Die Fassade der „Aubette“ ist davon übriggeblieben. Zu nennen ist das bischöfliche Schloß „Palais Rohan“, meisterhaft in seiner Art, das Absteigequartier des feudalen Kirchenfürsten Armand-Gaston de Rohan Soubise, eines Kardinals von hoher politischer Sendung, der zwischen Ill und Münsterplatz im besten französischen Rokokostil nach den Plänen von de Cotte das Bauwerk mit einem Ehrenhof nach der Münsterseite und mit einer Schloßfassade der Ill zu errichtete und glänzende

Innenräume herstellen ließ, bei denen als Dekorateur auch Johann August Nahl in jungen Jahren mitwirkte, der später u. a. im Schloß Sanssouci in Potsdam bei der Inneneinrichtung eine große Rolle spielte. Sein Hauptschloß — übrigens auch eine pracht- und prunkvolle Anlage — hatte der Fürst in Zabern.

In Straßburg ist das Palais des Präfekten, das spätere Statthalterpalais, jetzt Sitz des Reichsstatthalters, das nach einem Brande 1870 genau in alter Form wieder instand gesetzt wurde, ein weiteres Beispiel für den französischen Geschmack, ebenso das heutige Rathaus in der Brandgasse, einst im Besitz eines Landgrafen von Darmstadt, des Kommandeurs des Regiment Royal Darmstadt, mit einem schönen Ehrenhof und der geschmacklich vornehm zurückhaltenden inneren und äußeren Ausstattung. In der Nähe liegt der erst für einen königlichen Prätor gebaute Palast, der dann in den Besitz des Herzogs von Zweibrücken kam: das heutige Generalkommando[1]) mit ebensolchem Hof. Reiche Treppenhäuser, meist zweiläufig mit üppig geschmiedeten Gittern, gehören zur repräsentativen Aufmachung. Ein schönes Beispiel befindet sich u. a. im Priesterseminar. Wir erinnern uns, daß auch in Berlin zur Zeit Friedrich Wilhelms I. der Adel in der Wilhelmstraße seine Palais baute mit Gittern vor den Ehrenhöfen, der Graf von der Schulenburg das jetzige Reichskanzlerpalais, der Graf Schwerin das Haus, in dem Hindenburg einst regierte und heute der Außenminister von Ribbentrop seine Wohnung und Arbeitsstätte hat.

Auch in der Zeit Ludwigs XVI. plant man in Straßburg noch ganz große städtebauliche Dinge, die aber unausgeführt blieben. Vom Anfang des 19. Jahrhunderts steht in kühler klassischer Haltung das Theater (das auch nach einem Brande in alter Form wiederhergestellt wurde) und die Orangerie in einer Parkanlage, die einst der berühmte Gartenbaukünstler von Versailles, Le Nôtre, bestimmt hatte. Es bleibt zu erwähnen, daß natürlich im ganzen Lande repräsentative Bauten dieser rein französischen Art meist auch durch französische Architekten entstanden.

Was nun die Zeit von 1871—1918 betrifft, in der nach 200 Jahren französischer Herrschaft Deutschland wieder das alte deutsche Land besetzt hielt, so ist es schade, daß die von Begeisterung erfüllte, energievolle, lebendige und schöpferische Tätigkeit, die einsetzte, auf dem Gebiete der Baukunst in eine Zeit fiel, in der der große Umbruch derselben sich schon vorbereitete, in eine Zeit, wo die Technik siegreich auf den Plan tritt, die Architektur aber vergebens den Versuch machte, aus den Formen der Vergangenheit Lebendiges, Neues hervorzubringen, in der auch die Städtebaukunst noch nicht in heutigem Ausmaße erwacht war. Nach Abtragung der Vaubanschen Wälle und Zitadelle vergrößerte sich die Stadt erheblich. Viel ist organisatorisch und sozial geleistet worden auf dem Gebiet der Baukunst, an Neubauten für Schulen, Verwaltungsgebäuden, Krankenhäusern, des Wohn- und Siedlungswesens, für Kirchen und soziale Einrichtungen. Vor allem hat die Stadt Straßburg das Glück gehabt, weitsichtige Oberbürgermeister zu besitzen, die Sinn für städtebaulich wichtige Fragen und Tatkraft hatten für die nötige Sanierung der Altstadt. Bei städtischen Neubauten darf man die Erweiterung des städtischen Spitals, das städtische Medizinalbad, den großen Straßendurchbruch von Alt-St. Peter bis zum Karl-Roos-Platz und manche Siedlungen und Wohnblöcke, wie die Gartenstadt in Stockfeld, nicht zuletzt die Anlage des Rheinhafens nennen. Es fehlte dabei nicht an tüchtigen jungen Architekten, die meist süddeutscher Schule entstammten.

Von den staatlichen Bauten dieser Zeit zeigt die Kaiser-Wilhelm-Universität in italienischen Renaissanceformen eine würdig schlichte Zurückhaltung. Der Bahnhof ist ein Werk hohen Könnens und bestimmter Eigenart. Der Kaiserpalast mit seiner viel gescholtenen Kuppel, die Landes-Bibliothek und das Haus des Landesausschusses zeugen von den Versuchen der Belebung der Renaissance. Andere Bauten, wie die Post, suchen ihr Heil vergeblich in der Gotik, andere in der deutschen Renaissance. Sie konnten, das liegt in der Zeit, nicht die einheitliche Haltung der französischen Bauten des 18. Jahrhunderts er-

reichen. An Kirchen ist manch gutes Werk im Lande entstanden, befruchtet z. T. von den neuen Gedanken für den protestantischen Kirchenbau. Die ganz in gotischen Formen gehaltene evangelische Garnisonkirche in Straßburg spiegelt sich glücklich im Wasser der Ill. Ein Symbol für die vielseitige Energie der Zeit war der Aufbau der Hohkönigsburg.

Vergleicht man mit den umfangreichen und rastlosen Arbeiten der deutschen Zeit das, was von 1918—1940 die Franzosen geleistet haben, so stellt man, wenn man nur an Straßburg denkt, fest, daß die deutsche Zeit das Bild der Stadt stark und wesentlich gewandelt hat, daß dagegen in der Zeit der französischen Republik kaum etwas von Belang hinzugetreten ist, was neue baukünstlerische schöpferische Taten verriete. Straßburg war Provinzstadt geworden und hat auf dem Gebiet der Hochbaukunst nicht einmal die Kraft aufgebracht, die großen Sanierungspläne der deutschen Zeit zu vollenden.

* * *

Es ist Zeit, daß ich der Maler und Bildhauer der großen deutschen Zeit des Elsasses um die Wende des 15. bis 17. Jahrhunderts gedenke. Aus dem tausendfältig duftenden Strauß greife ich nur einige wenige auffallende Blumen heraus. Wer tiefer schauen will in das Menschliche der Künstlergenerationen, in Not und Glück derselben, wer etwas wissen will von ihrem stillen Schaffen oder der öffentlichen Anerkennung der Meister durch Ernennung zu Ratsherren oder Aufträge für den Kaiser in Wien, von den Reisen der Werkleute über den Oberrhein hinweg nach der Schweiz, nach Schwaben, nach Italien, den Niederlanden — wie wenig spielt Frankreich eine Rolle in dieser Zeit! Was von dort kam, waren vielfach Menschen, die ihres Glaubens wegen aus Not ihre Heimat verließen und in Straßburg ein Obdach fanden —, wer etwas wissen will von den Auftraggebern an die elsässischen Künstler auch außerhalb des Landes, über die Not, die durch die Reformation einsetzte, als die Aufträge für Altäre und anderes Kirchengerät ausblieben, über den geistigen und künstlerischen Aus-

tausch der elsässischen Künstler mit den deutschen Nachbarländern und ihre Versippung mit den Menschen des weiteren Deutschlands und anderes mehr, den weise ich hin auf den inhaltsreichen, mit viel neuen Erkenntnissen erfüllten Aufsatz meines Landsmannes und Freundes H. Rott: „Die deutschen Meister der Malerei und Plastik im Elsaß“ in dem Buch „Meißner, Elsaß und Lothringen — deutsches Land“. H. Rott hat durch seine tiefgründigen „Quellen zur Oberrheinischen Kunstgeschichte“ sich ein schönes Denkmal gesetzt. Über 1000 Namen oberrheinischer Künstler und Kunsthandwerker, meist eingesessener elsässischer Bürger oder Eingebürgerter vermag er aus der Zeit von 1400—1700 zu nennen.

Bewegliches Kunstgut, Werke der Malerei, Altarbilder, holzgeschnitzte Figuren fallen eher dem fressenden Wurm, dem Feuer, den Bilderstürmern, dem Wechsel politischer Gewalten, der Gleichgültigkeit oder dem Haß der Zeit, dem Wechsel der Kultübung, der Profitgier und nicht zuletzt dem Feilschen und Raub raffiger Kunsthändler anheim, die es in die weite Welt zerstreuen, als Werke der Baukunst. Es ist tragisch, daß ein so schönes reiches Land, wie das Elsaß es war, so viel an Kunstgut verloren hat. Schlimmer ist es mit Lothringen, das in seiner Zwitterstellung nie eine eigene Kunstschule besaß, so daß von dort wenig zu vermelden ist. Wenig Großes ist an alter geheiligter Stelle verblieben. In öffentlichen Museen und privaten Sammlungen steht vieles trümmerhaft zerstreut und fern von der heimatlichen lebendigen Scholle.

Die schönste und lieblichste holzgeschnitzte elsässische Muttergottes aus dem kleinen Dorf Dangolsheim, eine über ihren schweren gesunden Buben so selige, junge, so diesseitig liebliche und schöne Mutter, muß ausgerechnet in Berlin im Museum stehen. Sie ist so zutraulich, volksnahe und lieb, daß man sie als Landsmännin streicheln und wieder in die Heimat zurückbringen möchte.

Von dem Straßburger Maler Hans Tiefental, der in Schlettstadt und als Gesell in Dijon am burgundischen Hof und dann in Basel gelebt hat, der an den prächtigen Glasmalereien des Thanner Münsters und von St. Georg

in Schlettstadt beteiligt war, will ich nur erwähnen, daß man ihn für den Verfertiger des berühmten „Paradiesgärtlein“ ausgegeben hat, das in dem Besitz des Städelschen Instituts in Frankfurt ist, eines der schönsten zart empfundensten Werke altdeutscher Bildniskunst (um 1410).

Viel gerühmt in dieser Zeit als realistischer, recht volkstümlicher und eindrucksvoller Maler war Hans Hirtz, von dem der populäre Münsterprediger in Straßburg, Geyler von Kaysersberg, einmal, wie H. Rott uns erzählt, in einer Predigt sagte: „Wan ein hübsche Tafel uff einem Altar stot und einer kumpt dar für, so sieht er bald, wer der Meister sei, der sie gemachet hat; er spricht, der Hirtz hat es gemachet.“ Ich will von ihm nur erwähnen, daß er an den Chorwänden der Dominikanerkirche in Straßburg, die 1870 bei der Belagerung von Straßburg mit all ihren kostbaren Schätzen, u. a. dem Hortus deliciarum der Herrad von Landsberg, abbrannte, sehr große gewaltige Freskenbilder von einer Passion um 1460 geschaffen hatte, die noch im 17. Jahrhundert bewundert wurden und durch einen Stich uns bekannt sind.

Im 15. Jahrhundert wirkte in Straßburg (1463—67) in volksnaher lebendiger, realistischer Kunst voll Kraft und feinen Naturgefühls der Bildhauer Nikolaus Gerhaerd von Leyden, der von Holland kam. Ihm wird das schon erwähnte Steinbüstepaar von dem abgebrochenen Portal der alten Kanzlei in Straßburg zugeschrieben, das einen Grafen Jacob von Lichtenberg und seine Geliebte, die „Bärbel“ von Ottenheim, darstellen soll. Nach dem Brand des Dominikanerklosters in Straßburg 1870, wo beide Köpfe aufbewahrt waren, blieb der männliche Kopf in Straßburg; der andere fand sich im Laufe der Zeit im Städel-Institut in Frankfurt ein. Die neue Literatur hat sich mit diesem pikanten Stoff sehr beschäftigt. Man deutet die Köpfe auch als Prophet und Sibylle oder als einfaches Fensterguckerpaar und sprach die Hoffnung aus, sie möchten sich in Straßburg bald wiederfinden!

Von demselben Meister stammt ein Epitaph in der Johannis-Kapelle des Münsters in Straßburg, wo ein Dom-

herr mit gefalteten Händen als Halbfigur neben der gleich großen Madonna mit ihrem nackten Kind in einem spätgotischen Maßwerkrahmen dargestellt ist. Die Madonna ist in Größe und Ausführung dem Domherrn menschlich und irdisch so gleich, wie das Mittelalter es nie getan hätte. In Wien stellte Nikolaus Gerhaerd, vom Kaiser Friedrich III. dazu berufen, dessen lebensgroße Figur auf den Epitaph im Dom her. Dieser Kunst steht der Verfertiger der „Dangolsheimer Madonna", von der ich schon sprach, nahe.

In der Reichsstadt Kolmar, dem nächst Straßburg für die Kunst gewichtigsten Ort im Elsaß, gestaltete ein großer Meister, Isenmann, 1462—65, den Hochaltar von St. Martin. Die Trümmer bewahrt das Unterlinden-Museum. Einen großen, gut erhaltenen Schnitzaltar fertigte der Kolmarer Bildhauer Hans Bongart für das schon erwähnte Kaysersberg.

Der größte Kolmarer, gleichzeitig der bedeutendste Elsässer Maler und Kupferstecher im Ausgang des 15. Jahrhunderts ist Martin Schongauer. Der Vater kam von Augsburg nach Kolmar. Martin, dort etwa 1430 geboren, war der älteste Sohn, der bei Dürer[1] die Goldschmiedekunst gelernt haben mag, als Geselle weit in der Welt herumkam, sogar in Leipzig 1465 immatrikuliert war und ledig blieb. Als Dürer ihn in Kolmar besuchen wollte, war er eben gestorben (1491). Berühmt haben ihn im weiten Deutschland seine vielen Kupferstiche gemacht, die heute noch seinen Ruhm verkünden. Sein berühmtestes Tafelbild „Maria im Rosenhag" (1473) in St. Martin in Kolmar wird viel bewundert. Ob ihrer Lieblichkeit und der Überwindung mittelalterlicher Gebundenheiten und der freien neuen Art hat man sie die „Deutsche Sixtinische Madonna" genannt.

Neuerdings hat man in Altbreisach im Münster, das so schön auf dem Felsen über dem Rhein steht, Reste von riesengroßen Fresken eines Weltgerichts freigelegt, die von Martin Schongauer stammen und einen gewaltigen Eindruck geben von seiner Auffassung monumentaler Wandmalerei. Während deren Ausführung 1491 starb er.



Foto: Rondophot, Berlin.

Reste einer römischen Wasserleitung, deren Bögen das Moseltal überspannten.

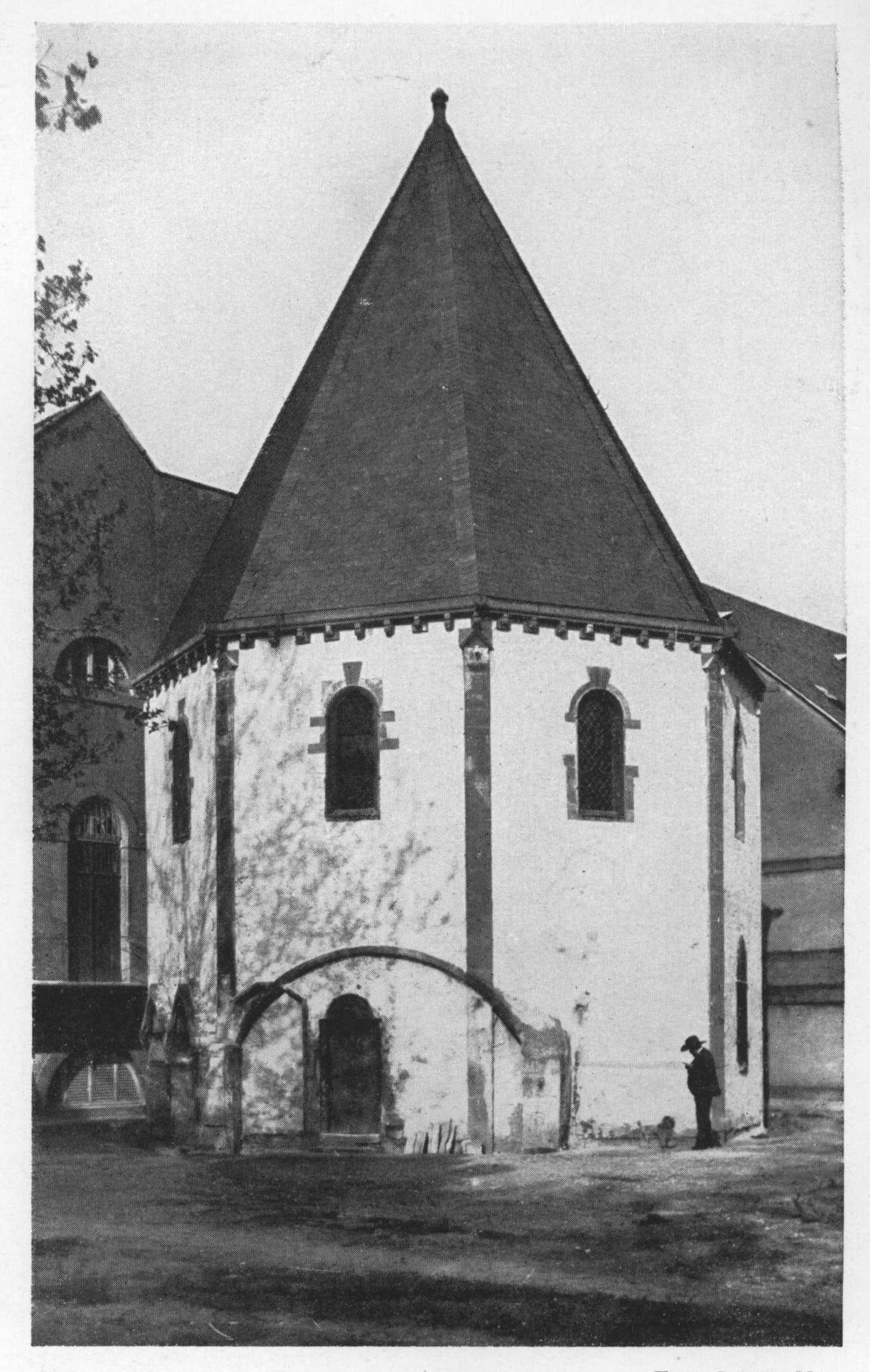


Foto: Prillot, Metz.

Die Templerkapelle in Metz, ein Denkmal deutschen Rittertums.

Am Sternhimmel der oberrheinischen Kunst steht leuchtend der Name des Mainfranken Mathias Grünewald, wie er fälschlicherweise am Ende des 17. Jahrhunderts bezeichnet wurde. Nach neueren Forschungen hieß der „Matthaeus von Aschaffenburg“, wie er vordem genannt ward, „Mathis Gothardt Neithardt“. Er gehört zu den ganz Großen in der Zeit des Übergangs aus der mittelalterlichen Gebundenheit in die Zeit freier Künstlerpersönlichkeiten. In Isenheim, im kleinen Dorf bei Gebweiler im Ober-Elsaß, hatte er von den Präzeptoren des Antoniter-Ordens den Auftrag zur Schaffung eines Wandelaltars für den Hochchor der Kirche erhalten. Es wurde das größte Werk seines Lebens. Anfangs viel beachtet, wurde dann in französischer Zeit sein Name vergessen, und das Werk wurde sagenhaft lange Zeit Dürer zugeschrieben bis zu seinem Untergang in der französischen Revolution 1793. Hauptteile des Altars retteten zwei Kolmarer Bürger 1794 nach Kolmar, wo die Reste heute im Unterlinden-Museum aufbewahrt werden. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts erst nennt man immer bestimmter als Meister den großen Aschaffenburger. Nach langem Kampf der Meinungen bleibt Grünewald, den wir weiter so nennen wollen, unbestritten der Verfertiger. Die Malereien führte er etwa 1512—16 aus, während die Schnitzarbeiten, Figuren und das Filigranwerk spätgotischer Art von einem andern, dem Nicolaus von Hagenauer, dem größten Bildhauer Straßburgs am Ende der Spätgotik, ausgeführt wurden. Dieser hatte auch den reichgeschnitzten, nur in kümmerlichen Resten noch nachweisbaren, uns aus einem Stich in seinem Aufbau aber bekannten spätgotischen Hochaltar des Straßburger Münsters verfertigt.

Französischerseits wurde in der Zeit der letzten französischen Okkupation der lächerliche Versuch gemacht, Grünewald zum Franzosen zu stempeln, wo die Tatsache doch besteht, daß der Isenheimer Altar wie kaum ein anderer zum einzigartigen Ausdruck deutschen Geistes wurde. Es verlohnt sich, etwas mehr gerade von ihm zu erzählen, da er wenigstens dem Namen nach fast jedem deutschen Menschen bekannt ist.

Die Antoniter waren ein in den Kreuzzügen im Orient entstandener Hospitalorden, der das „Antoniusfeuer“ bekämpfte, eine häßliche Krankheit, die zum Abfaulen der Glieder führte. Als diese Krankheit erloschen war, heilten sie andere ansteckende Krankheiten, auch Lustseuchen, die mit eitrigen Wunden auf der Haut auftraten. Der Kranke wurde bei seiner Aufnahme in Erwartung eines Heilwunders vor den Altar zu den Reliquien des heiligen Antonius, des Schutzpatrons gegen die Seuchen, geführt. Der Ort war Wallfahrtsort, wohl deshalb war der Altar durch reichste Schnitzerei und Malerei so besonders prachtvoll als Schaustück gestaltet. Er war so gebaut, daß zweimal nacheinander reich bemalte Flügel nach rechts und links aufgeschlagen werden mußten, bevor der Schutzheilige im Mittelschrein in plastischer, in Gold strahlender Schnitzerei zu sehen war.

Bei geschlossenen Flügeln sah man als erstes in dem breiten Mittelfeld die berühmte Kreuzigung. Gespenstisch hängt — wer das Bild einmal gesehen hat, kann es nicht vergessen — asymmetrisch und todesstarr am rohen Baumkreuz, verkrampft die durchnagelten Hände und Füße, der fahle, fleischig-grüne gespenstische Leib des Herrn. Der häßliche, von der Dornenkrone zerstochene Kopf ist auf die Brust gesunken. Dahinter sieht man in die grausige Nacht, in der über den Felsen von Golgatha ein gespenstisches Grün liegt. Rechts steht stämmig wie ein „blonder deutscher Bauer“ im roten Mantel mit einem schrecklich eindringlich auf Christus weisenden Zeigefinger Johannes der Täufer. Alles ist in der Erregung und in der Handlung übertrieben: links hält Johannes, der tieftraurige Jünger, mit rotem Mantel bekleidet, die weißgekleidete, in Ohnmacht versunkene, leidgebrochene Maria. Kleiner als alle anderen kniet unten, goldgelb die Haare und das Gewand, die vor Schmerz aufschreiende gläubige Sünderin Magdalena. Das Ganze ist ein grausiges Bild. Auf dem grünlich-bräunlichen Leib des Gekreuzigten sahen die Kranken und Aussätzigen eitrige ekelhafte Schwären, wie sie sie selber hatten.

Auf dem linken beweglichen Flügel war der heilige Antonius und rechts Sebastian, der Schutzpatron gegen die Pest, auf der Predella darunter breit hingezogen die Beweinung Christi dargestellt.

Öffnete man diese oberen Flügel, so gab es eine Wandlung aus dem grausigen Erlebnis heraus zu verklärendem Glück. Links sah man die Verkündigung mit all ihren zarten Geheimnissen gemalt. Die breite Mitte zeigte die Geburt: umflossen von Himmelslicht sitzt Maria in ihrem Mutterglück breit vor einer mächtigen Landschaft. Links veranstalten Engel unter einem spätgotischen Gehäuse ein Geigenkonzert. Rechts erscheint auf der Tafel der Auferstandene: so farbig und unvergeßlich hat keiner die Auferstehung je gemalt! Zwischen den schlafenden Kriegsknechten liegt geöffnet der rote Steinsarg. Das weiß-bläuliche Sargtuch ist schräg mit hinaufgewirbelt worden und steht vor einer felsig roten Wand. Wie ein explosives Naturereignis ist die Auferstehung dargestellt. Im Gegensinn schräg steigt der im roten Mantel eingehüllte Auferstandene hoch. Die Fleischfarbe der Beine und Arme mit den Wundmalen ist von durchsichtigem bläulichem Schimmer. Kopf, Oberkörper und Obergewand stehen wie von einem Scheinwerfer getroffen in einer gelben feurigen Aureole, die nach einem zart rosa Übergang in einen bläulich gespenstischen Nebelring und dann in den schaurig dunklen Nachthimmel übergeht. Öffnete man nun auch diese Flügel, so erschien in der Mitte der Nothelfer Antonius mit Augustin und Hieronymus, die Holzschnitzarbeit des Nikolaus von Hagenauer. Die Figuren standen in reichsten spätgotischen vergoldeten Laubwerknischen. Seitlich auf dem Flügel erschien Antonius nochmals gemalt, und zwar links: in phantastischer Landschaft beim Einsiedler Paulus in der Wüste, und rechts: in der Versuchung durch schrecklich teuflischen ihn umgeisternden Spuk. Auf der geöffneten Predella darunter sah man in vergoldetem Schnitzwerk Christus mit den 12 Aposteln. Das Werk ist berühmt geworden durch die Malereien Grünewalds, die einzigartig sind im Wunder der Farbe und im übersteigerten visionären Ausdruck des Häßlichen wie des Zarten.

Es ist keine naive Erzählung mehr, diese Malerei, sondern Ausdruck leidenschaftlicher, ekstatischer, dämonenhafter, mysteriöser Empfindungen voll stiller Frömmigkeit und qualdurchwühlten Gedanken, die wie ein Farbenrausch über den einsam malenden und grübelnden Künstler kamen. Menschliches Empfinden und Unheimliches der Landschaft sind miteinander durchwoben.

Der Altar ist gemalt für die Not von Menschen, die ekelhafte eitrige Wunden auf der Haut und schreckliche Schwären hatten. Sie sollten erschreckt das noch größere Leid des Gekreuzigten, das größte Opfer der Welt, sehen. Und dann sollten nach der ersten Wandlung die lieblichen Bilder der Verkündigung und der Geburt mit den fröhlichen musizierenden Engeln, bis hin zum leuchtend auferstandenen Christus die armen aussätzigen Kranken schmeichelnd betören und ihnen einen Traum geben vom Glück des Himmels, und wenn die letzten Flügel offen standen, erhofften sie vom Schutzheiligen das Wunder der Genesung.

Hans Baldung Grien, geb. in Weyersheim im Elsaß, wo er seine Jugend verlebte, ist einer der großen elsässischen Künstler. Der Vater stammte aus Schwäbisch-Gmünd. In Nürnberg war der Sohn in Dürers Werkstätte, dann bis zu seinem Tode 1545 in Straßburg tätig mit Ausnahme der kurzen Zeit, in der er 1512—16 den Hochaltar im Freiburger Münster gestaltete, ein Werk schönster gediegenster deutscher Malerei. Er ist auch der Verfertiger vieler Holzschnitte. Sein Lebenswerk ist enorm und vielseitig. Im Hintergrund seiner Tafeln gab er die Landschaft seiner elsässischen Heimat mit einer Innigkeit und Zartheit sondergleichen wieder. Er war ein Künstler, der das Leben bejahte, und voll sinnlicher Freude. Er hat ein Auge für alles, was menschliches Schicksal betrifft. Er behandelt zart und fromm das altbekannte Thema des Mutterglücks auf seinen bekannten Bildern „Maria unter der Reblaube“ und der „Ruhe auf der Flucht“. Er formte gern die Schönheit weiblicher Körper, er läßt auf einem Bild den Tod das schönste Mädchen küssen. Er malt fröhliche Putten ebenso gern wie feiste, gräßliche Hexen und einen trunkenen, fetten Silen. In seinen Holz-

schnitten erscheinen kühnste Visionen aus dem Bereich der biblischen Geschichte oder aus antiken Vorstellungen heraus, wie sie an Dürer erinnern und dessen Apokalyptische Reiter. Man glaubt, daß Grünewalds visionäre Kunst des Isenheimer Altars auf Baldung eingewirkt habe. Auch er beherrscht die Farbe im Licht und im Dunkel in allen Tönen und in jeder Art des Effekts. Er ist nicht so gedankentief wie Grünewald. In Basel wirkt er auf Holbein d. J.

In Straßburg ist der Maler, Holzschneider und Buchillustrator Tobias Stimmer zu nennen, der viel Entwürfe für Glasfenster hergestellt hat und Hausfassaden in Frankfurt, in Straßburg, auch den bekannten noch erhaltenen „Ritter" zu Schaffhausen im Stile der Zeit mit antiken und biblischen Motiven bemalt hat. Ich erwähne ihn, um auch diese Seite des Malerhandwerks am Oberrhein zu streifen. Er war auch bei der Bemalung und Gestaltung der berühmten Münsteruhr in Straßburg beteiligt.

Wer einen Eindruck haben will von der künstlerisch hochstehenden Glasmalerei in diesen Jahrhunderten, der sei hingewiesen auf das Buch von R. Bruck: „Die elsässische Glasmalerei". Wie ich höre, soll die Erfassung der elsässischen Glasmalerei eine der ersten Hauptaufgaben der neuen oberrheinischen Kunstwissenschaften sein.

* * *

Vom Elsaß aus gehen unsere Gedanken auch nach Lothringen, vom Straßburger Münster nach Metz zur Kathedrale. In der Zeit, als Metz dem Deutschen Reiche angehörte, wird Ende des 10. Jahrhunderts eine romanische Bischofskirche, der schon eine ältere vorausgegangen war, mit Hilfe der sächsischen Kaiser Otto I. und Otto II. begonnen. Der Bischof war in der Begleitung des Kaisers auf den Römerzügen. Die Kirche hatte vermutlich ein Westwerk. Dabei lag eine ältere Marienkirche, „Maria rotunda", ein Zentralbau, so wie in Trier die Liebfrauenkirche neben dem Dom steht. Beide weichen langsam und in Abschnitten dem gotischen Bau, den um das Jahr 1220 der Bischof Conrad von Scharfeneck be-

gann. Aus ihm entstand dann in über dreihundert Jahren langsam die heutige Kathedrale. Marienkirche und Bischofsdom werden zuletzt unter einem Dach zu einheitlichem Raume vereinigt.

Wir verstehen den Bau besser als Gegenbeispiel von Straßburg: statt des warmen roten Vogesensandsteins steht hier der kühlere hellgelbe Jaumontkalkstein, der in der Nähe von Metz gebrochen wird. Er bekommt mit der Zeit an vielen Stellen und in weiten Flächen ein schwarzes Aussehen. Schwarze große Flecken behaften den Bau wie große Narben.

In Straßburg steht das Münster frei emporragend in der Ebene, ein Riese, weithin Stadt und Land beherrschend, mit dem gewaltigen Westwerk und dem Turm. In Metz steht die Kathedrale am Hang im hügeligen, durch verschiedene Wasserläufe durchsetzten Gelände. Die Masse des Baues wird nicht von einem aufwärts drängenden majestätischen Turm gezügelt. Zwei kleine Türme, die kaum das Dach überragen, schmiegen sich den Flanken des Längsschiffs an: der Kapitelturm mit einem Kruzifix im Obergeschoß im Norden und im Süden der andere mit der „Mutte", der großen Glocke.

Das Dach war einst flacher, nach dem Brand von 1877 ist es bei der Restaurierung leider steiler gemacht worden. Flach geneigt sind nämlich die Dächer der alten Häuser in Metz und Umgebung, der steile Giebel und das hohe Dach sind dort fremd.

Die Westseite hatte keine imposante Turm- und Portalfassade wie die anderen Kathedralen der Zeit, sondern nur ein mächtiges großes Fenster, denn davor lag einst der Hof des Bischofspalastes. Erst nach dessen Abbruch wird dort ein Hauptportal gebaut, erst eins im französischen Geschmack des 18. Jahrhunderts durch den französischen Architekten Blondel, dann um 1900 nach dessen Abbruch ein gar zu prächtiges gotisches im Sinne einer stilechten, wissenschaftlichen Ergänzung durch den deutschen Dombaumeister P. Tornow. Eines der Bildwerke, der Prophet Daniel, zeigt die Züge des Erbauers, Kaiser Wilhelms II. Diese Art der Restaurierung wurde trotz technischer und handwerklicher Meisterschaft stark kriti-

siert, weil eben der Impuls dazu nicht vom seelischen starken Erlebnis der mittelalterlichen Frömmigkeit kam und die Darstellungen, wenn sie auch noch so getreu Altes widerspiegeln wollen, die heutigen Menschen kühl lassen. Wie in Straßburg haben die Männer der französischen Revolution auch an den an den Seiten vorhandenen älteren Portalen viel zerstört.

Nach Plänen von Blondel entstand im 18. Jahrhundert im Süden der Kathedrale der Paradeplatz mit dem Rathaus im Stil der Pariser Schule. Der Einheitlichkeit halber wurde auch vor die Kirche ein Flügel vorgebaut, der dort die Eingänge und Kapellen verdeckte. Die spätere Restaurierung hat die Kirche hier wieder freigelegt.

Wir betreten das Innere: erst wird das Langhaus aufgebaut, derweilen die Marienkirche im Westen und das Ostende der alten romanischen Kirche noch stehen. Dann folgt der Neubau der Marienkirche, zuletzt das Querschiff und der Chor der Kathedrale. Zwischen Marienkirche und Bischofsdom stand lange eine Trennungswand, sie wurde 1382 beseitigt. Schaut man genauer zu, so kann man an der Verschiedenheit der Säulen, den Jochgrößen und anderen stilistischen Dingen den Unterschied der Zeiten und den Fortschritt des Baues ablesen. Der letzte Bauteil, Querschiff und Chor, hat im Gegensatz zu den Übergangsformen im vorderen Teil einheitliche vom Fuß bis zum Gewölbe durchgehende schlanke Bündelsäulen, so wie wir sie vom Langhaus in Straßburg kennen. Der Raum ist bewußt schmal und eng und stark in die Höhe getrieben (Höhe 41,70 m). Das Straßburger Münster zeichnete sich durch Weite und Ruhe aus.

Metz ist stärker dem Westen verhaftet, die Formen führen stark nach der Champagne, nach Reims, Paris, nach Burgund, aber auch nach Straßburg hin. Der Chor mit seinen sehr spitzen Arkaden, den hohen Fenstern und dem Durchblick in den Chorumgang und die drei Kapellen daran ist das, wie wir sahen, was dem Straßburger Münster an gotischer Vollendung versagt blieb. Unter dem Chor liegt eine Krypta mit ganz alten Resten, Stufen führen zur Höhe des Chores, vor dem einmal ein reicher Lettner stand. Was den Metzer Dom vor allem auszeich-

net und weit über das hinausgeht, was Straßburg und andere Kathedralen normalerweise zeigen, ist die totale Auflösung der Hochmauer in schmale tragende Stützen und gewaltige Glaswände. Es ist die letzte Konsequenz der Gotik! Die Wirkung ist noch dadurch verstärkt, daß die Seitenschiffe niedrig bleiben und der Lichtgaden selten hoch wirkt. Dazu kommt, daß, wie in St. Denis und in Straßburg, auch das Triforium Licht durchläßt. Um dies technisch zu ermöglichen, sind über die Seitenschiffe flache Dächer gelegt. Die Frontwände des Querschiffs und die Westwand haben die größten Fensterflächen. Welch ein Unterschied in der Wirkung gegen die große, viel geheimnisvollere Prachtrose zu Straßburg! Es ist ein Vorzug des Doms, daß er wunderbare alte Glasgemälde von hohem künstlerischem Wert vom 13. bis 16. Jahrhundert besitzt. Besonders berühmt durch seine Güte ist das Riesenfenster im Westen. Sein Verfertiger, der Künstler Hermann von Münster, ein Westfale, liegt zu Füßen seines Werkes im nördlichen Seitenschiff bestattet. Auch ein anderer Künstler, der Vollender des Längsschiffs, der Baumeister Pierre Perrat, der auch die Bauarbeiten an den Kathedralen von Toul und Verdun geleitet hat († 1400), besitzt das seltene Glück, als Künstler in der Stätte seines Ruhms begraben zu sein. Die Verglasung des Chors und des südlichen Querschiffs stammt vom deutschen Meister Valentin Busch aus Straßburg († 1541), einem hochbedeutenden Künstler, der damit den Rest des noch fehlenden überwältigenden Lichtzaubers in den nun vollendeten Weiheraum einfing. Seine ausdrucksvollen Figuren stehen unter dem Eindruck des Mathias Grünewald. Noch ein weiterer Deutscher, Theobald von Lixheim, war bei den Glasmalereien beteiligt. Den Formen nach sind Chor und Querschiff schon spätgotisch. Der Bau ist im Jahre 1546 geweiht, sechs Jahre bevor Metz französische Stadt wurde. So ist den Kathedralen von Straßburg und Metz das eine gemein, daß, mit Ausnahme nebensächlicher Zutaten, die beiden stolzen Bauten in der Zeit vollendet wurden, als die Städte noch deutsche freie Reichsstädte waren.

Von der alten Ausstattung hängt hoch im Innern die Orgel als köstliches Schnitzwerk des 16. Jahrhunderts, die Arbeit eines Trierer Meisters. Die französische Revolution hat im Innern alles Kostbare, den Lettner, das Chorgestühl und was an alten Altären und alten Grabdenkmälern darin stand, zerstört. 1795 wurde das Münster, nachdem es auch als Tanzboden gedient hatte, als „Local à louer“ öffentlich zur Vermietung angeboten, derweilen das Straßburger Münster zum Tempel der Göttin Vernunft erklärt und statt des Altars ein Denkmal der Natur und Freiheit in theaterhaftem, billigem Aufputz errichtet war. Im Domschatz wird die berühmte kleine Reiterfigur Karls des Großen aufbewahrt.

Fragt man noch einmal nach der Abhängigkeit der Metzer Kathedrale, so mag genügen, was an Andeutungen gegeben war. Es ist müßig, mit politischen Tendenzen darüber zu streiten, ob es ein französisches oder deutsches Werk sei. Es ist Lothringer Werk, ein Bild des wechselnden Schicksals eines sprachlichen Grenzlands, in vielem von stark französischem Einschlag und doch von starkem Eigenleben, ein Bau, der bei allen Fragen, die man an ihn stellen mag, dasteht als ein Werk, das in der Zeit entstanden ist, als Metz zum Deutschen Reich gehörte.

Die Reste der heutigen dreischiffigen Pfeilerbasilika St. Peter in Metz gehen zurück auf römische Zeiten. Römische Flachziegel, die vermauert sind, tragen die Stempel von Ziegeln der Römerbauten des 4. Jahrhunderts in Trier. Reste von steinernen Chorschranken zeigen Flechtornamente, wie wir sie überall finden, wo in der frühchristlichen Zeit bei germanischen Stämmen, den Lombarden, den Westgoten, den Franken, Völkerwanderungsgut und antikes Gut aus Rom und Byzanz aufeinanderstoßen.

In der heute nicht mehr erhaltenen Stiftskirche St. Arnulf, genannt nach dem Stammvater des karolingischen Geschlechts, waren Hildegard, die zweite Gemahlin Karls des Großen, ihr Sohn Ludwig der Fromme und andere Frauen des Geschlechts begraben. Es ist ein Zeugnis für die Zuneigung Karls des Großen zu dieser

Stadt und die baulichen Förderungen, die er ihr angedeihen ließ.

In der karolingischen Epoche stand die fränkische Buchmalerei hoch in der Blüte. Wer einmal in der Stadtbibliothek in Trier den aus der Metzer Schreibschule stammenden „Codex aureus“ mit seinen erstaunlich schönen auf Pergament gemalten Bildern gesehen hat, für den war es sicher ein Erlebnis.

Metz hat eine romanische Templerkapelle in Gestalt eines Achteckraumes mit einer Apsis. Sie gibt etwas von den Eindrücken wieder, die deutsche Ritter vom Heiligen Grabe aus Jerusalem in der Zeit der Kreuzzüge mitbrachten. Frühe Wandmalereien zeugen darin von hoher alter Kunst.

Die anderen Kirchen von Metz haben alle mehr oder weniger große Wandlungen erfahren, unter ihnen auch St. Vincent. Der respektable gotische Bau des 13. und 14. Jahrhunderts, Ersatz für eine ältere Benediktiner-Abtei-Kirche, erhielt an Stelle eines stattlichen Westturmes, wie er deutscher Art entspricht, 1786 eine echt französische, dreistöckige, stark gebrochene, bedeutende Barockfassade nach Art von St. Gervais in Paris.

Aus der Zeit der alten Reichsstadt Metz ist manches Charakteristische erhalten. An die alten Festungsmauern, die einst mit vielen Türmen die alte Stadt umgaben, erinnert noch das „Deutsche Tor“.

Wandert man durch die Gassen der Altstadt, oder steht man am Marktplatz mit dem langen, eindrucksvollen, spitzbogigen Laubengang, so sieht man noch manch altes steinernes Haus. Im Gegensatz zum Elsaß stehen hier keine Giebel und weniger Fachwerk. Die Dächer sind flach, die Häuser nach den Straßen zu horizontal abgeschlossen. Bei alten befestigten stattlichen Patrizierhäusern war das Dach oft von Zinnen verdeckt, und romanische und manch erhaltene, an den Sturzen reich mit feinstem Maßwerk geschmückte gotische Fenster zieren sie. Bekannt ist das „Hôtel de Gargan“ mit seinen Zinnen und Gesimsen und gekuppelten gotischen Fenstern. Bei einem Haus in der Goldschmiedgasse sind

über einem reichen gotischen Fenster plastische Brustbilder heute noch zu sehen.

Bekannt ist das Hôtel St. Livier. Es waren Häuser der „Paraiges", der Metzer Adelsfamilien, die im Laufe der Zeit manche Hoheitsrechte dem Bischof abgerungen hatten und den Bürgermeister der Stadt stellten. Viele der alten Häuser sind abgetragen, doch geben alte Zeichnungen noch ein Bild ihrer schönen Fensterreihen. Das Metzer Museum besitzt zwei eichene gemalte alte Zimmerdecken mit sehr reichem Bildinhalt von Tierszenen, heraldischen Darstellungen, Bildern von manchen Fabelwesen mit Schlangenschwänzen, die sich in Ranken und Blattornamenten auflösen.

Auch Metz ist eine schöne Stadt. Es fehlt ihr aber etwas von der heiteren Romantik der deutschen elsässischen Städte, man spürt den Übergang zur westlichen Art. Der Kamm der Vogesen war eine starke Scheidegrenze im baulichen Schaffen! Charakteristisch ist schon der Unterschied der Bauernhäuser. Auf lothringischem Boden überwiegt das gemauerte Haus, obwohl das Fachwerk in schönen Beispielen auch zu seinem Rechte kommt. Es gibt aber keine Schmuckgiebel, der lothringische Bauer kennt keinen Hof. Die Häuser liegen langgestreckt, parallel zur Straße und offen an ihr. Unter einem Dach liegen neben der Wohnung Stall und Scheune. Der Lothringer schmückt seine Türen und Tore gern mit steinernen Umrahmungen, setzt gerne einen Spruch oder Namen über die Tür. Im romanischen Sprachgebiet sind die Dächer flacher als im deutschsprachigen, wie etwa an der Eifel und an der Saar. Es ist auffallend, wie das Dach mit der Sprachgrenze wechselt.

Besondere Erwähnung verdienen die Bauten aus der französischen Zeit in Metz. Die mittelalterliche Stadt und ihr Bestand wurden seit 1674 stark verändert durch die ausgiebigen Stadtbefestigungen, die Vauban und dann Cormontaigne in der Zeit Ludwigs XV. leitete. Der Statthalter der drei Provinzen Metz, Toul und Verdun, der Herzog Belle-Isle, veranlaßte bedeutende städtebauliche Veränderungen, Anlagen neuer Plätze, u. a. des Paradeplatzes mit der einheitlichen Umbauung durch Blondel,

gerader Straßen, neuer Kasernen und Denkmäler. Staatliche Gebäude, wie der Justizpalast, die im Stil der damaligen Pariser Schule errichtet waren, zeugen von großem einheitlichem Geschmack.

Es entstand wie auch im Elsaß viel Gutes auf dem Gebiet einer verfeinerten bürgerlichen Wohnkunst in Stadt und Land. Bezeichnend sind die Wohnpaläste mit schönen Vorhöfen, die mit Gittern abgeschlossen sind, das Mansarddach, die Zurückhaltung im Schmuck.

N a c h 1 8 7 0 ist in deutscher Zeit viel gebaut worden. Wie im Elsaß galt die Kraft der Errichtung von Schulen, Verwaltungsgebäuden, Krankenhäusern und Wohnungsbauten. Aus Metz will ich die Reformierte Kirche nennen, die sich im Wasser schön spiegelt, und den repräsentativen neuen Bahnhof, der aber bei allen technischen Errungenschaften in architektonisch-formaler Beziehung in seinem romanischen Ausdruck einer Zeit angehört, die noch nichts wußte von der heutigen Forderung nach sachlicher Haltung. An einer Ecke der Front ist der heute schon sagenhafte, damalige kommandierende General Graf Haeseler als Roland in Stein ausgehauen.

Metz ist 1918 wieder französische Stadt geworden und war es bis 1940. Ein neues bauliches Gesicht hat die Stadt in dieser Zeit nicht erhalten. Jetzt aber ist wieder die Möglichkeit gegeben, unter Schonung guter vergangener Baukunst, aus Metz das zu machen, was es nach Lage und Geschichte werden muß, eine deutsche Stadt.

* * *

Von jeher hatten Bischöfe und Herzöge von Lothringen und andere Herren ihre Burgen und Schlösser außerhalb der Stadt an der lieblichen Mosel oder weiter im Innern des Landes in den Städtchen oder auf dem Land inmitten des weiten, ernsten lothringischen Hügellandes.

Karl der Große hatte eine P f a l z i n D i e d e n h o f e n. Der dortige „Flohturm", ein gewaltiger Vierzehneckbau, soll auf den Fundamenten der karolingischen Pfalzkapelle stehen. Die Burgen auf den Bergen in der Fülle der elsässischen kennt Lothringen nicht. Es hatte nicht so viele Pässe zu schützen an engen Gebirgstälern. Von den

Schlössern und Herrensitzen auf dem Land sind viele heute noch bewohnt, viele zerfallen. Sie waren meist Mittelpunkt weiter Bauerngüter. Manche gehören heute zu verpachteten Gütern und sind von Bauern, oft auch von armen Leuten bewohnt. Die feudalen Herren selber wohnten vielfach in der Stadt und besaßen dort vornehme Hotels als Absteigequartiere. Manche der Schlösser sind heute noch ansehnlich. Viele gleichen inmitten alter Bäume und verwunschener alter, verwilderter Parkanlagen einem verzauberten Märchen und gehören zur Schönheit lothringischer Landschaft. Ich möchte einige im bunten Strauße nennen: in Mühlen bei Metz steht ein Schloß mit vier runden Ecktürmen und einstigem Wassergraben. Von einem Schloß Mardigny bei Metz, das bis 1525 dem Domkapitel gehörte, sind einige markante Türme erhalten. In Ladonchamps bei Wappingen war ein altes befestigtes Schloß mit Wassergraben. Heute noch zieren Türme den auf den alten Trümmern errichteten Neubau. Schloß Homburg bei Kedingen zeigte ganz den ursprünglichen Charakter eines befestigten vornehmen Schlosses. Es hat in der Zeit bester Renaissance und im 18. Jahrhundert Umbauten erlitten. Frescaty bei Metz war früher die intime Residenz eines Bischofs, ein kleines Versailles mit Park und Marmorstatuen, mit Teichen und Springbrunnen; es ist heute ein bescheidenes Landhaus. Am 27. Oktober 1870 wurde dort die Kapitulation von Metz unterzeichnet. Schloß Urville war im 13. Jahrhundert die Burg einer bischöflichen Vogtei, erhielt im 16. Jahrhundert Türme mit Gräben. Kurz vor dem Weltkriege wurde es Besitz von Kaiser Wilhelm II., der zeitweise gern dort wohnte und Haus und Park vergrößerte und verschönerte. In Duß, wo einst Salz gewonnen wurde, hatte nach den Bischöfen von Verdun der Herzog von Lothringen eine Burg. Über Oberhomburg zwischen Forbach und St. Avold, dort, wo heute Walzwerk und Eisenhämmer den stillen Ernst der alten lothringischen Hügellandschaft stark verändert haben und vor kurzem unsere Truppen zwischen Forbach und St. Avold die Maginotlinie mutig stürmten, liegt auf einem roten Sandsteinfelsen eine alte Bischofsburg.

Alte Schlösser gibt es in Finstingen, Saargemünd, Lorenzen und an vielen anderen Orten. In Bitsch besaßen einst Herzöge von Lothringen ein Schloß auf dem roten Sandsteinfelsen, auf dem die Franzosen später die bekannte Festung im Stile des 18. Jahrhunderts errichteten, die so viele alte deutsche Soldaten noch kennen, die auf dem Truppenübungsplatz von Bitsch einst manchen Tropfen Schweiß zurückgelassen hatten.

In Sierck liegen die Ruinen eines alten herzoglichen Schlosses an einem Hang, der von der Mosel umflossen wird.

Ganz besonders ist noch zu nennen Wich an der Seille, ein „liebliches Bischofsstädtchen", umgeben von Weinbergen und Hopfenfeldern. Von der alten Befestigung steht ein ansehnliches gotisches Tor mit Rundtürmen und gotisch verzierten Machiculi. Der Bischof von Metz hatte dort seine Münze. Das Gebäude ist heute noch recht schmuck durch seine reichverzierten gotischen Fenster mit dem horizontalen Gesimsband darüber, das jedesmal über den Fenstern hochgezogen ist, und die Madonna, die unter einem gotischen Baldachin lieblich an der Ecke steht.

Die lothringischen Städte wie St. Avold, Forbach, Saargemünd, Bitsch, Bockenheim, Finstingen, Saaralben, Mörchingen u. a. haben bei all ihrem traulichen Charakter, ihren Plätzen und Brunnen, ihren Kirchen, ihren vielfach recht gediegenen Bürgerhäusern nicht so ganz den malerischen Reiz der elsässischen Städte. Wenn sie auch etwas trockener aussehen, die stille, innere Wärme fehlt ihnen nicht, sofern nicht die neue Zeit den Charakter zerstört hat. Der Fachwerkbau tritt im Lothringer Land gegen den Steinbau zurück. Manche der Städte, wie Finstingen, Gorschen (Gorze), Salzmar (Marsal), haben noch Reste alter Stadtbefestigungen.

Das Land besitzt wertvolle, z. T. sogar bedeutende kirchliche Baudenkmäler. Einige sind romanisch, viele, die meisten sind gotisch. Ich nenne nur solche in Cheminois, Roseringen, Mörchingen, Salzmar, Münster, Oberhomburg, Settingen bei Saargemünd, Domfessel, Diedersdorf, Hessen bei Saarburg. Romanische Reste eines

Klosters stehen in Stürzelbronn bei Bitsch. Bei Chacelles steht eine befestigte Kirche mit Turm und Zinnen. Die Kirche von Wals (Vaux) bei Metz ist ein höchst reizvolles Beispiel für die Befestigung eines Kirchplatzes mit Friedhof mit Einbeziehung eines alten Schlosses und der Hinzuziehung der umgebenden Häuser.

In dem kleinen Sillningen steht eine Kirche mit hochinteressanten, ausdrucksstarken, z. T. grotesk übertriebenen Wandmalereien aus dem 16. Jahrhundert. Dargestellt ist die Jagd des hl. Hubertus, der Stammbaum Jesse und die Gestalt des Christophorus.

Gorschen (Gorze) war eine berühmte Benediktinerabtei. Das liebliche Land dort nennt man die „Metzer Schweiz". Von Gorschen aus wurde das Trinkwasser auf dem römischen Aquädukt nach Metz geleitet.

Die Gelehrten haben sich in letzter Zeit viel und ernst mit der Frage nach den stilistischen Einflüssen beschäftigt. Lothringen ist ein flüssiges Gebiet, von allen Seiten, vor allem von der Mosel- und Maasgegend, kommen Anregungen, selber hat es keine künstlerische Bauschule geschaffen.

In St. Avold, einem alten reizenden Städtchen, steht, als achtbares Werk aus dem 18. Jahrhundert, die heutige Pfarrkirche. Sie ist hoch und luftig gebaut, im Stil neigt sie dem kühlen Klassizismus zu. Es ist wichtig, festzustellen, daß der schwülstige süddeutsche Barock bei dem etwas unsentimentalen, verschlossenen Lothringer keine rechte Aufnahme gefunden hat, weniger noch als im Elsaß. In beiden Ländern herrschte zudem damals die trockene, kühlere, von der Regierung geförderte französische Schule.

Es würde reizen, einen Gang durch das alte Herzogtum Lothringen zu machen und den Denkmälern nachzugehen in Nanzig, Lüneville, Toul, die aus der Zeit stammen, als es dem Deutschen Reich zugehörte. Es wird die besondere reizvolle Aufgabe kommender Forschung sein.

* * *

Elsaß und Lothringen sind wieder deutsch. Adolf Hitler, der Führer des deutschen Volkes, ist wie kein anderer ein

Förderer der bildenden Künste, vor allem der Baukunst. Die beiden Länder, die bisher zusammen genannt waren, weil sie zeitweilig einer Verwaltung angehörten, scheiden sich in Zukunft und gehen in den ihnen zugehörigen größeren Lebens- und Volksraum ein. Sie werden dadurch herausgerissen aus der tragischen Lage, Grenzland zu sein. Wenn beide Länder die heutige Lähmung hinter sich haben, von der das Schicksal sie nicht verschonte, wenn sie sich bekenntnisfreudig wieder ganz mit der Seele zurückgefunden haben zum deutschen Volk, wenn die Not der harten Kriegsjahre sich verflüchtet hat und das Korn wieder auf dem schweren Boden der lothringischen Hügel und dem fruchtbaren Boden der elsässischen Ebene in Frieden reifen darf, dann ist die Zeit da, wo unter neuen glücklichen Sternen deutsche Kunst hier wieder wachsen und blühen wird.



Foto: Ragimund Reimesch, Berlin.

Das „Deutsche Tor“ aus der Zeit der alten Reichsstadt Metz.



Foto: Prillot, Metz.

Die bischöfliche Alte Münze in Wich.

Dichtung und Schrifttum im Elsaß und in Lothringen

Von Professor Dr. Franz Schultz

1.

Dichtung und Schrifttum sind nach Gehalt und Form gebunden an das Volkstum. Nicht immer ist dieser Zusammenhang mit Händen greifbar, nicht immer liegt er an der Oberfläche. Es kann Epochen der Dichtung geben, in denen Werke und schöpferische Persönlichkeiten scheinbar keine Wurzeln im nationalen Volkstum haben: gräbt man tiefer, so werden die wurzelhaften Verästelungen immer sichtbar, es sei denn, daß es sich um eine wurzellose Literatur handelt, die nicht zu den Äußerungen nationalen Geistes und nationaler Kultur gerechnet werden kann.

Überprüft man die Geistesgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften, lauscht man dem vielstimmigen Chor, der die Gesamtheit unserer Dichtung und unseres Schrifttums von den ältesten Zeiten bis heute ausmacht, so tönt wohl keine dieser Stimmen durch die Jahrhunderte stärker und vernehmlicher aus der Tiefe eines deutsch-volkhaften Seins als die des Landes auf dem linken Rheinufer zwischen Basel und Metz. Dies ist keine leere Behauptung. Ein Gang durch die Zeiten macht diese Tatsache einleuchtend. Wann immer die deutsche Dichtung ihr Höchstes gab, ist der Anteil des Elsasses und auch Lothringens aus solcher Leistung nicht wegzudenken. Ohne diesen Anteil würde den Bekundungen von Kraft, Tiefe und Schönheit unserer Dichtung ein Entscheidendes fehlen: von der deutschen Heldensage, dem Wachsen des Nibelungenstoffes, zu der feinstgebildeten Zier der ritterlichen Poesie in Epos und Minnelied, dann bis zu der Geburtsstunde einer neuen deutschen Dichtung und Weltanschauung, die in die Straßburger Tage des jungen Goethe und Herders fällt und auf dem Grunde älterer deutscher Lebensvorstellung

den Dichter als einen gottähnlichen Schöpfer und Welt und Geschichte als das Erzeugnis eines lebendigen Kraftstroms erkennen ließ, wölbt sich ein farbiger Bogen deutscher Poesie über unser Land. Und was immer der Inhalt der elsässischen und lothringischen Dichtung im Ablauf der Zeiten sein mag, ein Umstand läßt sie stets sofort als zugehörig zum deutschen Volkstum und zur deutschen Kulturgemeinschaft erkennen: sie ist verfaßt in deutscher Sprache und durch diese nationale Sprachbindung als durch das ursprünglichste Mittel und Element der Zusammengehörigkeit unwiderleglich als deutsch erwiesen.

Eine jede Schilderung des Anteils, den das Land an der deutschen Dichtung genommen hat, darf damit beginnen, daß für die deutsche Heldensage gerade das Elsaß eine schicksalsschwere Rolle spielt. Also die großartigsten Bekundungen germanischer Weltanschauung, das Herbe, Kühne und Heldische in ihr, die Untergangsstimmung, von der sie getragen wird, die Sippenordnung, die Treue zu den Blutsverwandten, zu Genossen und Führer, die verzehrende Gewalt der Liebe, der auflodernde Haß, die Freude am Kampf — alles hat einen Niederschlag gefunden in der deutschen Heldensage, die zum Elsaß in Beziehung steht. Der grimme Hagen, der gewaltigste und furchtbarste der Nibelungen, der den Siegfried erschlägt, wurde von ernster Forschung als ein Elsässer bezeichnet. Hagen, wahrscheinlich bald nach der vernichtenden Niederlage, die die Burgunden durch die Hunnen im Jahre 436 bei Worms empfingen, in der Phantasie der Franken mit der Brünhildensage verflochten, wurde allmählich der Erstspieler der Nibelungensage. Er erhielt später — in unserem Nibelungenepos und in anderen Gedichten aus dem Kreise der Heldensage — den Beinamen „von Tronje". Es ist die Burg, die — vom Merowingerkönig Dagobert I. zu Kirchheim an der Mossig, westlich von Straßburg, erbaut — ein Lieblingssitz der fränkischen Könige war. Im Wasgenwalde fand nach der Überlieferung der meisten Handschriften unseres Nibelungenepos die verhängnisvolle Jagd statt, auf der Hagen den arglosen Siegfried ermordet. Noch lange waren im

Elsaß die Vornamen und Familiennamen „Nibelung“ üblich, und neben dem sagenberühmten Rosengarten Kriemhilds zu Worms gab es einen Rosengarten zu Straßburg.

Die Sage von Walther und Hildegund steht ebenfalls zum Elsaß in Beziehung: am Wasigenstein (jetzt Wasenstein geheißen) in den Wäldern des Wasgaues westlich von Weißenburg an der pfälzischen Grenze kämpft Walther von Aquitanien nach seiner und Hildegunds Flucht aus dem Hunnenland gegen Gunther, Hagen und ihre Recken. So schilderte es in dem schönen und berühmten Gedichte von Waltharius nach einem verlorengegangenen deutschen Heldenlied in lateinischen Versen um 925 der junge Mönch Ekkehard von St. Gallen . . .

Die dämmerhafte Sage von den Harlungen, in der der getreue Eckart, das Gegenbild des ungetreuen Ratgebers Sibich, eine Rolle spielt und der Ostgotenkönig des 4. Jahrhunderts Ermanarich zum Oheim und Mörder der jungen Harlungen gemacht wird, ist in ihrer alemannischen Form an das Elsaß geknüpft. Breisach ist die Burg der Harlungen, und dort geschah die Untat. Breisach war in früher Zeit eine elsässische Stadt: zur Römerzeit lag es noch auf dem linken Rheinufer, im 10. Jahrhundert wurde es bereits auf beiden Seiten vom Rhein umflossen, aber noch immer zum Elsaß gerechnet, im 12. Jahrhundert begann durch die Vertrocknung des rechten Rheinarmes die Lostrennung Breisachs vom Elsaß. Der getreue Eckart aber, dieser später in der deutschen Sage allgemein bekannte Warner, der aus der Harlungensage herauswuchs, wird noch 1781 von dem elsässischen Germanisten, Lexikographen und Altertumsforscher Scherz ein „heros Alsaticus“, ein elsässischer Held, genannt.

Genug der Zeugnisse dafür, daß das Elsaß schon in den ältesten Zeiten ein germanisches Land war, in welchem die Poesie der deutschen Heldensage zum mindesten eine Fülle lokaler Anknüpfungen fand. Seit es durch die alemannische Besiedlung germanischer Boden geworden, noch mehr, nachdem durch Chlodwig am Ende des 5. Jahrhunderts das Gebiet zwischen Rhein und Vogesen, zwischen der Birs und dem Hagenauer Forst dem fränkischen Reich eingegliedert war, ist es dem gemeinger-

manischen Dichten und Glauben zugehörig. Was immer von germanischem Volkstum an Sagen, Märchen, an Dämonen- und Aberglauben, an Bräuchen und kultischen Überlieferungen, an Tracht und Bauart zum Teil bis heute lebendig ist, findet im Elsaß seine Bestätigung oder sein Seitenstück, wenn es nicht gar dort seinen Ursprung hat. In der elsässischen Sagenwelt leben manche Mythen der germanischen Frühzeit fort. Nicht weniger tief hafteten geschichtliche Erinnerungen im Volke. Besonders die Stauferzeit, die Glanzzeit der deutschen Geschichte des Landes, blieb unvergessen. Kaiser Barbarossa schläft der elsässischen Volkssage nach unter dem Bibelstein im Oberelsaß. Auf Burg Geroldseck versammeln sich von Zeit zu Zeit die alten deutschen Helden, wie sie Moscherosch in seinen „Gesichten Philanders von Sittewald" ebenfalls erscheinen läßt. Nirgends sind französische Einflüsse in der elsässischen Volksüberlieferung erkennbar. Besonders reich ist das Elsaß und noch mehr das abgeschlossener als das elsässische Durchgangsland gebliebene Deutsch-Lothringen an Volksliedern und Märchen. Von ihnen wird noch mehr zu sagen sein.

Über die altgermanische Schicht lagerte sich dann auch im Elsaß und in Lothringen die christlich-lateinische Kultur und Literatur des merowingischen und fränkischen Reiches. Damit gingen auch Elsaß und Lothringen in das allgemein-deutsche Bildungsleben ein. Von den Bodenseeklöstern und von Fulda wirkte dieses Schrifttum vor allem im Elsaß, das bereits jetzt erwies, daß die Natur seinem Bildungsleben eine nord-südliche (nicht eine west-östliche) Achse vorgezeichnet hat.

Besonders eng war und blieb die Verbindung mit der Reichenau und mit St. Gallen, also mit den großen alemannischen Kulturzentren im Süden. Von hier kamen jetzt die stärksten Anregungen. Auf Grund dieser frühen alemannischen Kulturgemeinschaft schlossen sich die stammverwandten alemannischen Lande zu beiden Seiten des Oberrheins zu e i n e m geistigen Raum zusammen, der durch die folgenden Zeiten bis heute erhalten blieb. Im Jahre 726 wurde die oberelsässische Abtei Murbach von Pirmin, dem Gründer Reichenaus, gestiftet. Wer

heute diese durch die Jahrtausende erhalten gebliebene herrliche Kulturstätte erblickt, soll im Geiste in den Anfang des 9. Jahrhunderts zurückkehren. Damals entstanden dort die „Murbacher Hymnen“, wort- und zeilenentsprechende Verdeutschungen lateinischer Originale. Ja möglicherweise ist auch die wichtige Übersetzung einer Abhandlung des Bischofs Isidor von Sevilla gegen die Juden aus dem Anfange des 8. Jahrhunderts in Murbach zu Beginn des 9. Jahrhunderts entstanden. Beide Literaturdenkmäler deuten auf Bestrebungen zurück, neben der Fremdsprache, dem Lateinischen, eine erbauliche und lehrhafte Literatur in der Volkssprache ins Leben zu rufen. Mit solchen ersten Bemühungen um die Regelung und literarische Verwendung der deutschen Sprache ging damals das Elsaß voran.

Die Erstarkung einer deutschsprachigen nationalen Literatur war nur auf Grund solcher ersten Versuche möglich. Und bald, im achten Jahrzehnt des 9. Jahrhunderts, entstand das Werk, das nach Inhalt und Form die Geschichte der deutschen Dichtung und des deutschen Schrifttums eigentlich eröffnet: das Evangelienbuch Otfrieds von Weißenburg. Schwerlich wird dieses bedeutende deutsche Kulturdenkmal überschätzt, wenn man es ein durch die Zeiten leuchtendes Erzeugnis deutschen Willens zur Höherbildung unseres Volkes und zur Erringung und Behauptung seiner geistigen Gleichberechtigung mit anderen Völkern nennt. Otfried war in Franken beheimatet. Er sprach die rheinfränkische Mundart in der Färbung, die sie im Süden hatte, dort, wo Franken und Alemannen zusammentrafen. Als Mönch lebte er im Kloster Weißenburg im Elsaß. In Fulda war er geschult worden, auch in St. Gallen, das zu Weißenburg in engen Beziehungen stand, wird er gewesen sein. Seine stoffliche Leistung bestand darin, daß er in seinem umfangreichen Werke den Inhalt der vier Evangelien in deutsche Verse brachte. Gewiß, Otfried hat dies Werk verfaßt, damit dessen frommer Inhalt die bei seinen Landsleuten beliebten weltlichen Gesänge zurückdrängte. Ausführlich hat er in einem eigenen Kapitel die Gründe entwickelt, aus denen er sein Gedicht deutsch

geschrieben habe. Aus diesem Kapitel bleibt uns aber vor allem im Ohre der Ton seines deutschen Nationalstolzes. Die Franken, so sagt er, die weder den Griechen noch den Römern nachständen, hätten es bisher unterlassen, die göttlichen Worte in ihrer eigenen Sprache zu verkünden. Was der elsässische Mönch über die Tapferkeit und Weisheit, über die Frömmigkeit und Königstreue der Franken rühmend zu sagen weiß, ist ein hohes Preislied auf das Deutschtum seiner Zeit. Nur eines fehlte den Deutschen noch: eben daß sie Gottes Lob in i h r e r Zunge sängen. Otfrieds Bedeutung ist mit solchem Verkündertum noch nicht erschöpft. Mögen ihm auch die Eigenschaften fehlen, die den großen Dichter machen, so war er doch auch nicht ohne dichterische Begabung. Mit feinem Gefühle hat er aus den Evangelien die dichterisch wirksamsten Stellen ausgehoben. Und allenthalben ist sein Werk der volkstümlichen Sprache und dem volkstümlichen Stil verpflichtet. Dieser Umstand mutet uns mehr an, als die vierfache allegorische Auslegung, die er seinen biblischen Erzählungen anhängt. Otfried muß dem volkstümlichen Gesange, den er mit seinem Werke verdrängen wollte, sehr nahegestanden haben, da sich in seinem Gedichte so mannigfache Anklänge an ihn finden. Zwar verwendet er statt des altgermanischen Stabreimes den endreimenden Vers. Er hat diesen vierhebigen Reimvers, der dann bis zum 17. Jahrhundert die Eigentümlichkeit der deutschen Poesie bedang und in den Tagen des jungen Goethe wieder auflebte, vom Elsaß aus in die deutsche Dichtung eingeführt. Allenthalben aber begegnen im übrigen bei ihm die Stilmittel der altgermanischen Dichtung. Es mußte so sein, wenn das Volk, wie Otfried wünschte, die neue christliche Dichtung sich zu eigen machen sollte. Otfrieds dem König Ludwig dem Deutschen gewidmetes Werk ist die erste große Literaturschöpfung der Deutschen, deren Verfasser wir kennen. Daß sie aus dem Elsaß kam, ist noch zu wenig ins allgemeine Bewußtsein getreten.

Zweimal hat vom Elsaß und von Lothringen aus die dichterisch geformte, das Welttreiben a l l e g o r i s i e r e n d e T i e r s a g e ihren Weg ins weitere Deutschland

genommen. Ein vielerfahrener, entsprungener lothringischer Mönch hat um 940 die älteste deutsche Form der Tiersage, eigene Erlebnisse und auch den Zustand seiner Zeit mit Ironie umfassend, in die sogenannte „Ecbasis captivi" („Die Flucht aus dem Kloster") verflochten und nimmt die Vogesen öfters zum Hintergrund seiner Erzählung vom Löwen, Wolf und Fuchs. Es scheint, daß die Tiersage im Elsaß und in Lothringen als humorvolle Allegorie des Welttreibens besonders beliebt war. Im 12. Jahrhundert, um 1180, ist sie dort wiederum in einem Gedichte bearbeitet worden. Das Werk, in deutschen Versen, zeugt davon, daß der Wunsch bestand, die Tiersage eben in deutscher Sprache zu besitzen.

Weltbetrachtung und Weltschilderung von hoher Warte bietet auch der „Paradiesische Garten des Wissenswerten und Schönen", der „Hortus deliciarum", der von der Äbtissin Herrad von Landsberg auf dem Odilienberge in Bild und Text geschaffen wurde — dies einzigartige Werk aus dem letzten Drittel des 12. Jahrhunderts: es geht über den Zweck der geistigen Erbauung in einer unverkennbaren — elsässischen — Sinnenfreude hinaus und bekundet namentlich in den Szenen aus dem Landleben einen Realismus, der in diesem Jahrhundert seinesgleichen sucht und sich mit einem Reichtum der Phantasie paart.

Damit steht man bereits in der staufischen Zeit. Mit ihr brach für das Elsaß auch in geistiger und literarischer Beziehung eine große Epoche an. Wenn man das Elsaß als eine staufische Provinz bezeichnet und von einer staufischen Landespolitik im Elsaß gesprochen hat, so ist damit auch gesagt, daß es der Hauptträger des staufischen Reichsgedankens wurde. Und so versteht sich das Wort Ottos von Freising, daß in der Rheinebene von Basel bis Mainz die Hauptmacht des Reiches gelegen sei. Die höfisch-ritterliche Dichtung in der gedanklichen, sittlich-politischen und formalen Haltung, die ihr der staufische Kulturkreis gab, findet nun im Elsaß ihre vollendetste Ausprägung. Diese Dichtung bildet mit den übrigen Kulturschöpfungen der staufischen Zeit im Elsaß eine Einheit: mit dem Aufschwung der deutschen Ge-

schichtsschreibung — der Verfasser des sogenannten Ligurinus, des Gedichtes, das die Taten Friedrich Barbarossas preist, ist wahrscheinlich ein Elsässer —, mit den großen Bauten der staufischen Klostergründungen, mit dem Ostchor und dem Querschiff des Straßburger Münsters und seinen schönsten Skulpturen. Aus allen diesen Leistungen spricht das Hochgefühl des deutschen Menschen, daß es eine Lust sei, zu leben, spricht der Wille zur Steigerung des deutschen Daseins über alles Materielle hinaus und zu einer geistigen Herrschaft im Raume des „Reiches".

Die gesamte ritterlich-höfische Kultur und Weltanschauung des Mittelalters hat nichts Erleseneres hervorgebracht als den um 1210 entstandenen „Tristan" Gottfrieds von Straßburg. Gleichviel ob „Meister" Gottfried wirklich Stadtschreiber in Straßburg gewesen ist — ein Elsässer war er gewiß. Was an seinem Tristan-Epos als französisch in Anspruch genommen wurde — die französische Quelle, die Einmischung französischer Wörter, eine gewisse Glätte und Überklarheit des Ausdruckes —, ist Allgemeingut der ritterlichen Kultur in Deutschland. Was aber dem deutschen Menschen und dem deutschen Volke an dieser feinsten Blüte der höfischen Lebensanschauung und Formgebung wertvoll sein muß, ist dieses: hier ist aus dem Boden der staufischen Hochkultur ein in seiner Art, im Rahmen mittelalterlicher Geisteshaltung, schlechthin nicht zu überbietendes Dichtwerk entstanden, das seine französische Vorlage weit hinter sich läßt. Es vereinigt den tiefsten Ernst in der Behandlung des Liebesproblems mit eingänglichster Süßigkeit von Sprache und Vers und gewinnt ihnen Ausdrucksmöglichkeiten ab, die bisher in der deutschen Dichtung noch nicht sichtbar geworden waren. Das Werk hat es vermocht, dem Geist und Stil einer ganzen Epoche einen gesammelten, gesteigerten letzten Ausdruck zu geben, ja beinahe einen übersteigerten.

Dies ist überhaupt die Eigenart des elsässischen Schrifttums im Rahmen der deutschen Literatur: daß sich die ganze Kraft gewisser deutscher Entwicklungsbestrebungen in ihm staut und Erscheinungen zeitigt, die stellver-

tretend sind für alles Einzelne, was zu einer bestimmten Epoche im übrigen deutschen Raume zerstreut ist. Gottfrieds Gegensatz zu der wildwüchsigen und dunkleren Art Wolframs von Eschenbach und seines „Parcival“ — ein Gegensatz nicht der Weltanschauung, sondern des Stils — schließt in sich jene Zweigipfligkeit, die in der Entwicklung des deutschen Geistes immer wieder sichtbar wird und im Wesen des deutschen Geistes als ein Verhältnis polarer Spannung enthalten zu sein scheint. Und schließlich: man sage nicht, daß Gottfrieds Auffassung des Liebesproblems und seine Darstellung in der Bindung zwischen Tristan und Isolde an welsche Oberflächlichkeit und Unsittlichkeit gemahne. Schon bei Gottfried ist diese Liebe eine zwingende, ins Übersinnliche weisende und läuternde Weltmacht. Schon ist bei ihm die ins Unbegreifliche und Jenseitige reichende Steigerung der Liebe vorbereitet und die Linie angelegt, an deren Endpunkt Richard Wagners Tristan-Dichtung und -Musik stehen. Der deutsche Meister des 19. Jahrhunderts hätte Gottfrieds Gedicht nicht zur Vorlage genommen, wenn es ihm nicht, wie der Parcival und die nordische Nibelungensage, im tiefsten Kern als deutsch erschienen wäre.

Zu dem Anteil des Elsasses an der Blüte der deutschen Kultur zur Zeit der Staufer gehört auch, daß die lyrische Dichtung, der Minnesang, in dem Lande ebenso eine Stätte fand wie im übrigen Deutschland. Ebenso wie die erzählende deutsche Dichtung des 13. Jahrhunderts mit dem Elsässer Gottfried in steilem Aufstieg die Höhengrenze der Verfeinerung und Vergeistigung erreicht, so der Minnesang in Reimar dem Alten, den Gottfried die „Nachtigall von Hagenau“ nennt und den zu dem elsässischen Hagenau in Beziehung zu bringen am einleuchtendsten ist. Ihm folgen andere elsässische Minnesänger. Wohl der Begabteste unter ihnen ist „der Püller“. Die Stammburg seiner Familie stand im Unterelsaß hart an der Pfälzer Grenze. Er war mit Rudolf von Habsburg in Österreich und focht wohl auf dem Marchfelde mit wie so viele alemannische Lyriker der Zeit. Von Wien aber sehnt er sich nach den rheinischen Landen zurück. Wenn jemand, so singt er, gegen „Elsâzen lant“ reise, so solle

der seiner Liebsten von der Sehnsucht des Zurückbleibenden berichten . . .

Die Liebesscholastik und die Künstlichkeit des Minnesanges weichen gegen die zweite Hälfte des Jahrhunderts einer natürlichen derben Sinnenhaftigkeit. Die Freude an den leiblichen Genüssen, wie sie der Herbst zu bieten hat, wird nun absichtlich in Gegensatz zu einer übertriebenen Zergliederung von Empfindungen und zu einer geistigen Überzüchtung gestellt. Die alemannische und besonders die elsässische Urwüchsigkeit hatten hierfür Verständnis. Der schweizerische Sänger Steinmar, der für diese neue Art „diesseitiger“ Poesie, die Trink- und Schlemmerlieder des späteren Mittelalters, vorbildlich wurde und in Straßburg gewesen sein muß, ist von einem Steinmetzen in einer versteckten Zwickelfüllung des Langhauses des Straßburger Münsters abgebildet, wie er den Humpen erhebt, also in der Situation seines berühmten Herbstliedes. Der gotische Ausbau des Straßburger Münsters steht aber nicht nur durch einen solchen dünnen Faden in Verbindung mit der elsässischen Dichtung. Auch in dieser gewaltigen Epoche, als welche wir das 13. Jahrhundert in Deutschland ansehen müssen, sind, wie stets, Architektur und bildende Kunst auf der einen, Dichtung auf der anderen Seite von einem gleichen Stilwillen und von gleicher geistiger Haltung beseelt. Nur eine Einzelheit sei hervorgehoben. Konrad von Würzburg, der vielseitigste und ansprechendste Nachahmer Meister Gottfrieds, hat nicht nur in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in Straßburg gelebt und gewirkt: man glaubt vielmehr auch zu wissen, daß sein dem Marienkult gewidmetes Werk „Die goldene Schmiede“ (d. h. „Das goldene Geschmeide“) etwa im Jahre 1277 in Straßburg entstanden ist und in unmittelbarem Zusammenhang steht mit dem in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts erfolgten gotischen Ausbau des Münsters: ein „Empor“! und ein großer Glaube durchwaltet wie die Schöpfung des Baumeisters so die des Dichters.

* *

*

2.

Vom 14. Jahrhundert ab kündigen sich die Zeiten an, in denen die deutsche Volkskraft des Elsasses sich immer sichtbarer durchsetzte. „Wenn man unter Kultur die allseitige gleichmäßige Ausbildung der menschlichen Kräfte versteht, so hat im Deutschland des 16. Jahrhunderts das Elsaß die höchste Kultur“, so sagte Wilhelm Scherer, der erste Inhaber des germanistischen Lehrstuhls an der neubegründeten Straßburger Universität, Ostmärker von Geburt und ein Gelehrter, dem man nicht Kritiklosigkeit oder Voreingenommenheit entgegenhalten könnte. Fragt man nach den Quellen und Antrieben dieser Hochkultur, so läßt sich kein Anzeichen dafür finden, daß sie durch die Literatur und Kultur der westlichen Nachbarn heraufgeführt worden wäre. Im Gegenteil. Wieder ist es die Baukunst, die hier den Weg weist. Wenn in der baugeschichtlichen Entwicklung um das Jahr 1300 die Fäden, die zum französischen Westen leiten, plötzlich abbrechen und fast nur noch die Beziehungen zum Unterrhein und nach Schwaben bestehen bleiben, so ist es in der Literatur wiederum ähnlich. Schon in der Scholastik des 13. Jahrhunderts war das Elsaß auf dem Gebiete der theologisch-philosophischen Geistesbildung mit dem westlichen und südlichen Deutschland vereint. Noch stärker ist dieser Zusammenhang in der Mystik des 14. und 15. Jahrhunderts, die sich zu einer volkstümlich-deutschen Bewegung auswuchs. Ist es nicht ein vielsagendes Vorzeichen, daß der tiefsinnigste und großartigste der deutschen Mystiker, Meister Eckhart, in das Land kam und in Straßburg wirkte? Ein Tauler, der ein Straßburger Bürgerssohn war, ein Rulmann Merswin, der ein ehemaliger Straßburger Handelsherr war, folgen seinem Geiste. Tauler hat man mit gutem Grunde als den elsässischen Mystiker bezeichnet: durch seine herbe Männlichkeit, seinen psychologischen Tiefblick, seine Kenntnis des menschlichen Herzens liege er auf der von Gottfried von Straßburg ausgehenden Linie. „Der Adel seiner Gestalt hat das Land noch lange erfüllt und begeistert“. Die Mystik, die den deutschen Menschen von innen erneuern und sein Verhältnis zum Göttlichen durch freie persön-

liche Entscheidung ordnen wollte, ist gerade im Elsaß volkstümlich geworden und bis in tiefe Schichten durchgedrungen.

Der im 17. Jahrhundert mit der Persönlichkeit Speners vom Elsaß ausgehende Pietismus — für die Entwicklung des gesamten deutschen Geisteslebens seit Klopstock bis zur deutschen Romantik von entscheidender Bedeutung, weil er die Gefühls- und Gemütskräfte entband und durch die Zurückdrängung jeder bloß verstandesmäßigen Haltung für ein neues deutsches Lebensgefühl die Voraussetzung schuf — ist aus dem Boden hervorgegangen, der im Elsaß durch die Mystik vorbereitet war ... Sind nun im ausgehenden Mittelalter und im 16. Jahrhundert Zusammenhänge der elsässischen Literatur mit dem Westen kaum zu verspüren, so haben dagegen die hervorragenden und bekannten Männer des Schrifttums dieser Zeit ihre deutsche Gesinnung oft und nachdrücklich betont. Das bedeutete den Widerstand gegen die zunehmende politische Bedrohung vom Westen her.

Hat doch auch in der Epoche des Humanismus (1501) die literarische Auseinandersetzung mit den französischen Ansprüchen auf die Rheingrenze in der Fehde zwischen Jakob Wimpfeling und Thomas Murner ihren Anfang genommen. Wimpfeling führte auf Grund des ihm damals gegebenen Wissens in seiner „Germania" den Nachweis, daß nicht der Rhein, sondern die Vogesen die Grenze des Landes nach Westen bildeten; daß von den Zeiten des Augustus an, wenn nicht schon früher, die Deutschen und nicht die Franzosen das Land innegehabt hätten; daß das Elsaß und die Stadt Straßburg deutsch seien und die Freiheiten des Deutschen Reiches zu verfechten hätten. Wimpfeling, aus Schlettstadt gebürtig, erinnert nicht nur durch diese Schrift an Ernst Moritz Arndt, den Pommern, der ebenso verkündete, daß der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze sei. Er ist Arndt verwandt auch durch sein kämpferisches Ungestüm, durch seine unentwegte, durch nichts zu erschütternde deutsche Gesinnung, durch seine Absicht, ein wahrer Erzieher für die Deutschen zu werden. Auf Grund seiner zahlreichen pädagogischen und volkspädagogischen Schrif-

ten hat sich Wimpfeling mit Recht den Ehrentitel eines „Praeceptor Germaniae“, eines Lehrers für Deutschland erworben.

Und er ist der Vater der deutschen Geschichtsschreibung mit seinem „Abriß der deutschen Geschichte“ (1505). Es war nicht antiquarische Gelehrsamkeit, die den Humanisten hier ans Werk trieb: es war der glühende Wunsch, von den Nationaltugenden und den Großtaten des deutschen Volkes zu berichten. Seit Wimpfeling sind bis zu den Zeiten des jungen Goethe im Elsaß die Bemühungen um die ältere deutsche Geschichte, und auch um ältere deutsche Sprache und Dichtung, lebendig geblieben. Über Beatus Rhenanus, den kühleren, kritischen, von seinem Freunde Erasmus angegeisteten Historiker und seine drei Bücher von deutscher Geschichte (1531) bis zur französischen Revolution, die die festen alten Stützen niederbrechen ließ, reicht in dem Lande diese deutschtümliche Überlieferung der Geschichts- und Altertumsforschung. Der junge Goethe fand sie im Jahre 1770 dort innerhalb und außerhalb der Universität vor. Die Historiker und Germanisten Scherz, Schilter, Oberlin und als bedeutendster Forscher der große Schöpflin, dessen Veröffentlichungen zur deutschen und elsässischen Geschichte und Verfassungsgeschichte noch heute unentbehrlich sind, dürfen hier nur genannt werden. Es gilt von dieser Strömung, daß, je unsicherer die politische Verbindung mit dem deutschen Mutterlande wurde, man desto festere Wurzeln in der deutschen Vergangenheit zu schlagen suchte.

Dem deutschen Humanismus des 15. und 16. Jahrhunderts insgesamt wird eine Stärkung des deutschen Nationalgefühls und die Schürung des Nationalstolzes verdankt: an den Berichten des Tacitus über die Germanen und ihren Freiheitshelden Arminius richtete man sich dabei auf. Diese vaterländische Zielsetzung des Humanismus prägt sich im Elsaß besonders stark aus, ja sie hat von dort ihren Anfang genommen. Doch nicht genug damit: die Reichspolitik des Kaisers Max und der Reichsgedanke finden im Elsaß eifrige Förderung. Hier liegt der Schwerpunkt der Erscheinung des Sebastian Brant, des

Verfassers des 1494 erschienenen „Narrenschiffes". Diese Abstrafung aller Stände und Laster ist wieder eine umfassende Weltschau, wie sie das deutsche Elsaß liebte und mit der Tiersage und dem Werke Herrads von Landsberg in anderer Weise besaß. Und wieder ist dies berühmte Literaturwerk aus dem Elsaß der gesammelte Ausdruck einer ganzen Epoche des deutschen Geistes: wie Gottfrieds Tristan den Inbegriff des höfisch-ritterlichen, so stellt das „Narrenschiff" den Inbegriff des städtisch-bürgerlichen Geistes am Ausgange des Mittelalters dar. Den riesenhaften Erfolg, den das Werk des Straßburger Gastwirtssohnes hatte, muß man sich letzten Endes daraus erklären, daß es Sebastian Brant zuerst gelang, dem bürgerlich-städtischen Geist eine entsprechende literarische Form zu finden.

Das Narrenschiff eröffnet die bürgerliche deutsche Literatur. Diese deutschbürgerliche Linie führt zu Jörg Wickram, dem Stadtschreiber von Kolmar, der um die Mitte des 16. Jahrhunderts den selbständigen deutschen Prosaroman erschuf, mit Hilfe dessen, was ihm die erzählenden Volksbücher, die humanistische Novellenliteratur, die Gepflogenheit der Hausbücher und Hauschroniken an die Hand gaben. Welche Quelle für die deutsche Kulturgeschichte sind seine Romane! Und es ist deutsche „Hauspoesie" in ihnen, wie sie nun durch die Jahrhunderte hin in Deutschland nicht mehr aussterben sollte. Sebastian Brant aber, in der Politik und Verwaltung wohl bewandert, hochgeehrt und hochgelehrt, auf alles achtend, was die Zeit bewegte, ein Freund des Kaisers Max, war ein wirksamer Vorkämpfer der deutschen Reichspolitik des Kaisers und der Reichsidee. Wie hat er in seiner Flugschrift „Von der ehrlichen Schlacht der Teutschen bei Salin" (1493) den Sieg des Kaisers über die Franzosen im Burgundischen Kriege jubelnd begrüßt! Wie hat er in anderen gereimten Flugblättern sich für Kaiser und Reich ratend, mahnend, warnend eingesetzt! Der elsässische Humanismus war eben keineswegs ästhetisch abgedichtet und keine Bekundung der bloß rückwärts gewandten Gelehrsamkeit: er zeigt in starkem Maße die Neigung zum Erziehlichen und Bessernden, sei es auch mit Hilfe des

Spottes und der Satire, wie sie dem gesamten Schrifttum des deutschen Elsasses eigen ist und sich im 16. Jahrhundert auch in den volkstümlichen elsässischen Schwanksammlungen auswirkt.

Auch Geiler von Kaysersberg, der berühmte Münsterprediger, die satirischen Dichter Brant, Murner, Fischart und andere waren volksverbunden. Alles was an sprachlichem, volkstümlichem Gut umlief, alle sprichwörtlichen Redensarten, alle volkhafte Urkraft, Derbheit und Anschaulichkeit, alle Fülle und Unabgebrauchtheit der mundartlichen deutschen Sprache standen ihnen zu Gebote. Ihre deutsche Art beruht schließlich noch in etwas anderem: die geringe Formbedachtheit, der es mehr auf das Was als auf das Wie des zu Sagenden ankommt, die wuchernde Überfülle, die eine sorgfältig durchdachte Gliederung verschmäht und eben wegen ihres Reichtums den Faden einer Idee oder eines Einfalls gern liegen läßt — es sind ebenso deutsche Merkmale wie die Hinneigung zum Gegenständlichen, zur liebevoll erfaßten Einzelheit, wie die familiäre Traulichkeit und Gemütlichkeit in der elsässischen Poesie des 16. Jahrhunderts. Sittenschilderer sind diese Dichter allesamt, auch ohne daß sie es wollen. Von Thomas Murner hat schon Lessing gesagt: „Wer die Sitten der damaligen Zeit kennen lernen will, dem rate ich, die Murnerschen Gedichte fleißig zu lesen. Was die Sprache Nachdrückliches, Derbes, Anzügliches, Grobes und Plumpes hat, kann er nirgends besser zu Hause finden als bei ihnen."

Von dem Satiriker Fischart, der, vom kühnsten der französischen Humoristen, von Rabelais angeregt, mit diesem um den Preis der Kühnheit wetteifert, meinte Uhland: „Seine üppige Kraft ergreift das fremde Gerüst, wie die traubenschwere Rebe sich Stab und Geländer sucht." Fischarts bereits dem Ausgange des 16. Jahrhunderts angehörende literarische Figur ist in der Steigerung, Ausweitung eines bestimmten Stiles, in der Großformigkeit seiner sprachlichen Gebärde bereits eine Erscheinung, die mit dem deutschen Barock verglichen werden muß . . . Das 16. Jahrhundert ist aber auch die Zeit, in der das

deutsche Drama und das deutsche Theater im Elsaß blühten.

Das elsässische Volksschauspiel dieser Zeit ist realistisch, ja naturalistisch in seiner Schilderung des wirklichen Lebens. Essen und Trinken spielen in den elsässischen Volksdramen der Zeit eine wichtige Rolle. In den Dramen keiner anderen deutschen Landschaft aber wird das Familienleben mit ähnlicher Liebe und Kunst geschildert. Neben dem Volksdrama bestand das Straßburger Akademie- oder Schultheater. Es stand gegen Ende des Jahrhunderts und zu Beginn des 17. Jahrhunderts so in Blüte, daß nach den schöpferischen Kräften, die sich in ihm regten, und nach der Empfänglichkeit des Publikums der Boden zubereitet war, aus dem ein großer dramatischer Dichter, ein „deutscher Shakespeare" hätte hervorgehen können. Der Beginn des Dreißigjährigen Krieges hat dann diese fruchtverheißenden Ansätze abgestreift.

Die Entwicklung des Dramas und Theaters in Straßburg aber stand in Verbindung mit dem Aufschwung der 1537 gegründeten Straßburger Akademie. Ihr Leiter Johannes Sturm und der Straßburger Städtemeister Jakob Sturm — es sind die beiden glänzenden Namen, deren die deutsche Bildungsgeschichte gedenkt, wenn sie unser Streben nach der Einheit des handelnd-tätigen und des theoretisch gerichteten, wissenden und erkennenden, des der Öffentlichkeit zugewandten und des von sich selbst zehrenden Menschen in der Vergangenheit aufzeigen will.

Mit dem Anfang des 17. Jahrhunderts ist der Höhepunkt der älteren deutschen Literatur des Elsasses überschritten. Die Zeit des großen Krieges, der Not, des Zerfalles, der Überfremdung Deutschlands blieb jedoch gerade im elsässischen Schrifttum nicht ohne Widerhall. Der in Ensisheim 1604 geborene Jakob Balde, der bei dem Einfall Mansfelds ins Elsaß 1621 das Land verlassen mußte und in Bayern eine zweite Heimat fand, dieser von Herder entdeckte neulateinische, dem Horaz nacheifernde Dichter von reicher Phantasie, visionärer Kraft und erziehlichem Willen ist einer der wenigen barocken und gelehrten deutschen Poeten des 17. Jahrhunderts, die die politischen Ereignisse der Zeit gebührend zu Worte kommen lassen. Am

Foto: Staatliche Bildstelle, Berlin.

Der Ludwigsplatz in Metz.

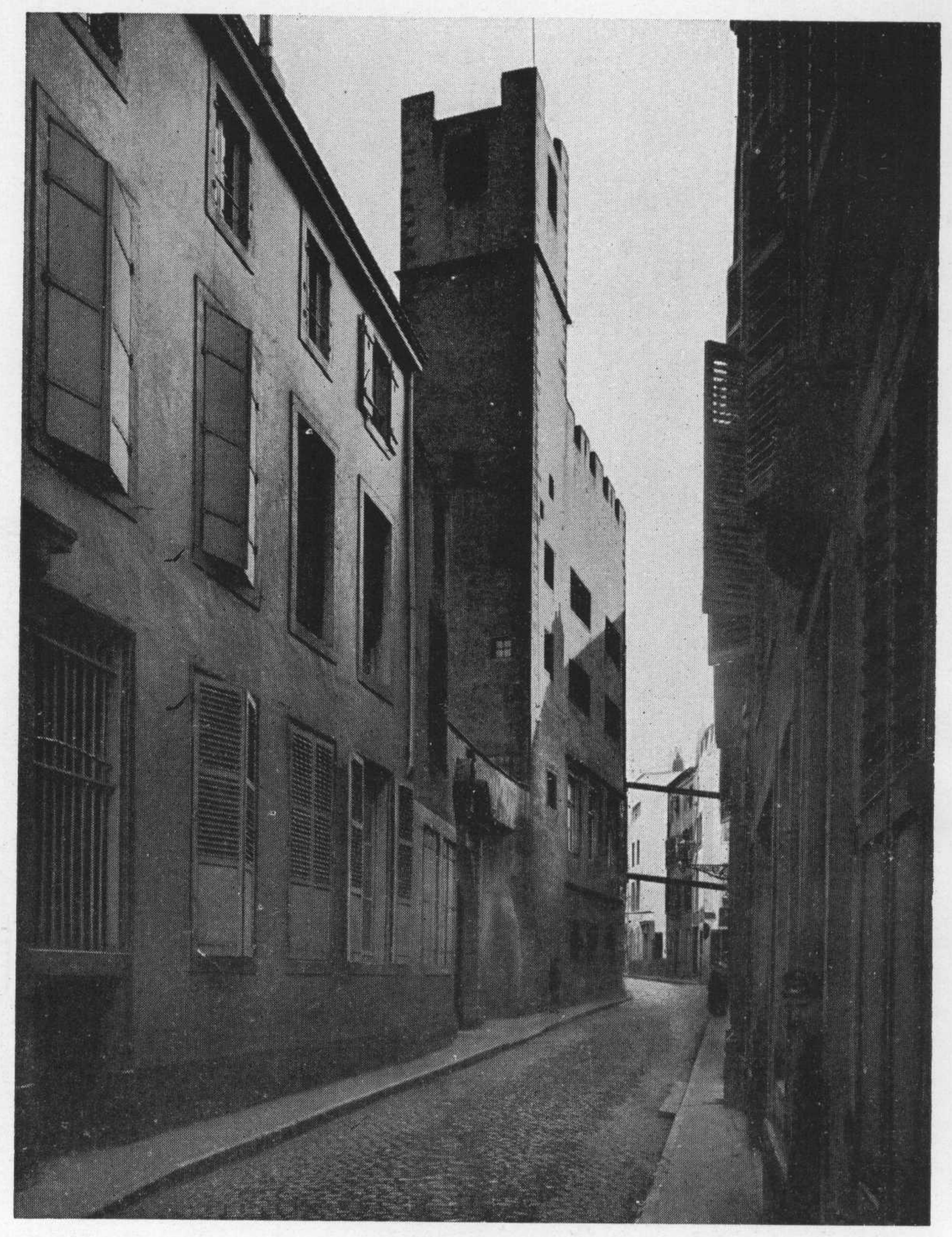


Foto: Staatliche Bildstelle, Berlin.

Ein befestigtes Bürgerhaus im alten Metz.

schmerzlichsten ist ihm inmitten des Deutschland verwüstenden Krieges das Unglück seines elsässischen Heimatlandes. Die Liebe zum Elsaß und der Schmerz über die Vernichtung des reichen Landes finden bei ihm ergreifenden Ausdruck. Immer wieder mahnt er Deutschland zur Einigkeit. Wenn nur die deutschen Fürsten sich zusammenschlössen zum gemeinsamen Kampfe gegen die Landesfeinde, dann wäre auch dem Elsaß geholfen!

Wirksamer aber als die schwierige lateinische Dichtersprache Jakob Baldes waren die zürnenden und strafenden Satiren des 1601 in der Nähe von Straßburg geborenen, ebenfalls durch den Krieg hart mitgenommenen Joh. Mich. Moscherosch. Die Verderbnis und Not der Zeit haben ihn zum Schriftsteller gemacht; ein leidenschaftlicher Eifer für deutsches Wesen spornte ihn an zum Kampfe für das Wunschbild der alten deutschen Heldenzeit und gegen die Verwelschung in Gesinnung, Gewohnheit, Tracht. Unmittelbar knüpft er an die vaterländischen Gedankengänge des Humanismus an, Wimpfelings „Germania“ hat er in deutscher Sprache neu herausgegeben und seinen Landsleuten dadurch näherbringen wollen. Die 1642 erschienenen „Gesichte Philanders von Sittewald“, besonders das Gedicht „A la mode Kehraus“, sind ein nochmaliges Aufbegehren des deutschen Geistes in der Literatur des Elsasses, bevor Straßburg dem Franzosenkönig erlag.

Literatur und Dichtung des Elsasses haben sich auch im 18. und 19. Jahrhundert bis zur Wiedergewinnung des Landes 1871 in keinen anderen Bahnen bewegt, als denen, die durch die deutsche Kulturgemeinschaft und die allgemeine Entwicklung des deutschen Geisteslebens vorgezeichnet waren. Wohl machen sich nun gelegentlich die besonderen Verhältnisse des Grenzlandes bemerkbar, wohl bekundet sich hin und wieder auch die politische Zugehörigkeit zu Frankreich, wohl hat die napoleonische Zeit ihre Spuren hinterlassen: wenn man aber Dichtung und Schrifttum als einen schöpferischen Akt sieht, wenn man, wie es seit Herder geschieht, von der unlöslichen Zusammengehörigkeit des sprachlichen Ausdrucks mit der dichterischen Hervorbringung überzeugt ist, so ist die elsässische Lite-

ratur auch vor 1871 nur ein Ausschnitt der allgemeinen deutschen Kulturgemeinschaft. Welche elsässischen Dichter des 18. und 19. Jahrhunderts man nennen wolle, die Einflüsse deutscher Muster sind bei ihnen mit Händen zu greifen, mag es nun im 18. Jahrhundert der blinde Fabeldichter, Erzähler, Dramatiker Pfeffel in Kolmar sein, oder seien es um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts die Gebrüder Wolf aus Oberehnheim oder seien es im 19. Jahrhundert vor 1871 die Ehrenfried Stöber, August Lamey, K. F. Hartmann, Ludwig Spach, Daniel Hirtz, August Stöber, Adolf Stöber, Karl August Candidus, Gustav Mühl, Georg Zetter (Fridrich Otte), Karl Hackenschmidt, Eduard Reuß u. a. Die Deutschheit dieser und anderer Dichter und Schriftsteller aus dem 18. und 19. Jahrhundert steht nach Gehalt und Form über jeder Erörterung. Immer wieder kommen bei ihnen, zumal im 19. Jahrhundert, das deutsche Vaterlandsgefühl und die Verbundenheit mit dem deutschen Volkstum zu Worte. Die deutsche Empfindung spitzt sich bei ihnen zu leidenschaftlichen und scharfen Protesten und zu furchtlosen Bekenntnissen zu, daß sie trotz der politischen Zugehörigkeit zu Frankreich deutsch sein und bleiben wollten.

Die Abhängigkeit der elsässischen Dichtung des 18. und 19. Jahrhunderts von dem Mutterlande wird noch durch eine Tatsache erhärtet, die nicht als eine bloße Äußerlichkeit angesehen werden darf. Die gesamte neuere deutsche Dichtung von der humanistischen Zeit bis weit ins 19. Jahrhundert spielt sich im Rahmen von Gemeinschaftsbildungen ab. Selbst die großen Träger der deutschen Literatur haben bisweilen und zeitweilig als Zugehörige solcher Freundschaftsbündnisse und literarischen Vereinigungen dagestanden oder sind aus ihnen hervorgegangen. Namen und Tatsachen liegen nahe. Je mehr die deutsche Literatur national erstarkte, desto mehr verloren solche literarischen Vergesellschaftungen den Charakter des Mittelmäßigen oder der gegenseitigen Wertversicherung.

Auch im Elsaß haben, diesem Zuge der deutschen literarischen Entwicklung folgend, diese literarischen Gesellschaften geblüht. Auch hier haben sie, wie im

weiteren Deutschland des 16., 17. und 18. Jahrhunderts, im vaterländischen Sinne gewirkt, namentlich in Straßburg. Der elsässische Gelehrte, der die Geschichte dieser Gesellschaften in einem umfassenden Werke dargestellt hat, sagt, daß auch hier Straßburg „seine alte literarische Bedeutung und Zeugungskraft bewährte. Hier wuchs eine Strömung, die, allem Fremden abgewandt oder gar im direkten Kampfe mit der fremden Überschwängerung, deutscher Sprache und Dichtung den alten Ehrenrang wieder erobern wollte, hier wurden bis ins 18. Jahrhundert hinein Sprachgesellschaften begründet, die begeistert für die muttersprachliche Selbstachtung eintraten". Die um das Jahr 1743 von Georg Heinrich Behr ins Leben gerufene „Deutsche Gesellschaft zu Straßburg" und die Gesellschaft, die sich um den Aktuarius Salzmann, den beratenden Freund des jungen Goethe, scharte, endlich die von Goethes Freunde J. M. R. Lenz neubelebte „Deutsche Gesellschaft" sind die wichtigsten literarischen Vereinigungen des 18. Jahrhunderts.

Der junge Goethe! Er kam 1770 zum Studium nach Straßburg, weil diese Universität sich eines großen Rufes auf dem Gebiet des Staats- und Verwaltungsrechtes erfreute, ja eine Art Pflanzschule der höheren Verwaltung und Diplomatie Europas war. Nicht vorausgesehen wurde von ihm dabei, daß deutschtümliche Strömungen ihn dort ganz hinnehmen würden, nicht vorauszusehen war das Zusammentreffen mit Herder und die Keimfähigkeit der von ihm ausgehenden Anregungen. Die Neugeburt des jungen Goethe in Straßburg geht aber über alles bloß „Literarische" hinaus. Die Berührung mit dem deutschen Volkstum, das sich dort reiner und ursprünglicher als anderswo erhalten hatte, die Eindrücke von Natur, Landschaft, Volksgut und Volksdichtung, bodenverbundenen Menschen — alles zeitigte jenes Erlebnis, das aus dem jungen Frankfurter, der in Leipzig verbildet und überzivilisiert geworden war, alles Unechte oder Krankhafte herausschwang und ihn natürlich und urtümlich deutsch werden und die organische Zeugungskraft alles Lebens empfinden ließ.

* *
*

3.

Die letzte Strecke des deutschen Weges der elsässischen und lothringischen Literatur führt vom frühen 19. Jahrhundert bis in die unmittelbare Gegenwart. Auf dieser Bahn finden sich die Einschnitte von 1871 und 1918. Zwischen 1871 und 1918 bahnte sich eine Entwicklung an, die, am Ende des Weltkrieges vorüber, eine dritte Blüteperiode der deutschen Dichtung und Literatur im Elsaß bereits erkennen ließ. Im übrigen aber bleibt die Strömung des deutschen Geisteslebens in stetigem und durch die politischen Ereignisse nicht unterbrochenem Zuge. Gegen Ende des 19. und im 20. Jahrhundert fließt das deutsche Schrifttum des Elsasses mit der deutschen Literatur und Dichtung in Lothringen zusammen. Nach 1918 bilden beide, was die deutschen Werte betrifft, beinahe eine Einheit. Eine eindrucksvolle deutsche Selbstbehauptung spiegelt sich nach 1918 von neuem in der Dichtung beider Landschaften und in bedeutenden dichterischen und schriftstellerischen Persönlichkeiten. Zugleich aber holt Deutsch-Lothringen nach, was das Elsaß schon lange geleistet oder zu leisten begonnen hatte: die Sammlung des verschütteten deutschen Volksgutes an Sagen, Märchen, Liedern.

Die Fülle der Namen und Talente, die von dem deutschen Charakter der Dichtung des Elsasses im 19. und 20. Jahrhundert und von der Triebkraft deutscher Gesinnung und deutschen Stiles zeugen, ist beinahe erdrückend. Es gab nach 1870 bei den kulturpolitischen Auseinandersetzungen, die seit anderthalb Jahrhunderten nicht hatten verstummen wollen, gewisse Standpunkte, von denen aus man der deutschen Dichtung des Landes in der nachnapoleonischen Zeit bis 1871 nicht gerecht wurde. Heute erkennt man deutlich, welche großen Verdienste den stammhaften Dichtern und literarischen Kämpfern dieser Zeit zukommen. Sie verbinden das deutsche Erlebnis mit dem Heimaterlebnis. Die Bewahrung der deutschen Überlieferung ist ihnen vor allem zu verdanken. Das konnte nie bestritten werden. Wenn es aber unter der jüngeren und jüngsten literarischen Generation des Elsasses und Lothringens im 20. Jahrhundert

auch scharfe Worte gegeben hat gegen diese „Alsatischen Sänger“ oder „Straßburger Meistersinger“, die sich vorbildlich in den Namen der drei Stöber darstellen, so wurde dieser Widerspruch gegen sie vom Boden des Ästhetischen und Künstlerischen eingelegt.

Doch eine solche Haltung wird ihnen nicht gerecht. Welche strahlenden Gedichte, welche hellen und frischen Klänge, welche flüssigen und eingänglichen Verse und Rhythmen werden ihnen verdankt! Die deutschen Muster, denen sie nacheifern, sind oft deutlich erkennbar. Wir dürfen uns heute dessen freuen und in der Tatsache der formalen Abhängigkeit dieser elsässischen Lyriker des 19. Jahrhunderts von deutschen Vorbildern sie als einen Teil eben der großen deutschen Literatur erkennen. Man hat diesen elsässischen Poeten auch eine philiströse und enge Weltanschauung, eine gewisse bürgerliche Vereinseitigung und religiöse Eingeengtheit zum Vorwurf gemacht. Man vergesse aber nicht, daß die beschränkte Sicht dieser Männer auch ihre Stärke ausmachte. Auf der verhältnismäßig kleinen Insel, auf der sie lebten, umspült von den immer drohender anwachsenden Wogen der politischen Kräfte, der wirtschaftlichen und technischen Entwicklung, berührt von den mannigfachen Widersprüchen innerhalb und außerhalb des Landes, haben sie sich zu harten und festen Charakteren entwickelt. Und dies glücklich-umfriedete und idyllische Eiland, wie das Elsaß manchmal in ihren Poesien erscheint, war für sie ein Stützpunkt, von dem aus man versuchen konnte, die Fäden zu dem weiteren Deutschland wieder zu knüpfen oder zum mindesten die vorhandenen Beziehungen zu behaupten. Waren sie an Begabung verschieden — die drei Stöber, Lamey, Hirtz, Candidus, Zetter, Spach, Hackenschmidt, Mühl, Weyermüller u. a., wie sie in der treffsicheren Auswahl „Deutsche Dichtung im Elsaß von 1815 bis 1870“ im Jahre 1916 von E. von Borries vorgeführt wurden —, waren sie mehr oder minder vorsichtig in der Betonung ihrer Anhänglichkeit an Deutschland, mehr oder minder geneigt, auch die Verbindung zu Frankreich und der napoleonischen Überlieferung festzuhalten, haben sie nach Gehalt und Form ihrer Dichtung keine eigentlich neuen

Wege eröffnet, so war ihre geschichtliche Aufgabe, wenn man diese Gruppe als ein Ganzes sieht, die Bewahrung des guten Alten und die Vermittlung des Besten, was das übrige Deutschland als dichterisches Gut zu bieten hatte.

Dreierlei noch bleibt endlich für das Verständnis der elsässischen Lyrik des 19. Jahrhunderts beachtlich. Einmal die protestantische Überlieferung, die auch bei denen von ihnen durchblickt, die nicht durch Herkunft oder Beruf ihr verpflichtet waren. Das protestantische Pfarrhaus, dem die deutsche Geistesgeschichte seit Jahrhunderten soviel verdankt, bewährte auch hier seine Sendung im Sinne deutscher Kultur. Dies Moment darf auch für die Entwicklung der elsaß-lothringischen Literatur nach 1871 nicht aus dem Auge gelassen werden. Zum anderen ist der Bildungsweg dieser Dichter bezeichnend: er hat entweder durch das protestantische Gymnasium in Straßburg geführt oder sie in den elsässischen Volksschulen von der deutschgesinnten Lehrerschaft Unterricht genießen lassen. Drittens kommt die deutsche literarische Tradition Straßburgs in Betracht, wo noch bis 1781 der altdeutsche Meistergesang geblüht hat. Als Nachfolger der Meistersinger haben sich diese elsässischen Dichter bisweilen gefühlt, und auch ihre Poesie zeigt dann und wann etwas Meistersingerisch-Zunftmäßiges. Daß diese Dichtung das Erzeugnis einer gebildeten Oberschicht und für eine solche bestimmt war, ergibt sich daraus, daß die Mundart in ihr sehr zurücktritt.

Der große Auftakt in der literarischen Verwendung des elsässischen Dialektes, Arnolds von Goethe gepriesenes Drama „Der Pfingstmontag“ (1816), in dem nach Goethe die besten Geister Geilers von Kaysersberg und Sebastian Brants lebendig waren, fand noch wenig Gehör. Der Aufstieg der mundartlichen elsässischen Poesie in Drama, Lyrik, Erzählung gehört erst der späteren Entwicklung nach 1871 an. Noch treten in dieser deutsch-elsässischen Poesie vor der Wiedergewinnung des Landes durch das Reich die altererbten Züge des elsässischen Volkscharakters wenig hervor, so die Neigung zum Spott und zur Satire und das Aufgehen im Behaglich-Zuständlichen. Die kulturpolitischen Spannungen aber, die sich aus der poli-

tischen Zugehörigkeit des Landes zu Frankreich ergaben, fanden innerhalb dieses Kreises am eindeutigsten und schärfsten ihren Ausdruck in der Auseinandersetzung zwischen Ludwig Spach, dem feinsinnigen Verfasser des 1873 erschienenen und noch heute lesenswerten Buches „Moderne Kulturzustände im Elsaß“, und Eduard Reuß, dem größten protestantischen Theologen, den das Elsaß im 19. Jahrhundert hervorgebracht hat. Diese Auseinandersetzung gipfelte 1838 in dem herrlichen Manifest von Reuß: „Wir reden deutsch!“

Als 1871 das Elsaß dem Deutschen Reiche wieder eingegliedert war, konnte natürlich im literarischen Leben an die vorangegangene deutsch-elsässische Dichtung wieder angeknüpft oder besser: ihr Faden weiter fortgeführt werden. Aber die Bewegtheit, die Vielfältigkeit und Vielfarbigkeit, der Drang in Weite, Höhe und Tiefe bei der elsässischen — und auch lothringischen — Dichtung von 1871 bis 1918 und darüber hinaus würden nicht zu ihrem Rechte kommen, wenn man die neuentstehende Poesie nur als Pfropfreis auf jenem ältern Stamme des deutschen Schrifttums im Elsaß vor 1871 nehmen würde. Was auf literarischem Gebiete von 1871 bis 1918 im Lande vor sich ging, ist ein eindrucksvolles Schauspiel, das sich nur aus der neuen, eindeutigen und festen politischen Bindung an das große Mutterland und aus den Kraftströmen erklärt, die herüber- und hinübergingen. Wenn an dem literarischen Leben im Elsaß nach 1871 auch alle Schwingungen des grenzlandbedingten Elsässertums erkannt werden können, so ist doch bedeutsamer, was die elsässische Literatur nun für die Erkenntnis der geistigen Entwicklung und für die beginnende Kulturkrise in Deutschland selber hergibt. Insgesamt geht — wie auch in der ganzen französischen Zeit — die Orientierung des maßgebenden Schriftstellertums nach Deutschland, und es müßte erst zu zeigen versucht werden, daß in dem literarischen Leben von Elsaß und Lothringen nach 1871 eine irgendwie entscheidende Orientierung nach nur französischen Mustern und Vorbildern wirklich stattgefunden hätte. Eine solche Ausrichtung ist vom literarischen Leben her nirgends erkennbar. Doch so, wie die Landkarten die Grenzen der

Länder mit ausgeprägteren Farben zu bezeichnen pflegen, so drückten sich geistige Bewegungen Deutschlands hier, wenn auch zeitlich später, so doch nachhaltiger und sichtbarer aus. Oder — und dies ist der wichtigere Fall: das literarische Elsaß hat von 1871 bis 1918 geistigen und dichterischen Haltungen vorgefühlt, die sich erst danach im weiteren Deutschland durchsetzten, so daß es scheinen will, als ob in dieser Zeit, ähnlich, wie es um 1500 während des Humanismus und der kommenden Reformation war, das Elsässisch-Oberrheinische wieder ein Kraftfeld für das übrige literarische Deutschland wurde oder auf dem Wege war, es zu werden, wenn die Entwicklung 1918 nicht unterbrochen worden wäre.

Bemerkenswert ist die Tatsache, daß von 1871 bis 1918 unter Einheimischen und Eingewanderten auf dem Gebiete des literarischen Lebens kein Unterschied bestand. Der geistige Austausch zwischen Grenzland und Mutterland war eine Quelle wechselseitiger Befruchtung. Eine erste dichterische Generation, geboren in den 40er Jahren, erscheint in den beiden Namen Theodor Vulpinus (Renaud) und Alberta von Puttkamer. Vulpinus knüpft noch an Adolf Stöber an, dem sein erstes Gedichtbändchen gewidmet ist. Dieser frische, feine, mit überlegenem Humor über der Welt stehende Mann, dessen Poesien einem geläuterten Geschmacke Genüge zu tun vermögen, war lange Zeit so etwas wie der Nestor der elsässischen Literatur. Alberta von Puttkamer, die als Gattin des Staatssekretärs zeitweilig einen geistigen und geselligen Mittelpunkt in Straßburg gebildet hat, zeigt in ihrer Poesie das Bildungserlebnis einer weltoffenen und kunstoffenen Frau. Ein leichtes, vielleicht allzu leichtes formales Können und Nachbildenkönnen, den Willen, ein ursprüngliches und starkes Erleben durch eine vollendete und gemeißelte Form zu bändigen, eine gewisse klassizistische Kunstübung (trotz aller Farbigkeit ihrer dichterischen Palette) — dies spiegeln ihre Gedichte. Sie selbst hat sich gern als eine Nachfahrin Gottfried Kellers, C. F. Meyers und auch Theodor Storms betrachtet und so die beste deutsche Überlieferung lyrischer Kunst des 19. Jahrhunderts ins Elsaß getragen.

Eine zweite dichterische Generation des neueren Elsasses ist zwischen 1865 und 1870 geboren und tritt zu Anfang der 90er Jahre hervor. Sie gipfelt in den beiden Namen Friedrich Lienhard und Hermann Stegemann. Lienhard, 1865 zu Rothbach im Unterelsaß geboren, bedeutet in der Ganzheit seiner Gestalt mehr als die Summe aller seiner Poesien. In ihm sammeln sich alle Kraftströme der elsässischen Deutschheit. Es ist, als sei jene uralte, im Elsaß entstandene deutsche Sagengestalt des treuen Eckarts in ihm wieder auferstanden. Lienhard war Dichter, aber auch Warner, Richter und Prophet. Für ihn ist die Dichtung ein Mittel zur Erweckung lebendiger Kräfte. Wie sie aus der Ganzheit seiner tätigen und festen Persönlichkeit und aus seiner gesamten kernigen Lebensanschauung fließt, so soll sie auf den ganzen Menschen zurückwirken. Sie wendet sich mehr an das Herz und an den Willen als an den zergliedernden Verstand und das nur ästhetische Empfinden. Seine Dichtung ist von seinen kulturkritischen und theoretisch fordernden Schriften nicht zu trennen. Man kann seine Dichtungen in Gruppen aufteilen, sei es gattungsgemäß nach Dramen, Romanen, Erzählungen, lyrischen Gedichten, sei es nach Stoffgebieten oder nach symbolisierten geistigen Gehalten und ihrer geschichtlichen Erscheinung. Man kann seine Bekenntnisse, seine Programmschriften, seine philosophisch-weltanschaulichen Bücher in eine Entwicklung seines Geistes einreihen, die aus dem engeren landschaftlichen Bereich hin zur Erfassung weltweiter Zusammenhänge führte. Doch nicht der Wandel des Kostüms, des historischen Stoffes, der Zeitfärbung in seinen Dramen und Erzählungen, nicht das Ergreifen immer neuer Symbole für seine weltanschauliche Haltung ist wesentlich, mögen diese Symbole nun Wasgau oder Weimar, Wartburg oder Akropolis, Gottfried von Straßburg oder König Artus, Odilia oder Wieland der Schmied, Münchhausen oder Odysseus auf Ithaka heißen. Alle diese Sinnzeichen für bestimmte Gedankenbildungen bedingen und erklären sich wechselseitig, ebenso wie der Dichter und der Programmatiker Lienhard sich wechselseitig deuten. Engherzig wäre es, wollte man die Dichtung und die gesamte Erscheinung Lienhards nur aus der Fort-

setzung der Stöberschen Richtung herleiten. Der erweiterte Schauplatz, die höheren Ziele, denen er zustrebte, bekunden sich schon in der Wahl der „großen" Gattungen der Poesie: des Dramas und des Romans. Immer mehr weiteten sich bei ihm die elsässischen Grenzen, immer mehr wurde er sich seiner Sendung bewußt. Diese Sendung bestand bei ihm in der dichterischen und programmatischen Verkündigung eines neuen, nach Wiedergeburt und Reinigung strebenden deutschen Idealismus, in der Betonung eines Lebensideals, das auf den heldischen Menschen und den Tatmenschen ausgeht, in der Erkenntnis von den rassischen Werten des deutsch-nordischen Menschen. Die Stichworte dieses Erneuerungsstrebens lauten bei ihm: Beseelung des Reichs, neue Aufgaben für ein so beseeltes Reich. Solche Wiedergeburt kann nach Lienhard nur aus dem Bodenständigen, aus Heimat und landschaftlicher Erde, nicht aus dem künstlichen Oberbau der modernen großstädtischen Zivilisation kommen. Mit seinen Absichten auf eine deutsche Erneuerung, mit seinen Ideen von einer neuen Zukunft des deutschen Geistes steht Lienhard in der Reihe Richard Wagner, Nietzsche, Lagarde, Langbehn, Moeller van den Bruck, Dietrich Eckart.

Welche Wirkung das Elsaß mit seinen Wurzelkräften und Wurzelsäften auf die Entwicklung eines in jungen Jahren dorthin verpflanzten, seinem Erbgute nach norddeutsch bestimmten Menschen nehmen kann, zeigt sich an dem großen Manne, der, 1870 in Koblenz geboren, militärisch-preußischem Ahnenerbe verpflichtet, seine Jugend- und Jünglingsjahre im Elsaß verlebte: Hermann Stegemann. Mit Lienhard verbindet ihn die Fähigkeit, räumlich zu denken, so, daß der elsässische und lothringische Raum für sie beide in weitgespannte Beziehungen zu Großdeutschland und zu Europa tritt. Beide gehen in ihren Schriften auf eine das Handeln bestimmende Haltung aus, sind also insofern neue, und zwar vom Elsaß her geformte deutsche Literaturtypen, als sie den politischen Menschen nicht verleugnen können und wollen. Von beiden kann gelten, was Lienhard einmal in seinem „Thüringer Tagebuch" sagt: „Auch Dichtung ist Tat. Aber

da bekunde sich ein viel feinerer Tatsachensinn, als er eurem Geschlechte innewohnt." Keiner hat von früh auf als Dichter, als Romanschriftsteller das Elsaß, seine Landschaft, seine Menschen, seine gesellschaftliche Zusammensetzung, sein Volkstum, seine Geschichte, sein Schicksal und seine inneren Auseinandersetzungen gleich unablässig, liebevoll und anschaulich gestaltet wie Stegemann in seinen elsässischen Romanen, die in den „Krafft von Illzach" gipfeln, so, wie Lienhards Romane in seinem elsässischen Roman „Oberlin". Aber aus dem elsässischen Raum entwickelte sich auch der spätere Schriftsteller Stegemann, als welcher er seit seiner großen Geschichte des Weltkrieges, diesem neuen Heldenepos des deutschen Volkes, erscheint: der Historiker, der Politiker, der Geopolitiker. Im Mittelpunkte seiner geschichtlichen Betrachtungsweise stand ihm Frankreichs Streben nach der Rheingrenze und die daraus sich ergebende europäische Unruhe. Der Verfasser der Bücher „Das Trugbild von Versailles", „Der Kampf um den Rhein", „Weltwende", „Deutschland und Europa" hat früh im Elsaß erfahren, was dies Land für das deutsche und europäische Schicksal zu bedeuten hatte. Von hier aus wurde er auf seinen Weg als Publizist und politischer Mensch ebenso gewiesen, wie das Elsaß und auch der gesamte oberdeutsch-rheinische Raum als Stoff seiner erzählenden Bücher für ihn unerschöpflich zu sein scheint.

Stegemann — ein einzelner und Eigener wie er immer war — hat zu dem eigentlich literarischen Getriebe im Elsaß kaum Verbindung gehabt; um Lienhard aber schlossen sich die Gefolgsmannen oder ihm galt der Kampf. Unter Lienhards literarischen Mitstreitern für ein unbedingtes Deutschtum ist kaum einer als Persönlichkeit und Mensch sympathischer und als Dichter fruchtbarer und eingänglicher als Christian Schmitt, geboren 1865 zu Geudertheim im Unterelsaß, ein reinblütiger Unterelsässer aus jener Landschaft, die die deutsche und protestantische Überlieferung mit Hilfe des deutschen Pfarrhauses und Lehrerhauses durch die Jahrhunderte zäh verteidigt hat. Er ist es auch, der von 1893 bis 1902 die Schriftleitung der „Erwinia" führte. Daß hier die deutsche Linie mit Festig-

keit verfolgt wird, wäre auch dann aus den Beiträgen selber offensichtlich und über jeden Zweifel erhaben, wenn nicht zahlreiche ausdrückliche Äußerungen in diese Richtung weisen würden. Das völlige Aufgehen in die deutsche Bildung und den deutschen Reichsgedanken ist hier eine vollzogene Tatsache. So groß die Zahl der Mitarbeiter und Mitläufer war, so gilt es doch auch hier, wie gelegentlich des Stöberschen Kreises, nochmals die Behauptung abzuwehren, als handele es sich um einen bedeutungslosen Dilettantismus. Neuere eindringliche Untersuchungen haben betont, daß namentlich im ersten Jahrzehnt des Bestehens der Zeitschrift die Beiträge eine hohe, zum mindesten sehr anerkennenswerte Ebene einhielten. Nur daß später die Anteilnahme an der Literatur und die dichterische Regsamkeit durch die mit dem Herannahen des Weltkrieges immer schärfer sich zuspitzenden politischen Gegensätze lahmgelegt wurden oder das Interesse für Dichtung und Literatur nicht weiter um sich greifen konnte. Hier in der „Erwinia" traten Elsaß und Lothringen als geschlossener Begriff auf. Wer zählt die Namen derer, die zu dieser Zeitschrift oder gegen sie standen? Josef Bretzl (Reginus) aus Bayern als eine elementare und einflußreiche dichterische und menschliche Persönlichkeit mag genannt werden; dazu die Hans Arp, Desiré Münzer und Emil Erbrich, der Lothringen in diesem Kreise beachtlich vertritt, endlich die Frauen Marie Kuntz, Gustel Bretzing, Marguérite Wolf u. a. Fast alle, die vom Anfang der 90er Jahre an bis zum Ende des Weltkrieges im literarischen Leben von Elsaß und Lothringen eine Rolle spielten, haben entweder hier angefangen oder mußten sich mit der geistigen Erscheinung, die der „Alsabund" und die „Erwinia" darstellen, irgendwie auseinandersetzen.

Die von hier ausgehende literarische Kultur, Geschmacksbildung und Anteilnahme an Dingen der Poesie haben den Boden bereitet für alle folgenden literarischen Bestrebungen, die sich in Elsaß und Lothringen Geltung zu verschaffen suchten. Erst die Geschmackskultur, die, an guten deutschen Mustern geschult, sich von hier ausbreitete, gab die Möglichkeit neuer Ansatzpunkte und An-

griffspunkte. Daß diese Ausbreitung und Nachahmung deutscher Poesie geschmack- und kulturfördernd war, liegt auf der Hand. Bietet doch erst ein durch literarisches und dichterisches Nachbilden zubereiteter Boden, wie die Geschichte des literarischen Lebens zeigt, die Grundlage für das Hervortreten selbständiger Talente, die sich durch das Überkommene hindurch zu einer eigenen Haltung entwickeln. So ging es auch im Elsaß und wäre es noch weitergegangen, wenn nicht das Jahr 1918 einen Einschnitt gemacht hätte.

Die Auseinandersetzungen, die gegen das Ende des Jahrhunderts in der Literatur des Elsasses und Lothringens begannen, sind keineswegs das Anzeichen eines ernsthaften Liebäugelns mit der Kultur des westlichen Nachbarn. Sie sind vielmehr echt deutsch und eine innere Angelegenheit des deutschen Geistes. Einmal stand die jüngere und jüngste elsässische und lothringische Dichtergeneration in Beziehung zu dem neuen literarischen Wollen der deutschen Literatur seit der naturalistisch-sozialen Bewegung der 80er und 90er Jahre in Deutschland. Es handelt sich da um den Gegensatz einer klassizistisch-idealistischen Haltung und Form, wie sie nach deutschem Vorbild im Kreise der „Erwinia"-Poeten maßgebend waren, zu einer naturalistischen Wirklichkeitstreue und — danach — zu der „neuromantischen", impressionistischen und expressionistischen Entwicklung in der deutschen Dichtung. Und zweitens: diese klassizistisch-idealistische und seit dem 19. Jahrhundert im Elsaß eingewurzelte Richtung stand im Gegensatz zu der nun hochkommenden Dialektliteratur.

Hier schieden sich die Geister. Die elsässische Dialektdichtung, die am Ende des Jahrhunderts in Drama, Erzählung und Lyrik sich Geltung verschaffte (am 27. November 1898 Erstaufführung von Stoskopfs „D'r Herr Maire" in Straßburg) war keine völlige Neuheit und schon deswegen nicht aus der Absicht hervorgegangen, durch die Verwendung der Mundart in der Poesie jetzt den Anspruch auf Sonderart und Eigenart zu begründen. Im ganzen 18. und 19. Jahrhundert bestand im Elsaß und Lothringen ein Unterstrom mundartlicher Dichtung, und

Arnolds berühmter „Pfingstmontag“ hat diese Dichtung bereits im zweiten Jahrzehnt auf eine von allem Späteren kaum erreichte Höhe geführt — es sei denn, man nenne Heinrich Schneegans' „Der Pfingstmondâa von hitt ze Dâa“ (1899), ein Werk, das sich die Frage stellt: „Wie würden sich die Nachkommen jener Elsässer verhalten, die Arnold schildert, wenn heute ein junger Mann aus Bremen in ihren Kreis treten und sich um eine ihrer Töchter bewerben würde“, und das diese Frage in kulturpolitisch versöhnlichem, und das heißt, vom elsässischen Volkstum aus gesehen, deutschem Sinne beantwortet. Erst manche Mitläufer und Außenseiter haben die neuere elsässische und lothringische Dialektpoesie im Sinne einer Bewegung ausgebeutet, die darauf ausging, dem Lande eine Sonderstellung zwischen Deutschland und Frankreich zu geben, wobei sich die Waage manchmal nach der französischen Seite neigte. Nein, die neuere elsässische und lothringische mundartliche Dichtung ist in besonderem Maße aus dem deutschen Mutterboden und der deutschen Eigenart hervorgegangen. Sie bezeugt den Trieb des in der Vielgestaltigkeit seiner Stämme sich darstellenden deutschen Volkstums, die Eigenart einer jeden Landschaft auch in Dichtung und Sprache zu ihrem Rechte kommen zu lassen. Sie zeugt vielleicht noch mehr als die schriftsprachliche deutsche Dichtung von den stammhaften deutschen Kräften in Elsaß und Lothringen. Wenn dem eine idealistische und klassizistische Literatur in hochdeutscher Sprache gegenüberstand, ja von hier aus die mundartliche Dichtung abgelehnt wurde, so zeigte sich darin — immer vorausgesetzt, daß auf der hochdeutschen Seite die Dialektpoesie mit größerem oder geringerem Rechte als Eigenbrötelei beargwöhnt wurde — jene Spannung zwischen zwei Polen, von der die deutsche Geistesgeschichte in allen ihren Epochen zu erzählen weiß. In dem Gegensatz zu der nun aufkommenden Dialektliteratur und dem elsässischen Theater lag auch einer der Gründe, aus denen Lienhard 1895 dem Elsaß den Rücken kehrte: er steuerte aus der landschaftlich begrenzten Enge und vermeintlichen niedrigen Derbheit dieser Strömung in das hohe Meer eines neudeutschen Idealismus

hinaus, dessen volkserzieherische Absichten, verbunden mit dem Gedanken an eine neue Art von Bühnenweihfestspiel, sich für ihn niederschlugen in der Schaffung des Harzer Bergtheaters durch Ernst Wachler, für das zunächst sein „Wieland der Schmied“ geschrieben wurde.

Wie sehr die Dialektbewegung in der elsässischen Literatur innerlich deutsch war — ganz abgesehen davon, daß es sich ja um eine deutsche Mundart handelt —, ergibt sich auch aus der Tatsache, daß mit die beliebtesten Autoren des elsässischen Theaters Eingewanderte waren: Julius Greber und Arthur Dinter. Ihre Werke sind nach Inhalt und Form nicht zu unterscheiden von den Stücken der eingeborenen „Klassiker“ der elsässischen Bühne, den Stoskopf, Bastian, Hans Karl Abel u. a. Neben der mundartlichen Dramatik entfaltete sich die mundartliche Lyrik in ungeahnter Fülle und findet ihre begabtesten und eigenartigsten Vertreter in den Brüdern Mathis. Daneben gedieh die mundartliche Erzählung, geführt von Marie Hart, geboren 1856 in Buchsweiler. Sind wir aber einmal bei der Erzählkunst, für die sich die elsässische Mundart in ihrer behaglichen Breite, ihrem saftigen Humor, ihrer idyllischen Gemütlichkeit besonders gut eignet, so müßte der Entwicklung des deutschen Elsaßromans von 1871 bis heute und seiner verschiedenen Arten und Zielsetzungen ausführlich gedacht werden. Im Elsaß-lothringischen Jahrbuch, herausgegeben vom Wissenschaftlichen Institut der Elsaß-Lothringer im Reich, Band 9, hat der Verfasser dieses Aufsatzes den deutschen Elsaßroman eingehend zu kennzeichnen gesucht. Neben Lienhard und Stegemann ragt aus der Fülle der Romanschriftsteller der liebenswürdige und reich begabte Elsässer Hans Karl Abel hervor, der — zugleich Dialektdramatiker und Lyriker — in seinem elsässischen Volksroman, betitelt „Elsässische Tragödie“, der seit seiner zweiten Auflage 1916 „Ruf in der Nacht“ hieß, dem elsässischen Volkstum den Hintergrund bis zur napoleonischen Zeit abgewinnt. Von dem Helden dieses Romans, dem Künstler Jörg Euler, wird alle Zweideutigkeit durch die Entscheidung für Deutschland überwunden.

Schon ist diese Darstellung vielfach über die Jahrhundertwende hinausgelangt und bis in die Gegenwart vorgestoßen. Hatte die Dialektdichtung neben allem anderen ihre Bedeutung in einer Steigerung des elsässischen Selbstbewußtseins und in dem Bekenntnis zu einer scharf ausgeprägten Eigenart, so hat sie in dieser Beziehung der literarischen Gruppe den Weg bereitet, die sich seit 1902 in der kurzlebigen Zeitschrift „Der Stürmer" zusammenfand. So deutsch wie nur etwas waren auch die Vertreter dieses jungen literarischen Elsasses, die sich in dieser Zeitschrift revolutionär gebärdeten. Sie setzten den Kampf um ein neues dichterisches und kulturelles Ideal fort, der im deutschen Mutterlande im vollen Gange war, sie brachten eine Dynamik in Gang, die auch nach dem Eingehen der Zeitschrift im elsässischen Geistesleben nicht mehr zur Ruhe gekommen ist. Es galt dem elsässischen Geiste eine neue Geltung innerhalb der deutschen, ja der europäischen Kultur zu gewinnen. Aber gerade das damals von Gegensätzen und geistigen Kämpfen bewegte Deutschland gab ihnen Anregung, Schwung und Mut, sie selber zu sein — nicht das sattere und in sich ruhende Frankreich. Ausgerichtet waren sie nach dem damals von Auseinandersetzungen über Dichtung und Kunst bewegten München. Sie hatten nicht nur die Literatur im Auge, die von ihnen eingeleitete Bewegung richtete sich auf die Kunst in ihrer Gesamtheit. Deshalb nannte sich ihre Zeitschrift im Untertitel „Halbmonatsschrift für künstlerische Renaissance im Elsaß". Der wahrhaft große Dichter im vollen Wortsinne, der diesem Kreise angehörte, war der 1883 von deutschen Eltern in Kolmar geborene, 1914 bei Ypern gefallene „Frühexpressionist" Ernst Stadler, mit dem viele Hoffnungen für die große deutsche Dichtung zu Grabe getragen werden mußten. Stadlers geistige Wurzeln sind in der deutschen Mystik, in Novalis und Nietzsche zu suchen. Seine Gedichte aus der reifen Gedichtsammlung „Der Aufbruch" (1915) sind in der Reinheit und Tiefe ihres Schauens und in der Anschmiegsamkeit ihrer Form bleibende Werte der deutschen Literatur geworden. Eingeborene Elsässer und „Altdeutsche", Elsässer und Lothringer standen auch im Stürmerkreise nebeneinander,

ohne daß sich zwischen ihnen ein Unterschied bemerkbar machte. Schon hatte ungefähr gleichzeitig 1902 die zu dem „Stürmer“ im Gegensatz stehende, von G. Köhler herausgegebene Zeitschrift „Das Reichsland“ die elsässischen *und* lothringischen Kräfte zusammengeschlossen und insbesondere auch die lothringischen Dichter Erbrich und Th. Lerond zu Worte gerufen. Nun trat Lothringen in die dichterische und künstlerische Renaissance ein, die sich aus deutschem Mutterboden im Elsaß bereits Bahn gebrochen hatte.

4.

Mit seiner bunten und bewegten, ja „romantischen“ Vergangenheit, seinen landschaftlichen Reizen, den Mischungen und Abgründigkeiten seines Volkscharakters hat Lothringen, geographisch abgeschlossener als das elsässische Durchgangsland, in den Jahrhunderten, in denen sich das Deutschtum im Elsaß gerade in Dichtung und Literatur entfaltete, eine hochdeutsche Kunstdichtung nicht aufzuweisen. Freilich, zu Dieuze[1]) wurde 1497 der spätere protestantische Liederdichter Wolfgang Musculus geboren, der zu Straßburg für die Reformation gewonnen ward. Fischart wurde 1585 für einige Jahre Amtmann in Forbach und Moscherosch 1630 Amtmann zu Kriechingen (östlich von Metz), von wo ihn dann das Kriegselend verdrängte. Doch zu einer Literatur in einer nationalen Hochsprache kam es in den folgenden Jahrhunderten nicht. Es fehlte an einem regsamen geistigen Mittelpunkt, wie es Straßburg für das Elsaß war, es fehlte der ernsten und konservativ-bäuerlichen lothringischen Bevölkerung die Leichtigkeit im Aufnehmen der in Deutschland geschaffenen Werte einer schriftsprachlichen Dichtung.

Es fehlte dem lothringischen Volkstum aber nicht an dem Sinne für Dichtung überhaupt, weder was die Hervorbringung noch was die Empfänglichkeit für sie betraf. Volksglaube und Volksbräuche, zäh festgehalten, haben auch die volkstümlichen Gattungen der Dichtung gefördert, vor allem die Zusammenkünfte in der „Maistube“. Und das ist nun das Erstaunliche: Lothringen hat einen Schatz an volkstümlicher deutscher Dichtung hervorge-

bracht und bewahrt, der erst in jüngster Zeit und erst zum Teil gehoben wurde. Er harrt noch weiterer Erschließung. Volkslied, Märchen und Sage haben sich hier in deutscher Sprache vielfach zäher und wurzelechter lebendig erhalten als im übrigen Deutschland. Länger durch die politischen Grenzen vom Reiche abgetrennt und durch Sprache und Volkstum gegen den Westen geschützt, hat Deutsch-Lothringen ein Eigenleben auf dem Gebiete des Volksliedes, der Volkssage und des Volksmärchens entwickelt, dessen Ursprünge und Zusammenhänge trotz trefflichen Untersuchungen immer noch nicht ganz erhellt sind, jedenfalls aber von der starken gemeinschaftsbildenden Kraft deutscher Volksdichtung durch die Jahrhunderte hin zeugen. Ja, es ist wahrscheinlich, daß die Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, dies deutscheste aller Bücher und diese älteste und immer noch, wo Deutsche wohnen, den Jungen wie den Alten gleich vertraute Märchensammlung, ihre schönsten Stücke mittelbar aus Deutsch-Lothringen bezogen haben — falls es zutrifft, daß die berühmte Märchenfrau der Brüder Grimm, die Frau Viehmann, die „Viehmännin“ aus Kassel, die mündliche Hauptquelle der Sammlung, als geborene Pierson aus Lothringen stammt.

Wenn in jüngster Zeit, namentlich durch die rastlosen Bemühungen der Frau Angelika Merkelbach-Pinck, der neben dem französischen lange Zeit vernachlässigte deutsche Märchenschatz Lothringens bekannt zu werden beginnt, so war schon vorher die Sammlung der deutschen Volkslieder, die Pfarrer Louis Pinck (aus Hambach in Lothringen) aufzeichnete und der erstaunten Öffentlichkeit in jetzt vier Bänden unter dem Titel „Verklingende Weisen“ darbrachte, eine Entdeckung. Volkslieder, auch Balladen ältesten Stils, die im weiteren deutschen Sprachgebiet bereits verklungen waren, hatten sich hier erhalten, ältere und charakteristische Abwandlungen bekannter deutscher Volksgesänge wurden hier gefunden, alle Gattungen des weltlichen und geistlichen deutschen Volksliedes fanden sich hier zusammen. Und sie wurden nicht aus gedruckten oder literarischen Quellen gesammelt: sie wurden mit den Melodien aufgezeichnet nach dem münd-

lichen Vortrage von Leuten aus dem Volke, denen sie in einer langen Geschlechterfolge überkommen waren. Ein Stück lebendigen deutschen Volkstums wurde uns hiermit wiedergeschenkt, gleichviel, wie man hier und bei den Märchen in dem einen oder andern Falle die Frage beantworten mag, was lothringischer Eigenwuchs und was übernommenes Gut ist.

Mittelbar hat übrigens der lothringische Boden auch an bedeutsamen Erscheinungen neuerer deutscher Kunstdichtung seit dem 18. Jahrhundert seinen Anteil. Clemens Brentano, der am stärksten mit Poesie geladene Romantiker, der Sammler der Lieder von des „Knaben Wunderhorn", steht durch seine Mutter, Maximiliane von La Roche (deren Vater, der kurtrierische Rat La Roche, mütterlicherseits aus Lothringen stammte), zu unserem Lande in Beziehung. Und Stefan Georges Stammbaum führt auch auf lothringischen Boden zurück.

Erst in den letzten Jahrzehnten aber entwickelte sich in Lothringen eine eigene und eigentümliche selbständige deutsche Kunstdichtung, angesichts deren man mit gutem Rechte von einer „Renaissance" deutscher Dichtung in Lothringen sprechen kann. Nur wenige dieser jüngeren Dichter Lothringens sind bis jetzt weiteren Kreisen bekannt: insgesamt sind sie Zeugen dafür, daß das Deutschtum gerade in den letzten Jahrzehnten und besonders nach der erneuten Annexion des Landes durch Frankreich in diesem Grenzgebiet starke geistige und dichterische Kräfte zu entbinden vermochte. Ein blühender und duftender Garten deutscher Dichtung ist dort erwachsen. Eine Lyrik kommt von dort, deren Kennzeichen eine gewisse schwermütige Verhangenheit und eine innige Verbundenheit mit Geschichte und Landschaft sind. Nur wenige können und müssen genannt werden. Noch abseits von diesem Kreise junglothringischer deutscher Lyriker steht Arthur Babillotte, geboren 1887 in Neunkirchen, 1916 allzu früh gestorben. Er hatte mit der Stürmergruppe Fühlung und verselbständigte sich immer mehr in seinen Romanen und Bühnenwerken, in denen er mit nie ermüdender Behaglichkeit das Zuständliche darstellte und die Konflikte, die sich aus dem Widerstreit alter und neuer

Lebensauffassung in den Kreisen des Bürgertums ergaben. Und immer wieder fällt der Blick dieses gehemmten und zerklüfteten Schriftstellers zurück auf den entwurzelten, den energielosen Träumer, der er selber war.

Ferner: Bernd Isemann ist zwar, geboren 1881 in Schiltigheim, ein Elsässer, seine „Lothringer Novellen" sichern ihm aber durch ihre Naturnähe, durch das „Stiftersche" in ihnen einen Platz innerhalb der lothringischen wie der deutschen Gesamtdichtung. Dann nun aber folgt junge lothringische Lyrik. Wir scheiden unter den junglothringischen Dichtern nicht mehr nach solchen, die alteingesessen, und solchen, die eingewandert sind, auch nicht mehr nach denen, die 1918 in Lothringen geblieben oder denen, die nach Deutschland gekommen sind, endlich auch nicht nach solchen, deren Ahnenerbe zum Teil auf eine andere deutsche Landschaft führt. Für die Geschichte und die Ursprünge deutsch-lothringischen Schrifttums sind freilich in diesem Zusammenhange die wichtigsten die, die in altlothringischem Boden seit langem eingewurzelt sind. I. Fourmann, mit seinem Pseudonym Lothar Mundan, geboren 1886 in Teterchen, entstammt einer lothringer Bauernfamilie und ist namentlich durch seine „Stimmen aus Lothringen" die treibende Kraft der Wiedergeburt und des Aufschwunges in der deutsch-lothringischen Dichtung der jüngsten Zeit geworden. Auch er bemüht sich, die volkstümliche Überlieferung Lothringens zu pflegen und wieder bekanntzumachen. Seine eigenen Gedichte sind von einer originellen und farbigen Sprachkraft. Robert Laurency, geboren 1885 in Metz (gestorben 1931), hat feinsinnig das Wesen der lothringischen Sagenwelt mit ihrer Anknüpfung an den einzelnen Helden und ihrem Zuge zum Nationalepischen hin im Gegensatz zu der derb-bäurischen, an der Heimatscholle haftenden elsässischen Sage ergründet und auch zarte lyrische Gedichte geschaffen. Pierre Paulin steht im Dienste der lothringischen Geschichtsforschung und scheint in seiner Jugendlyrik von Otto Julius Bierbaum beeinflußt worden zu sein. Pierre Claude (C. A. Frantz), geboren 1893 in Saarunion, ist psychologischer Dramatiker („Kain", „Alexanders letzte Nacht") und auch



Foto: Elsaß-Lothringen-Institut, Frankfurt a. M.

Lothringisches Bauernhaus.



Foto: Elsaß-Lothringen-Institut, Frankfurt a. M.

Eine Dorfstraße in Lothringen.

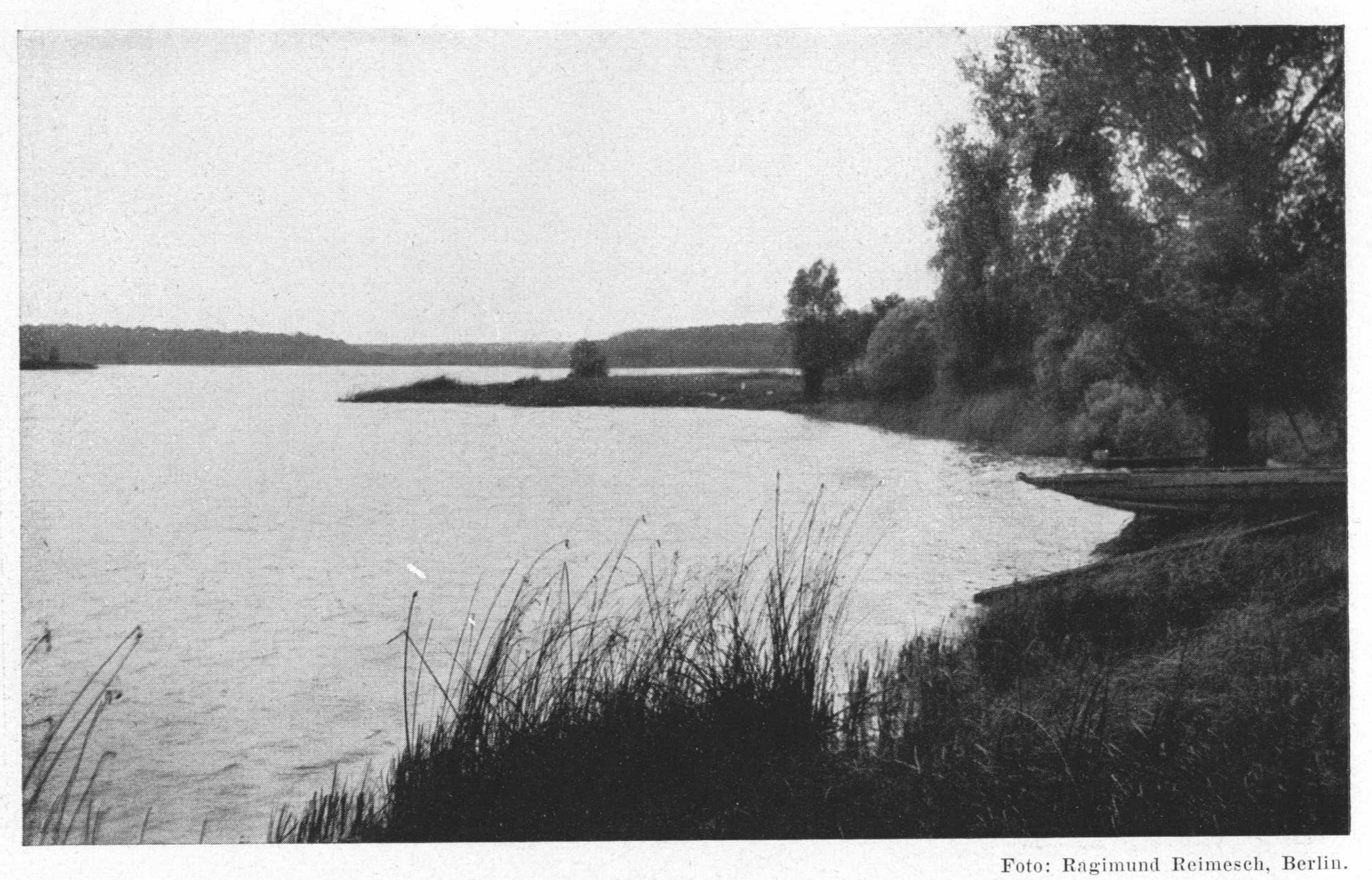


Foto: Ragimund Reimesch, Berlin.

Der Weiher, ein Kennzeichen Lothringens (Mittersheim).

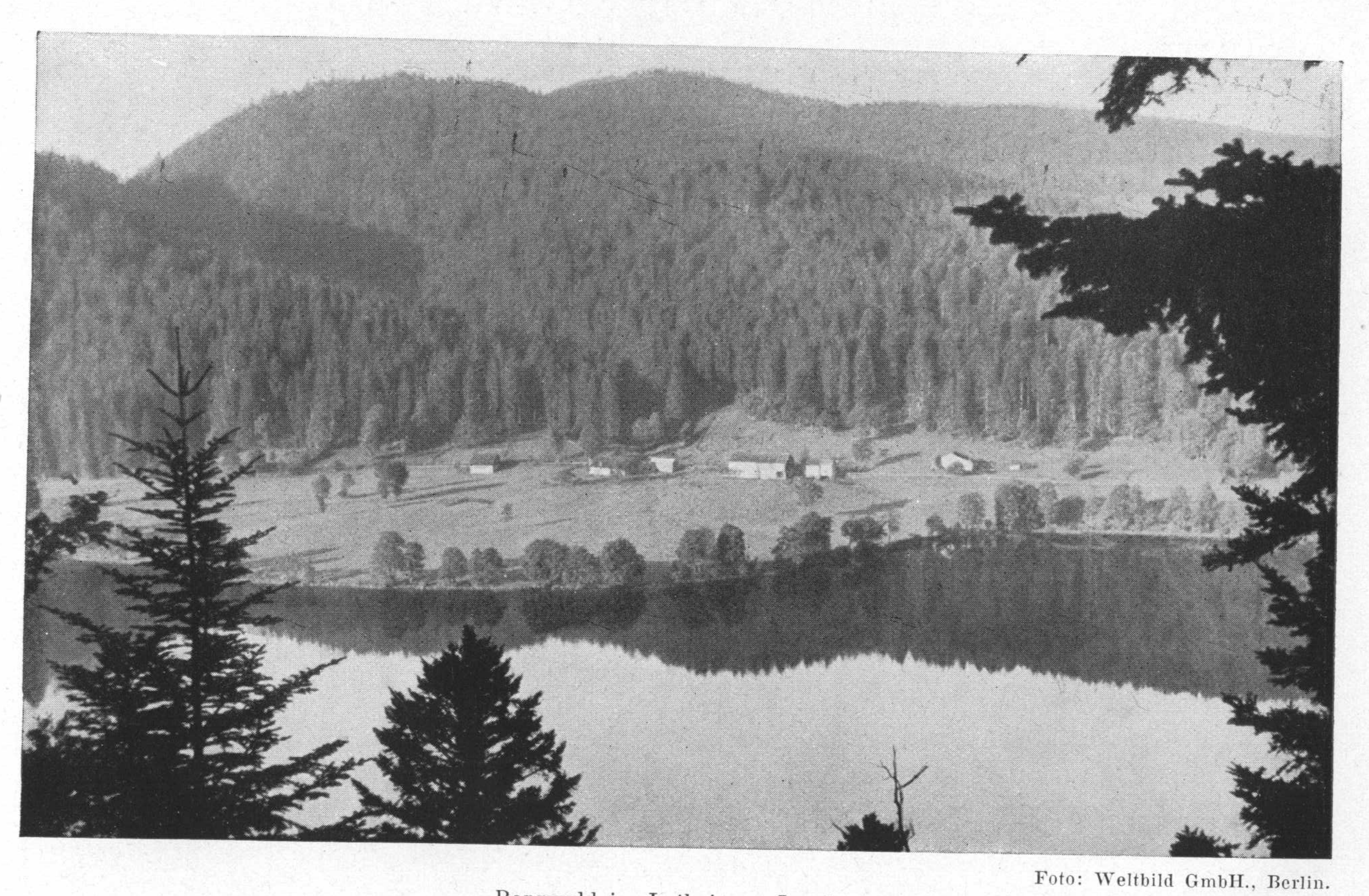


Foto: Weltbild GmbH., Berlin.

Bergwald im Lothringer Land.

Lyriker volkstümlichen Tones. Vergessen sei aber auch nicht Ernst Vögele (geboren 1908 in Stieringen-Wendel), „eine tragische Dichternatur, die an Hölderlin, besonders an Lenau erinnert“ (A. Pellon). Leben und Dichten sind diesem formal vollendeten Elegiker zerronnen, der, nachdem er den Lehrerberuf aufgegeben hat, „im Hause seiner Eltern zwischen Hoffnung und Verzweiflung lebt“.

Und nun steht man vor den beiden bedeutendsten dichterischen Persönlichkeiten der neueren lothringischen Literatur: Alfred Pellon und E. M. Mungenast. Alfred Pellon ist aus einem alten lothringer Geschlecht 1874 zu Metz geboren. Er mußte, so schrieb 1920 eine Metzer Zeitung, „dem Lande den Rücken kehren, weil ihn das Elend und die Intrige verjagten“. Seit 1919 hatte er in Berlin Fuß gefaßt. Dieser Mann, der von sich schreibt: „Ich war viel mehr ein Künstlermensch als ein Künstler“, bewährte die Reizempfindlichkeit und Ausdehnungsfähigkeit einer künstlerischen Seele in einer seltenen Vielseitigkeit. Er war nacheinander Maler, Rezitator, Lautensänger und Komponist, Dichter, Schauspieler und Spielleiter. Als Dichter im eigentlichen Wortsinn ist er die am weitesten ausgreifende und seelisch am tiefsten schöpfende Begabung der junglothringischen Literatur, in der Breite und dem Wert seiner Gesamterscheinung für sie repräsentativ. Er hat alle Gattungen der Poesie gepflegt. Er ist auch Dramatiker. Von seinen Stücken ist die zusammen mit seiner Gattin unternommene Neubearbeitung des alten Mysterienspiels „Mariechen von Nymwegen“ (1928) — ein märchenhafter deutsch-lothringischer Stoff, an dessen Überlieferungsgeschichte auch Flandern und Brabant beteiligt sind — für den hier in Rede stehenden Zusammenhang von eigentümlicher Zeugniskraft. Es handelt sich um eine teufelsbündnerische Legende, die eine der spätmittelalterlichen Vorformungen der im 16. Jahrhundert zusammengeflossenen deutschen Faustsage ist. Pellon hat von dem alten Spiel das Geheimnisvoll-Mythische beibehalten und durch die altmeisterliche Linienführung und Technik ein Symbolhaftes durchblicken lassen, wodurch das Werk zu einer Menschheitsdichtung allgemeinen Sinnes wird. Auch andere volkstümliche

Dichtungen aus Lothringen hat Pellon, frei und anschmiegsam zugleich, nachgedichtet: lothringische Volkslieder, lothringische Sagen. Seine eigene Lyrik, die, wie uns scheint, von Rilke und Stadler aus weitergeht, gewinnt ihre reinste Ausprägung in der Sammlung „Der magische Kreis“ (1937). Wirklich eine Magie geht von dieser Poesie aus und zieht uns in ihren Kreis. Ihr Grundton ist ernst und dunkelfarbig.

Der vielformigen Kunst Pellons gegenüber ist das dichterische Gesamtwerk von Mungenast im wesentlichen auf die Gattung des großen Romans beschränkt. Die drei umfänglichen Werke „Christoph Gardar“, „Die Halbschwester“, „Der Zauberer Muzot“ sind die Epopöe des Lothringer Landes und seines Schicksals bis zur Gegenwart, so wie die lyrische Dichtung Pellons Stimmung und Hauch dieses Landes in der Lyrik verdichtet hat. Ein deutschstämmiger und deutschfühlender Erzähler von langem Atem und von staunenswerter Fülle in der Wiedergabe des einzelnen, der Menschen, des Zuständlichen, ein Fabulierer von seltener Phantasiekraft und Anschaulichkeit. Mungenast ist Dichter, erzählender Gestalter und Chronist zugleich. Namentlich der „Zauberer Muzot“ zeigt einen neuen Typ der Prosaepik: das Werk liegt auf der Grenze von Roman und historischem Bericht und vermag erst so seine Aufgabe ganz zu erfüllen, die darin besteht, daß die Geschichte des so reichen und gesegneten, aber auch so wenig bekannten und vom Schicksal heimgesuchten Landes in ganz Deutschland Freunde fände. Mungenast liebt dieses geheimnisvolle Land und seine eigentümlichen Menschen in Vergangenheit und Gegenwart mit ganzer heißer Seele. Nur eine solche Liebe vermag Werke zu zeitigen wie diese, in denen der geschichtliche Ablauf innerhalb der lothringischen Grenzen von der Gegenwart her aufgerollt und ein erschöpfendes Abbild dieses Landes und derer, die es bewohnen, entsteht, ohne daß die Überfülle des Erzählten in dem Schöpfer selbst oder in dem Leser jemals das Gefühl einer Ermüdung aufkommen ließe.

Noch hat das Elsaß ein solches neuzeitliches Nationalepos nicht gefunden wie Lothringen mit der Reihe dieser

Romane. Eine starke epische Schöpferkraft fehlte in neuerer und neuester Zeit der elsässischen Literatur. In dieser Beziehung wurde sie in jüngster Zeit durch das lothringische Schrifttum überflügelt. Im übrigen aber zeigt die Entwicklung nach 1918 in beiden Ländern eine auffällige Übereinstimmung. Die einmal angeknüpften Fäden deutscher Dichtung wurden weitergeführt, so, daß man kaum den politischen Übergang an Frankreich verspürt. Die nächste Folge der neuen politischen Verhältnisse war in beiden Ländern ein gewaltiges Anschwellen der Dialektliteratur: auch dies ist ein Zeichen dafür, wie angestammtes Volkstum ein Mittel fand, sich gegen die erneute Loslösung vom deutschsprachigen Mutterlande irgendwie zu wehren. Als ein solches Sichwehren darf man auch im übrigen die elsässische und lothringische Dichtung nach 1918 in mancher Beziehung ansehen. Die neuen „Elsässer Hefte", die seit 1921 erschienen und mit einer aufschlußreichen Vorrede des Herausgebers Solveen, des Dichters und Malers — bekannt aus dem Autonomistenprozeß —, eröffnet wurden, suchten alle jungen aufstrebenden künstlerischen Kräfte zu sammeln. Die Beiträge in französischer Sprache treten sehr zurück. Offensichtlich knüpft diese Kunstzeitschrift in Ton und Inhalt an den Kreis der „Stürmer" aus der deutschen Zeit an. Auf dem gleichen Wege lag dann seit 1924 die Vereinigung, die sich „L'Arc", „Der Bogen", nannte und in unregelmäßigen Abständen ein Jahrbuch herausbrachte. Alle jungen deutschsprachigen elsässischen Schriftsteller der letzten Jahre von einiger Bedeutung stehen zu dieser L'Arc-Bewegung in Beziehung. Vor allem die beiden Begabungen, die auf dramatischem Gebiete aufgetreten sind: Claus Reinbolt und Georg Schaffner. Beide sind unzweifelhaft vom deutschen Expressionismus her beeinflußt. Daneben gibt es im Elsaß auch in jüngster Zeit eine Fülle lyrischer Dichtung, sowohl in hochdeutscher Sprache wie in der Mundart. Die von Raymond Buchert unter dem Titel „Neue Fahrt" 1929 herausgegebene Auswahl gibt von dieser elsässischen Nachkriegslyrik einen Gesamteindruck. Man wird in dieser lyrischen Poesie manches neue und originelle dichterische Bild, manche eingängliche

Stimmung, manche unmittelbar wirkende Sprachformulierung namentlich bei der Erfassung der elsässischen Landschaft oder bei der Wiedergabe des Idyllischen und Zuständlichen festhalten und im allgemeinen eine dichterische Ebene wahrnehmen, die es verdient, daß man sie anerkennt: alles in allem aber stellt sich auch die lyrische deutsche Dichtung nach 1918 im Elsaß wiederum nur als ein Ableger der Dichtung des größeren Deutschlands dar oder bewegt sich in der Nachfolge dessen, was bereits vor 1918 in der elsässischen Dichtung vorhanden war.

Und dies ist das Bezeichnende: die gesamten poetischen und literarischen Bemühungen nach 1918 konnten nicht über eine gewisse Ausweglosigkeit der elsässischen Dichtung nach der neuen politischen Trennung von Deutschland hinwegtäuschen. Trotz mancher Begabungen keine Stoffe, Formen und Ideen, die durch Neuheit und Stärke von dem schöpferischen Blutumlauf in einem großen Volkskörper Zeugnis ablegten. Ja, einige Beispiele wie das des bedeutenden Könners Eduard Reinacher und des urkräftigen Lyrikers und Romanschriftstellers Oskar Wöhrle konnten dartun, daß zunächst nur die räumliche Trennung vom elsässischen Boden dem elsässischen Dichter und Schriftsteller deutscher Sprache zuträglich war.

Nur der feste Zusammenhang mit dem deutschen Volkstum vermag, wie die Geschichte lehrt, der elsässischen und lothringischen Literatur in Gegenwart und Zukunft die Bedeutung zu sichern, die die fähigen dichterischen Kräfte dieser beiden einzigartigen Länder für sich und ihre Leistung beanspruchen dürfen oder erstreben.

Meißner: Deutsches Elsaß — Deutsches Lothringen